

Samenkörner

Neue Folge

Dreißundzwanzigster Jahrgang



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1929

Gedruckt bei J. u. W. Brockhaus, K. G., Leipzig

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
„Schöner als die Menschenföhne!“	1
Meine Lebensgeschichte	9
Gerettet	14
Nicht zu abgelegen	18
Ein Traum vom Richterstuhl	27
Der Vorhang zerrissen	29
Aus dem Tagebuch des Missionars Zimmer auf Borneo	38
„Ohne daß man es beachtet!“	42
Fürwahr!	46
„Ein Mann aus dem Land der Christen!“	49
„Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?“	53
Entweder in den Himmel oder in die Hölle	56
„Herr Jesus, zeige mir meine zweiundvierzig Jahre!“	57
Der Spitzenhändler von Hessen	64
Die letzte Einladung	70
„Jetzt“ und „Nicht“	74
Die beiden Nachbarn	78
„Ein Schild ist Er denen, die auf Ihn trauen“	82
„Die Herrlichkeit leuchtete vor mir her“	85
Durch einen Panther gerettet	94
Lamm und Löwe — Gnade und Gericht	97
Menschliche und göttliche Gerechtigkeit	103
„Dienstbare Geister“	109
„Überströmende Sünde, überschwenglichere Gnade“	113
In der Pfingstnacht vor Kap Hoorn	118
„Nichts als nur Blätter!“	128
„Es ist vollbracht!“	133
„Was Gott tut, das ist wohlgetan!“	139
Singet dem Herrn! (Gedicht)	139
Durch Leid zum Licht	141
Zweimal befreit	150
Drei Ärzte	156
Geteilte Strafe	161

	Seite
Wie Gott einer Mutter Gebet erhörte	164
„Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen“	166
Die Töchter des Barons von Arenburg	169
Des Großvaters Befehrerung	181
Lebensfahrt	188
Die verlorene Bibel	192
„Er tut Großes und Unerforschliches, Wunder bis zur Unzahl“	195
„Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“	197
Der schwarze Doktor	207
„Ich will nicht sterben!“	213
Friede, tief wie ein Strom	216
Der Flucher-Tom von Basingstoke	220
Die zurückgebrachten Schuhe	223
Dein Wille geschehe! (Gedicht)	224
Die Missionskiste	225
Es hat noch Zeit!	234
Fido	242
„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“	245
Der größte Arzt	250
Selig, ja, selig (Gedicht)	252
Gott ist Liebe	253
Paß in Ordnung!	256
Die erste Lüge	259
„Siehe, das Lamm Gottes!“	275
„Wenn eure Sünden blutrot sind...“	279
Ein Geburtstagsmorgen und seine Geschichte	281
Begnadigt	289
Ein Rückblick	293
„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser“	303
Eine Kuh für eine Bibel	306
„Es ist gut für mich, daß ich gedemütigt ward“	309
Willst du ewig verloren gehen?	321
Ein Sturm als Bote Gottes	326
Wellende Blätter (Gedicht)	331

„Schöner als die Menschenkinder!“

Menschenverehrung hat es stets gegeben, heute wie immer. Dennoch steht das eigene Ich in unseren Tagen in einer Weise vornan wie nie zuvor — man will sich nicht mehr unterordnen, will keine Autorität, kein Alter, keine Erfahrung, nichts mehr über sich anerkennen. Demgegenüber ist die Wahrnehmung auffallend, wie der Mensch den Menschen zu seinem Gözen macht, dem er verauschenden Weihrauch streut. Es ist nun einmal so: Wer den wahren Gott nicht kennt, macht entweder sich selbst oder irgend ein anderes Geschöpf zu seinem Gott. Es genügt in unserer auf Oberflächlichkeit und Außerlichkeit gerichteten Zeit schon, ein guter Boxer, Schwimmer, Reiter, Fußballspieler, Fechter, Filmschauspieler oder dergleichen zu sein, um voll Bewunderung auf den Thron gehoben, ja, geradezu vergöttert zu werden. Was von solcher Menschenvergötterung zu halten ist, darüber wollen wir an dieser Stelle kein Wort verlieren. Die menschliche Torheit richtet sich selbst.

Daß es wiederum Menschen gibt, die unserer Bewunderung und Verehrung wert sind, ist eine andere Sache. Gott selbst hebt in Seinem heiligen Worte gewisse Menschen vor anderen hervor und lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sie, damit wir uns an ihren

Worten und Werken erfreuen und Nutzen und Belehrung daraus ziehen. Aber welch einen ganz anderen Charakter als die gepriesenen Lieblinge der Menschen haben die hervorragenden Männer und Frauen des göttlichen Wortes! Sie haben nichts, aber auch gar nichts mit jenen gemein. Ihre Werke dienen nicht der Verherrlichung des eigenen Ichs oder des Menschentums im allgemeinen. Für sie handelt es sich allein um den Ruhm bei G o t t und um die Verherrlichung Gottes und Seines Christus. Die Helden der Schrift sind Leute, die wohl Taten verübt haben mögen, welche den Menschen groß erscheinen, dabei aber ein selbstloses, ja, oft genug unscheinbares Glaubensleben geführt haben, und deren Leben und Tun irgendwie in Beziehung gestanden hat zu dem E i n e n, der „schöner ist als die Menschensohne“. Zu Jesu Christo nämlich, dem Sohne Gottes, dem Löwen aus Juda, zu Ihm, der, von der Welt zwar verworfen und verachtet, das wunderbarste Werk vollbracht, den gewaltigsten Sieg errungen und die herrlichsten Taten ausgeführt hat, die je im Laufe der Weltgeschichte geschehen sind. Gott urteilt anders als der Mensch. Der Mensch sieht, was vor Augen ist. Er bewundert den Verstand, das Wissen, die Kunst, die Tatkraft, die Erfindungsgabe oder auch die Kraft und Gewandtheit des Leibes. Vor Gott aber sind die Menschen groß, die Seinen Sohn lieb haben und ihre von Gott empfangenen Gaben in Seinen Dienst zu stellen begehren zu S e i n e r Ehre und zum Nutzen für andere.

„Schöner als die Menschensohne“, haben wir die Zeilen überschrieben, mit denen wir den neuen Jahrgang der „Samenkörner“ eröffnen. Ihn, den Einen, der in jeder Beziehung eine Sonderstellung

einnimmt, der „schöner ist als die Menschensöhne“, reicher an Mitgefühl als der für Sodom bittende Abraham, der tiefer liebt als Johannes, der liebende und geliebte Jünger, der treuer und sanftmütiger ist als Moses, der doch treu war im ganzen Hause Gottes und sanftmütiger als alle Menschen auf dem Erdboden — Ihn, der weiser ist als alle Philosophen und Wissenschaftler dieser Welt, reicher als der reichste Fürst, kraftvoller als der gewaltigste Held, Ihn, den Unvergleichlichen, den Todesüberwinder, den Besieger Satans, den großen Heiland der Seelen, wollen wir wie bisher in den Mittelpunkt unserer Ausführungen stellen und Ihm unsere ganze Verehrung widmen. Sein göttliches Erbarmen immer aufs neue zu rühmen und unsere Leser zu bitten, von Seiner Gnade zu ihrem ewigen Heil Gebrauch zu machen, Seine Liebe und Treue zu preisen, die der Gläubige tagtäglich in seinem Leben erfahren darf, das soll auch in dem neu uns bescherten Gnadenjahr unser herzliches Begehren sein.

„Du bist schöner als die Menschensöhne“, so reden die Söhne Korahs, durch den Heiligen Geist geleitet, im voraus von dem kommenden König Israels. (Psalm 45, 2.) Mancher, den das Lesen des Wortes Gottes mit Ihm bekannt gemacht hat, hat diese Wahrheit erkannt und bezeugt sie mit glücklichem Herzen.

Abraham a Santa Clara, mit seinem deutschen Familiennamen Hans Ulrich M e g e r l e, von Geburt ein Badenser, von Beruf Mönch, Priester, Dr. theologiae, später Hofprediger zu Wien und Schriftsteller, bekannt als origineller, manchmal recht derber Kanzelredner, findet schöne und richtige Worte, wenn

er auf den Namen Jesus zu sprechen kommt. Er sagt: „Der Name Jesus ist heilig und heilsam. Den Kranken ist er eine Medizin, den Schwachen eine Stärke, den Armen eine Hilfe, den Verfolgten ein Schild, den Betrübten ein Jubel, den Reisenden ein Zehrpfennig, den Irrenden ein Licht, den Frommen ein Schatz, den Sündern eine Zuflucht, den Sterbenden ein Trost, den Engeln eine Freude — aber den Teufeln ein Schrecken“.

Und Bernhard von Clairvaur, der fromme Zisterziensermönch, der in gewaltigem, wenn auch falschem Eifer den zweiten Kreuzzug gepredigt hat, singt:

Es ist kein milderer Gesang,
Es ist kein schöner Ohrenklang,
Es ist kein süßerer Gedank'
Als Jesu Name lebenslang!

Jesus, Hoffnung der Flehenden,
Trost der zu Dir Gehenden,
Schild der nach Dir Spähenden,
Und was erst den Dich Sehenden!

Jesus, der Herzen Süßigkeit,
Lichtquell, der die Seel' erneut,
Hoch über alle Freude weit,
Du unsrer Wünsche Seligkeit!

Die Zunge viel zu stammelnd ist,
Kein toter Buchstab' es ermist,
Nur wer's erfahren, nie vergißt,
Was Jesum, Jesum lieben ist!

Als die fromme Jungfrau Blandina von den Heiden um des Evangeliums willen einen ganzen Tag grausam gemartert wurde, führte sie stets den Namen Jesu im Munde. Als man sie dann fragte,

weshalb sie diesen Namen immer ausspreche, antwortete sie: „So oft ich diesen Namen nenne, bekomme ich in meinem Herzen neue Kraft und vergesse alle Schmerzen“. Und der Dichter Christian Fürchtegott Gellert sagte, als er auf dem Sterbebett lag: „Wenn ich nichts mehr fassen und verstehen mag, dann ruft mir nur den Namen „Jesus“ zu; den höre und verstehe ich immer noch“.

Ja, es ist Wahrheit, was wir heute oft und gern in dem schönen, bekannten Liede singend bekennen:

„Jesus-Nam'!“ Wer kann ergründen
Deine Tiefe, Deine Höh'!
Wer die Gnad' und Lieb' verkünden,
Deren End' ich nirgend seh'!
Unausforschlich bleibt hier
Deines Namens Fülle mir!

Eins ist merkwürdig im Blick auf die Person und den Namen Jesu. So köstlich und unausforschlich nämlich dieser Name ist für jeden, der in ihm Vergebung seiner Schuld, Frieden und ewiges Leben gefunden hat, so widerwärtig klingt er denen, die nichts von ihm wissen wollen. Ihnen ist Jesus Argernis und Torheit, ja, ein Gegenstand des tiefsten Hasses. Sie mögen den Namen Jesus nicht einmal in den Mund nehmen. Es steht eben zu viel mit diesem Namen und seinem hochgelobten Träger in Verbindung, was die Feindschaft des durch die Sünde verderbten und durch Satan, den größten Feind Jesu, irregeleiteten Menschenherzens, wachruft. Der Weg des niedrigen, demütigen Jesus von Nazareth, Sein Leben in völliger Beugung unter den Willen Seines Gottes und Vaters, Sein Wandel in flecken-

loser Reinheit und Heiligkeit, Seine Lehren, die dem eigenen Ich den Todesstoß versetzen, dagegen die Liebe zu Gott und dem Nächsten gebieten, und vor allem Sein schmachvoller Kreuzestod — alles das sind Dinge, welche den Widerspruch des eigenliebigen, seinen Leidenschaften und Lüsten lebenden, hochmütigen Menschen aufs heftigste herausfordern. Treffend sagt der große Apostel im Blick auf das Werk der Erlösung, das ja den Höhepunkt der Erdenlaufbahn unseres Herrn und Heilands bildet: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, T o r h e i t; uns aber, die wir errettet werden, ist es G o t t e s K r a f t“, und: „Wir aber predigen Christum als gekreuzigt, den Juden ein A r g e r n i s, und den Nationen eine T o r h e i t; den Berufenen selbst aber, sowohl Juden als Griechen, Christum, G o t t e s K r a f t und G o t t e s W e i s h e i t“. (1. Kor. 1, 18. 23. 24.)

Was der Besitz Christi für den bedeutet, der Ihn im Glauben angenommen hat, im Gegensatz zu allen denen, die Ihn verwerfen, wird packend zum Ausdruck gebracht in einem Gespräch, das in Amerika zwischen einem Juden und einem Christen, d. h. einem w a h r e n Anhänger und Nachfolger Jesu, geführt worden ist, und das ich zum Schluß hier mitteilen möchte.

In einem Reise-Omnibus, so erzählt der betreffende Gläubige, der zwischen Paterson und Newark in Nordamerika verkehrt, hörte ich der Unterredung eines russischen Kolporteurs mit einem Juden zu. Das Gespräch, das sich zuerst hauptsächlich um die Frage drehte, ob Jesus der Messias sei, artete zuletzt, besonders auf seiten des Kolporteurs, der sich

durch die größere sprachliche Gewandtheit seines Gegners mehr und mehr aus der Fassung bringen ließ, in ein hitziges Wortgefecht aus.

Da ich den Kolporteur kannte und die Gelegenheit eines Zeugnisses für meinen Herrn und Heiland nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, trat ich auf ihn zu und sagte:

„Bitte, Herr K., überlassen Sie mir diesen Herrn für einen Augenblick.“ Damit wandte ich mich an den Juden und verwickelte ihn noch einmal in die Frage über den einen Namen und den einen Grund, auf welchem ein Sünder errettet werden kann.

Ich hatte noch nicht viel gesagt, als der Jude ausrief:

„Was läßt euch Christen nur immer sogleich zum Angriff übergehen?“

„Lieber Herr“, erwiderte ich, „das will ich Ihnen sagen: Wir Christen **haben** etwas!“

Als er mich ganz erstaunt und fragend anblickte, fuhr ich fort:

„Sie werden mich sogleich besser verstehen. Zunächst aber lassen Sie mich fragen: Wie steht es mit euch Juden? Ihr habt überhaupt nichts, habt weder Gott noch Götzen!

Ihr habt kein Land!

Ihr habt keinen Tempel!

Ihr habt keinen Altar!

Ihr habt kein Opfer!

Ihr habt keinen Priester!

Ihr habt gar nichts!

Einst war es ja anders mit euch. Gott war unter euch, und die Wolke Seiner herrlichen Gegenwart erfüllte die Stiftshütte und später den Tempel. Aber

heute? Seid ihr heute besser daran als die von euch so verachteten Heiden? Weil ihr euren Messias verworfen habt, ist heute der Name des auserwählten Volkes Gottes in der ganzen Welt entweder ein Gegenstand des Hasses oder des Gespöts geworden! Und wir, die wir nach dem Worte Jesu unreinen Hunden gleich waren und „ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt“ standen, wir haben jetzt Jesum, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, als unseren Heiland und Herrn empfangen. Wir sind reich, unendlich reich geworden! Alles ist unser.

Der Himmel ist unser Vaterland, des Vaters Haus unsere Heimat.

Wir haben die unmittelbare Gegenwart Gottes, das himmlische Allerheiligste, als unseren Tempel!

Wir haben Christum, den Heiligen Gottes, als unseren Altar!

Wir haben Jesum, den Gekreuzigten, das Lamm Gottes, als unser wohlannehmliches Opfer!

Wir haben den auferstandenen Christus als unseren Hohenpriester in Gottes Gegenwart.

Wir haben ferner, als Gottes gesalbte Priester, den Heiligen Geist, der uns befähigt, einerseits auf Grund des Blutes Jesu ins Heiligtum droben einzutreten und geistliche Schlachtopfer darzubringen, Gott wohlannehmlich durch Jesum Christum, und anderseits hier auf Erden den Ruhm Dessen zu verkünden, der uns berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht.

So sind wir errettet durch den und in dem auferstandenen Christus, und wir warten auf Seine Wiederkehr für uns, um dann mit Ihm verherrlicht zu werden.

Wundert es Sie jetzt noch, daß dieser unermessliche Besitz uns Kraft und Freude gibt, an solche, die ihn nicht haben, heranzutreten und ihnen ihre Armut kundzutun, zugleich aber auch ihnen die Möglichkeit zu bezeugen, ebenso reich zu werden, wie wir es durch Gottes Gnade geworden sind? Mein lieber Herr, es ist mein herzlicher Wunsch, daß auch Ihnen, als einem Angehörigen von Gottes ehemaligem ausgewählten Volk, die Augen geöffnet werden und Sie in Jesu von Nazareth, dem gekreuzigten Heiland, Ihren langerwarteten Messias erkennen möchten, Ihn, das große Gegenbild Ihres verworfenen Joseph, Ihres verworfenen Moses, den Verachteten und Verworfenen aus dem 53. Kapitel des Propheten Jesaja!"

Während der Unterredung hatte große Stille geherrscht. Mein Gegenüber war starr vor Staunen, als ihm die jammervolle Lage seiner Nation so kraß vor die Augen gestellt wurde im Gegensatz zu dem, was der gläubige Christ besitzt. Ganz fassungslos brachte er nur noch die Worte hervor:

„Wer sind Sie?“

„Ein Christ!“ erwiderte ich, ihm meine Karte reichend.

Meine Lebensgeschichte

Im Jahre 1874 erblickte ich das Licht dieser Welt. Meine Mutter starb zehn Tage nach meiner Geburt. Den Vater verlor ich, als ich vier Jahre alt war. Geschwister hatte ich keine. Als siebenjähriges Kind kam ich ins Waisenhaus. Dort wurde ich durch den Religionsunterricht mit der Bibel bekannt ge-

macht, und ich darf wohl sagen, daß schon in meinem achten Lebensjahre der Geist Gottes an meinem Herzen zu wirken begann, denn ich hatte damals den Wunsch, zu dem lieben Heiland zu kommen, der sich mir in diesem Jahr als der Freund der Kinder offenbarte.

Mit vierzehn Jahren kam ich aus dem Waisenhaus zu meinem Oheim nach Straßburg. Er besaß ein Blumengeschäft, und ich trat als Blumenbinderlehrling bei ihm ein. Der Oheim war ein gläubiger Mann. Er unterhielt sich häufig mit mir über göttliche Dinge. Vor allem hörte ich von ihm die mir bis dahin noch unbekannte Wahrheit, daß der Mensch schon in diesem Leben Gewißheit darüber erhalten könne und müsse, ob er in den Himmel komme. Der Kraft des bekannten Wortes des Herrn: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“ (Joh. 3, 16), konnte ich mich nicht verschließen. Wenn anders Gottes Wort die Wahrheit war, mußte diese Stelle jeden Zweifel an der durch meinen Oheim wieder und wieder bezeugten Tatsache beseitigen. Sie gab mir auch in der Tat viel zu denken. Ich kann diese Zeit wohl als meine erste nähere Begegnung mit Gott bezeichnen. Aber sie brachte mich noch nicht zur wahren Umkehr.

Noch an dem gleichen Tage, an dem ich die mein Herz tief ergreifende Unterredung über Joh. 3, 16 mit meinem Oheim hatte, redete Gott in anderer Weise ernst zu meinem Gewissen. Ich ging an diesem Abend allein nach Hause. Meine Wohnung lag in einem Vorort von Straßburg, etwa vierzig

Minuten vom Geschäft entfernt. Aus einer Wirt-
schaft am Wege erscholl lauter Lärm. Aufgeregte
Stimmen schwirrten durcheinander. Dann sah ich, wie
etliche Männer einen anscheinend leblosen Menschen
herausstrugen. Wie ich vernahm, war er in der Wirt-
schaft vom Herzschlag getroffen worden. Dieser An-
blick erschütterte mich sehr. Die Frage machte mir zu
schaffen, was aus mir geworden wäre, wenn anstelle
des Unglücklichen der Tod mich so unerwartet ereilt
hätte. Ich mußte mir sagen, daß ich ewig verloren
gegangen wäre. An diesem Abend rief ich ernstlich
zu Gott um Erbarmen. Es war das zweite Mal am
gleichen Tage, daß Gott eindringlich zu mir redete.
Aber auch dieses zweite Mal brachte mich nicht zur
Umkehr. Meine Angst war lediglich eine Folge mei-
nes Erlebnisses.

Ich übergehe nun zehn Jahre meines Lebens
und komme damit zur dritten Begegnung mit Gott.
Ich kann nicht sagen, daß ich in dieser langen Zeit
gleichgültig und ohne Gott dahingelebt hätte. Ich
hatte im Gegenteil den ernststen Wunsch, einen gott-
seligen Lebenswandel zu führen. Natürlich fehlte mir
die Kraft dazu. Wie könnte überhaupt ein Mensch,
der noch nicht Leben aus Gott hat, in einer Gott
wohlgefälligen Weise leben? „Was aus dem Flei-
sche geboren ist, ist Fleisch“, mußte sich der fromme
Pharisäer Nikodemus von dem großen Lehrer sagen
lassen. Und das Fleisch, mag es noch so schön aus-
sehen, ist verdammenswert vor Gott.

Aber Gott ließ nicht ab, in Gnaden dem Irren-
den nachzugehen. Eines Tages mußte ich eine Häck-
selmaschine verladen. Durch eine ungeschickte Bewe-
gung brachte ich mir an der linken Hand eine gefähr-

liche Schnittwunde bei, die mich für eine Zeitlang arbeitsunfähig machte. Ich benutzte die Zeit zum Besuch eines Verwandten. Im Eisenbahnzug kam ich mit einem gläubigen Mann ins Gespräch, der mir einen Traktat angeboten hatte. Wir standen, uns unterhaltend, nebeneinander am Fenster. Da die Strecke mir gut bekannt war, brach ich plötzlich das Gespräch ab und sagte zu meinem Nachbar:

„Wenn Sie nicht bis Bingerbrück stehen wollen, müssen Sie sich jetzt einen Platz sichern. Der Zug wird gleich stark besetzt.“

Da wandte der Mann sich zu mir, sah mich freundlich an und erwiderte:

„Lieber Freund, Sie haben da ein wichtiges Wort gebraucht: Sie müssen sich einen Platz sichern. Erlauben Sie mir, es Ihnen zurückzugeben, indem ich Sie frage: Haben Sie sich schon einen Platz **im Himmel** gesichert?“

„Ich hoffe, einmal in den Himmel zu kommen“, versetzte ich.

Auf diese Bemerkung gab der Fremde mir keine unmittelbare Antwort, sondern sagte nur:

„Wenn Sie jetzt wieder nach A. kommen, dann gehen Sie in die Mainzerstraße 24. Dort werden Sie einen Mann finden, der Ihnen Näheres darüber sagen kann, wie Sie sicher in den Himmel kommen.“

Diesem Rat folgte ich. Schon seit drei Jahren hatte ich nach einem Kreise von wirklich Gläubigen gesucht. Von seiten meiner Verwandten war ich aber dringend davor gewarnt worden, zu den verhassten und verachteten „Muckern“ zu gehen. Wenn ich das täte, würde man mir Haus und Verwandtschaft kündigen. Diese Drohung hatte einen gewissen Eindruck

auf mich gemacht. Nun aber konnte mich nichts mehr abhalten, dem Rat des Fremden, der mein ganzes Vertrauen gewonnen hatte, zu folgen. Ich ging zur Mainzerstraße 24, und da fand ich denn auch wirklich einen Kreis von Gläubigen, wie ich ihn schon lang suchte. Ich lernte ernstes, lebendiges Christentum kennen. Regelmäßig besuchte ich fortan die Zusammenkünfte dieser Gläubigen, allerdings zunächst mit dem von mir weder erwarteten noch gewünschten Erfolge, daß ich unruhiger und unglücklicher wurde als je.

Dieser Zustand dauerte einige Zeit. Eines Abends ging ich nach einer Gebetsversammlung ganz niedergeschlagen nach Hause. Ich legte mich zu Bett, fand aber vor innerer Unruhe keinen Schlaf. Schließlich — es war gegen zwei Uhr — konnte ich es im Bett nicht länger aushalten, stand auf, kniete nieder und schrie in meiner Sündennot so lang zum Herrn, bis ich Ihn im Geist am Kreuz auf Golgatha zu sehen glaubte. Zugleich flüsterte mir eine innere Stimme zu: „Da schau hin! Dort ist genug geschehen! Auch für dich!“

Ich wurde daraufhin ruhiger, legte mich wieder zu Bett und schlief ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mir, ach! so wohl zumute. Ich hatte Frieden mit Gott und war überglücklich. Jetzt wußte ich, daß Jesus auch meine Schuld gesühnt hatte. Er hatte für ewig alles gut gemacht. Von diesem Tage an erschien mir alles in einem anderen Licht als bisher, und so ist es bis zu dieser Stunde geblieben.

Wie undankbar für Gottes herrliche Gnadengabe war ich doch jahrelang gewesen! Aber Er hatte

mich trotzdem in Langmut getragen und nicht nachgelassen, mir zu zeigen, daß ich in mir selbst ganz und gar untauglich und verderbt war, bis ich dann endlich erkennen durfte, daß der Sohn Gottes sich auch für mich in Liebe und Gnade dahingegeben hatte. Daß der Herr Jesus mein alleiniger Retter, und daß nur in Ihm Heil und Frieden für jedermann zu finden ist, diese Gewißheit ist nun schon seit über dreißig Jahren mein Teil.

Gerettet

In der tiefen Abgeschlossenheit eines der ausgedehnten Wälder im fernen Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wohnte eine fleißige Familie. Durch ununterbrochene Tätigkeit hatte sie es mit den Jahren so weit gebracht, daß einige Morgen Waldland angebaut waren. Die anspruchslose Hütte, die sie in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes notdürftig gegen Wind und Wetter geschützt hatte, war durch ein bequemes Blockhaus ersetzt worden, und schließlich war noch eine Scheune hinzugekommen. Die Gebäude standen am Waldrande. Vor ihnen breitete sich das angebaute Land aus, und jenseit desselben war wieder dichter Wald, der sich viele Meilen ringsumher erstreckte.

Die Mutter des Hauses war eine rührige, tätige Frau, die ihre Kinder zu Fleiß und Sparsamkeit anhielt, von einem höheren Zweck des Lebens aber wenig wußte. Ihr Bemühen war, ihre Kinder für diese Zeit aufs beste zu versorgen. Um die Ewigkeit aber, und um das, was nach diesem Leben aus ihnen werden würde, kümmerte sie sich nicht. Sie wirkte für

die Speise, die vergeht; von der „Speise, die da bleibt ins ewige Leben, welche der Sohn des Menschen gibt“, wußte sie nichts. (Vergl. Joh. 6, 27.) Doch die Zeit war gekommen, daß sie aus ihrem Schlaf aufwachen sollte.

An einem kalten Abend gegen Herbstende, nachdem Mann und Kinder sich schon zur Ruhe begeben hatten, war sie noch in der Küche mit Vorbereitungen für den folgenden Tag beschäftigt. Das Feuer war heruntergebrannt, und sie ging in die Scheune, um einen Korb Späne zu holen, die dort immer reichlich umherlagen. Klar und wolkenlos dehnte sich der Himmel über der vom Vollmond beschienenen Landschaft aus. Die Frau sammelte ihre Späne. Als sie den Korb gefüllt hatte und sich eben zum Fortgehen anschickte, glitt ihr Blick zufällig über die Felder, hinüber zu dem nahen Walde. Da sah sie zu ihrem Entsetzen ein wildes Tier, in dem ihr geübtes Auge sogleich einen ungewöhnlich großen Panther erkannte, in großen Sprüngen aus dem Walde geradezuwegs auf sich zukommen. Sie warf den Korb von sich und rannte mit Windeseile dem Hause zu. Der Tür nahe, die sie glücklicherweise offen gelassen hatte, hörte sie die Späne rascheln unter den Tritten ihres blutdürstigen Verfolgers. Sie hielt sich schon für verloren, bot aber noch einmal alle Kraft auf, sprang ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu. Zum Glück hatte diese ein gutes Schloß, das sogleich fest einschnappte. Einen Augenblick länger, und sie wäre verloren gewesen. Denn kaum war die Tür zugeschlagen, als der Panther, der zum letzten Sprung angesetzt hatte, mit solcher Wucht gegen sie anprallte, daß er betäubt zu Boden fiel.



. . . Sie warf den Korb von sich und rannte mit Windeeseile dem Hause zu. Der Tür nahe, die sie glücklicherweise offen gelassen hatte, hörte sie die Späne rascheln unter den Tritten ihres blutdürstigen Verfolgers. Sie hielt sich schon für verloren . . .

Durch den Lärm aufgeweckt, stürzte ihr Mann aus der Schlafkammer und fand seine Frau kraftlos am Boden liegen. Sie konnte nur noch auf das Fenster deuten. Als er hinausah, erblickte er den Panther, der sich gerade wieder aufzuraffen suchte. Seine Büchse, die die Kolonisten in jener wilden Gegend immer bei der Hand haben, ergreifen und sie durch das Fenster auf den Panther abfeuern, war das Werk eines Augenblicks. Zu seiner Genugtuung sah er seinen Feind unter schrecklichem Geheul zusammenbrechen. Ein zweiter Schuß machte seinem Leben ein Ende.

Nachdem er so mit dem Panther fertig geworden war, hob er seine Gattin vom Boden auf, und durch Anwendung einiger einfacher Mittel, die ihm zu Gebote standen, glückte es ihm, sie bald wieder ins Bewußtsein zurückzurufen. Noch ganz erschüttert und tief bewegt durch die eben erfahrene wunderbare Rettung, erzählte die Frau nun unter Tränen den Verlauf des schrecklichen Begegnisses. Es währte eine ganze Weile, bis sie sich ein wenig gefaßt hatte. Ihr Gatte ermahnte sie, zu Bett zu gehen, um sich von den ausgestandenen Schrecken zu erholen. Aber sie wollte nicht.

„Ich kann mich unmöglich niederlegen, ohne vorher Dem gedankt zu haben, der mir in dieser furchtbaren Stunde so gnädig beigestanden hat“, sagte sie und bat ihren Mann, sie noch ein wenig allein zu lassen.

Als sie allein war, sank sie auf die Kniee, und obgleich sie wenig mehr als Seufzen und Schluchzen hervorbringen konnte, wachte ihr Herz, das so lang in irdischer Gesinnung gefangen gewesen war, doch zu einem tiefen Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit auf,

und in die Stoßseufzer des Dankes mischte sich ein Bekenntnis ihrer Schuld und ein Flehen um Vergebung. In früher Jugend hatte sie auf die Unterweisungen einer gläubigen Mutter gelauscht, und manches längst vergessene kostbare Schriftwort tauchte in dieser Stunde wieder in ihrer Seele auf. Von Herzen nahm sie ihre Zuflucht zu dem Sünderheiland, der gesagt hat: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“, und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.

Leiblich erschöpft, aber in ihrer Seele wunderbar erquickt, begab sie sich endlich zur Ruhe. Doch Schlaf wollte nicht in ihre Augen kommen. Eine seltsame, nie gekannte Freude erfüllte ihr Herz, und immer wieder gelobte sie sich, ihr Leben, das so gnädig erhalten worden war, fortan Dem zu weihen, dessen Barmherzigkeit sie in solch wunderbarer Weise erfahren, indem Er sie heute von zwiefachem Tode errettet hatte.

Nicht zu abgelegen

Die Sonne ging feuerrot und trübe über einer weiten australischen Ebene unter, einer Gegend von wildnisartigem Charakter. Nur eine einsame Hütte, von etwas Land umgeben, zeugte von menschlicher Gegenwart. Es war eine recht bescheidene Heimstätte, der man aber trotzdem ansah, daß sie mit einer gewissen, liebenden Sorgfalt errichtet war. Weiße Steine bildeten einen Weg zum Eingang des aus rohen Stämmen erbauten Häuschens, an das sich

ein winziger Schuppen lehnte. Die Ritzen zwischen den Stämmen waren mit Moos ausgefüllt. Die Tür hing in Lederangeln, und die Fenster bestanden aus grobem Glas. Draußen flatterten ein paar geflickte Kleidungsstücke an einer Wäscheleine im Winde. Sonst war nicht viel Bemerkenswertes zu sehen. Dem genauen Beobachter wäre vielleicht noch ein kleiner moosiger Erdhügel nahe an der Tür aufgefallen, der rundherum mit abgeschälten Zweigen besteckt war und auf das Grab eines Kindes schließen ließ.

Eben traten die Bewohner dieses Heims, ein Mann und eine Frau in den mittleren Jahren, in den kleinen Garten hinaus. Ihr Äußeres machte denselben anspruchslosen Eindruck wie ihr Häuschen. Der Mann trug eine grobe, blaue Arbeitsbluse und einen weitrandigen, abgenützten Strohhut. Seine Züge waren markig, das ganze Gesicht vom Wetter gebräunt. Auch die Frau hatte einen großen Sonnenhut auf. Sie sah nicht viel weniger wetterhart aus als ihr Mann, während sie so mit zusammengelegten Armen da stand und die untergehende Sonne betrachtete, die ihre letzten goldenen Strahlen leuchtend über sie ergoß.

„Jetzt wird's drüben in der Heimat ungefähr Tag werden, Albert“, sagte sie.

„Mag sein, Johanna“, erwiderte der Mann. „Aber es verwirrt mir die Sinne, darüber nachzudenken. Ich bilde mir lieber ein, daß die Leute daheim gerade wie wir jetzt dem Sonnenuntergang zusehen.“

„Im Himmel wird es einmal keinen Sonnenauf- und -untergang mehr geben“, fuhr die Frau nachdenklich fort. „Wir tun deshalb sicher besser daran, dorthinauf zu schauen, als uns nach der alten

Heimat zurückzusehnen. Leben in der Heimat auch noch viele, die wir lieben, unser Teuerstes hat der Herr zu sich genommen."

"Ich wünschte, ich könnte etwas Granit für Willis Grab bekommen", bemerkte der Gatte, indem er zu dem kleinen Hügel trat und einen umgefallenen Zweig zurechtstellte. „Es ist merkwürdig, wie einem immer wieder Dinge, mögen sie auch noch so geringfügig sein, aus dem Leben unseres kleinen Jungen ins Gedächtnis kommen“, fuhr er nach einer Pause sinnend fort. „Erinnerst du dich noch des kleinen Singvögleins, das der Matrose ihm gab, und wie er weinte, als es starb? Er begrub es gerade dort, wo wir ihn vor kaum einem Monat selbst begraben haben.“

„Ob ich mich dessen noch erinnere, Albert? Wenig kennst du das Herz einer Mutter, wenn du annimmst, daß sie ihren Liebling auch nur einen Augenblick vergessen könnte. Nein, oft, wenn ich bei der Arbeit bin, kommen mir Willis Worte so deutlich ins Gedächtnis, als hörte ich sie ihn noch sprechen, und ich bemühe mich dann unter Tränen zu sagen: „Gottes Tun ist stets gut“, aber ich fürchte, daß mir diese Worte nicht immer von Herzen kommen.“

„Der Herr hat Verständnis für unsere Trauer, und Er fühlt mit uns“, tröstete Albert. „Er zerbricht das geknickte Rohr nicht. Es tut mir nur so sehr leid für dich, Johanna. Du mußt dich jetzt wirklich oft recht einsam fühlen, wenn ich von Hause fort bin.“

„Die Einsamkeit, Albert, läßt sich noch ertragen“, erwiderte die Gattin. „Unter der Arbeit geht die Zeit schnell dahin. Doch etwas anderes schmerzt mich jetzt manchmal mehr, als ich es sagen kann. Ich meine, daß wir so sehr von aller Welt abgeschnitten

sind und dadurch gar keine Gelegenheit haben, etwas für den Herrn zu tun. So lang der Junge da war, sah ich meine Aufgabe darin, ihn für den Herrn zu erziehen. Jetzt aber ist es mir, als lebten wir ohne jeden höheren Zweck, nur zum Essen und Schlafen wie das Vieh. Hier gibt es keine Trauernden zu trösten und niemand, dem man ein Wort von Jesu sagen könnte."

"Und doch halte ich daran fest, daß Gott uns hierher geführt hat", erwiderte Albert gedankenvoll. "Du mußt dich nicht grämen, Johanna. An uns ist es, zu tun, was unsere Hand zu tun findet. Der Herr führt Sein Werk auf Seine eigene Weise fort, und wie Er uns dabei benutzen will, müssen wir Ihm überlassen."

"Dort kommt jemand angeritten", rief die Frau plötzlich, ihre Augen mit der Hand beschattend. "Wer kann das sein? Der Hausierer war erst letzten Monat hier."

"Wer es auch ist", fiel Albert ein, "er wird jedenfalls nicht mehr weit kommen. Die Nacht bricht gleich herein."

Die Sonne war inzwischen untergegangen. Nur noch ein langer Goldstreifen deutete die Stelle an, wo sie verschwunden war.

"Es wird ihm wohl nichts anderes übrigbleiben, als bei uns einzufehren und die Nacht hier zuzubringen", sagte die Frau, das Näherkommen des Reiters mit begreiflicher Neugier beobachtend.

Der Reiter war ein gutgekleideter junger Mann von angenehmem Äußeren. Er führte sein Gepäck in einem Rucksack mit sich, den er hinter sich am Sattel befestigt hatte. Als er die Leute an dem Gar-

tentor erblickte, hielt er sein Pferd an und erkundigte sich nach der Entfernung bis zur nächsten größeren Ansiedlung.

„Die ist noch über sieben Kilometer weit“, entgegnete Albert, „und der Weg hört dort drüben auf.“

„Wie unangenehm!“ rief der Reiter, unmutig das Gelände überschauend, das schon fast ganz im Dunkel lag. „Gibt es hier denn irgendwo ein Haus, wo ich eine Nachtherberge finden könnte?“

„Wir heißen Sie gern bei uns willkommen, Herr“, sagte Johanna mit freundlicher Zuvorkommenheit. „Das nächste Haus ist drei Kilometer von hier entfernt und nicht viel besser als dieses. Es geht im Gegenteil etwas unruhiger dort zu, weil die Familie zahlreich ist.“

Einen Augenblick schien der junge Mann unschlüssig.

„Können Sie denn auch mein Pferd unterbringen?“ fragte er etwas zurückhaltend.

„Hinter dem Hause ist ein guter Schuppen mit genügend Stroh“, erklärte Albert. „Wenn Sie also eintreten wollen, Herr, sollen Sie uns willkommen sein. Meine Frau wird sogleich für das Abendbrot sorgen.“

Zögernd, mit der Miene eines Menschen, der sich nicht klar darüber ist, welches von zwei Übeln er wählen soll, folgte der junge Mann der Einladung. Auch nachdem er sein Pferd im Schuppen zufriedenstellend untergebracht sah und sich selbst in der Hütte am behaglich wärmenden Feuer niedergelassen hatte, trat kein freundlicher Zug in sein Gesicht. Er war ein hübscher Jüngling mit dunklen Augen und dunklem Haar und mochte Anfang der Zwanzig sein. Aber

sein Benehmen war steif und zurückhaltend. Vorsichtig sah er sich in dem Zimmer um. Es konnte sich keiner feinen Einrichtung rühmen. Außer dem Herde, einem Tisch, zwei Stühlen und einer Bank enthielt es nur noch einen hübsch geschnitzten Schrank, aus dem Johanna eben das Geschirr hervorholte, dessen sie zu ihrem einfachen Mahl bedurften.

„Ich habe Ihnen im anderen Zimmer ein nettes Bett zurechtgemacht“, sagte die gute Frau, während sie geschäftig das Abendbrot bereitete. „Es ist auch frisches Waschwasser dort, wenn Sie sich Gesicht und Hände waschen wollen, um sich ein wenig zu erfrischen.“

Gern folgte der junge Mann der freundlichen Einladung. Das „andere Zimmer“ war ein langer, schmaler Raum mit nur einem Fenster am äußersten Ende, durch das man aufs Moor hinaus sah. Das Bett war ärmlich, aber frisch und sauber. Doch noch immer war der Jüngling nicht befriedigt. Nachdem er seine einfache Toilette beendet hatte, wollte er ins Wohnzimmer zurückgehen, als er seine Wirte vor der Haustür miteinander flüstern hörte. Er blieb stehen, um zu lauschen, aber das einzige, was er verstand, waren die verdächtig klingenden Worte:

„Niemand wird vermuten, daß es ein Grab ist“.

Er fuhr zusammen, trat leise in sein Schlafzimmer zurück und zog einen Gegenstand aus seiner Tasche, den er sorgfältig untersuchte. Es war eine Pistole.

Als er nach einer Weile wieder zum Vorschein kam, war das Abendbrot aufgetragen, und die beiden Hüttenbewohner saßen bereits am Tisch. Freundlich ermunterten sie ihren Gast, zuzugreifen. Aber eine

das Mahl würzende Unterhaltung wollte nicht in Gang kommen. Albert und seine Frau hatten zu lang in der Einsamkeit gelebt, um gewandte Gesellschafter zu sein, und ihre ungeschickten Versuche, etwas von den letzten Neuigkeiten aus einer Welt zu erfahren, die für sie kaum mehr bestand, wurden von ihrem Gast so ungnädig aufgenommen, daß sie zuletzt ganz schwiegen.

Daß der junge Fremde nicht so redselig war, wie seine Wirte es gern gehabt hätten, darf uns nicht verwundern. Glaubte er doch nicht anders, als daß er im Verlauf weniger Stunden gezwungen sein werde, sein Leben blutig zu verteidigen. Zwischen den Kleidern seines Rucksacks befand sich blinkendes Gold. Und den in diesen einsamen Steppen hausenden Menschen war nicht zu trauen. Vom ersten Augenblick an waren ihm die beiden Leute verdächtig erschienen. Und hatte er sie nicht deutlich flüstern hören, daß niemand sein Grab bemerken würde?

Daß der junge Fremde sich unter diesen Umständen nicht zu harmloser Plauderei aufgelegt fühlte, ist daher begreiflich. In trübseligster Stimmung verzehrte er sein Mahl, und mit Macht tauchten Erinnerungen in ihm auf, die er bis dahin stets zurückgedrängt hatte. Er dachte an eine hübsche Villa im fernen Europa, wo eine einsame Mutter sich in der Sorge um ihn, ihren einzigen, geliebten, irregegangenen Sohn, verzehrte. Lange hatte er dieser Mutter nicht gedacht. Doch jetzt, wo sein Grab vielleicht schon gegraben war, wollte es wie Heimweh über ihn kommen.

„Frau“, hörte er da seinen Gastwirt sagen, „reiche mir die Bibel. Wir wollen lesen.“

Erstaunt sah der Fremde auf. Eine Bergeslast wälzte sich bei den unerwarteten Worten von seinem Herzen. Der Ausdruck seines Gesichts änderte sich völlig. Alle argwöhnischen Gedanken waren mit einemmal verschwunden. Von Leuten, die in dieser Wildnis daran dachten, Gottes Wort zu lesen, hatte er nichts zu befürchten. Denen konnte er vertrauen. Aufmerksam und im Innern ergriffen, lauschte er auf die schöne Geschichte von der Sunamitin und ihrem Sohn, die in 2. Kön. 4 geschrieben steht. An das „Grab“ dachte er erst wieder, als er den Mann in einfältigen Worten beten hörte, Gott möchte doch auch ihre Herzen über den Tod ihres einzigen Sohnes trösten, den sie vor ihrer Tür, im fremden Lande, beerdigt hätten, damit auch sie fähig seien, wie einst die Sunamitin zu sprechen: „Es geht dem Kinde wohl“.

„Er ist ganz anders geworden nach dem Lesen und Beten“, sagte Johanna zu ihrem Mann, als der Fremde sich mit einem herzlichen „Gute Nacht!“, das sehr abstach von seinem früheren, fast beleidigenden Wesen, zurückgezogen hatte.

Bald herrschte tiefe Stille in dem kleinen Hause. Der Fremdling aber konnte an diesem Abend, obgleich alle seine Befürchtungen zerstreut und seine Glieder vor Müdigkeit wie zerschlagen waren, nicht so bald einschlafen. Seltsame Gedanken beschäftigten seinen Geist.

„Es muß doch etwas an wahren Christentum sein“, dachte er, „wenn ich, der ich selbst kein Christ bin, froh bin, mich unter seinem schützenden Einfluß zu befinden. Schade, daß ich die kleine Bibel, die Mutter mir gab, nicht besser aufgehoben habe!“

Es wird in dieser Gegend nicht so leicht eine andere zu finden sein. Aber ich will versuchen, eine zu bekommen. Ich will anfangen, die Bibel zu lesen. Es muß sich lohnen. Wie zufrieden macht es diese armen Leute in ihrer Abgeschlossenheit und dazu noch bei ihrer Trauer um das verlorene Kind! Es ist, als ob die Gegenwart und der Trost Gottes ihnen völlig genug wären. Morgen will ich meinen Wirt nach einer Bibel fragen.“

Früh am nächsten Morgen machte er sich bereit, seine Reise fortzusetzen. Der Entschluß, den er in der Nacht gefaßt hatte, war ihm keineswegs leid geworden. Doch das Frühstück, das in ganz anderer Weise verlief als das gestrige Nachtmahl, war schon eingenommen, er war schon am Gartenzaun und hielt sein Pferd schon am Zügel, ehe er es wagte, mit seinem Anliegen betreffs einer Bibel herauszukommen.

„Frau“, sagte Albert, „der Herr braucht eine Bibel, da ihm die seinige abhanden gekommen ist. Da ist ja noch Willis Bibel, aber...“

„Er soll sie haben, und das gern“, erwiderte die Frau, eilte in das Häuschen und brachte eine hübsch gebundene kleine Lederbibel heraus.

„Sie ist schon ein wenig abgenutzt, Herr“, sagte sie. „Unser lieber Junge, der jetzt im Himmel ist, las, obwohl er noch klein war, gern darin.“

Damit wandte sie sich ab, um ihre Tränen zu verbergen.

Tief ergriffen und von Herzen dankbar für alles Empfangene bestieg der junge Reisende sein Pferd. Der Abschied von seinen Wirtsleuten war herzlich. Noch lange schauten diese ihm nach, als er davonritt.

Von der Höhe, da, wo er sie zum letztenmal sehen konnte, grüßte er, die Mütze schwenkend, noch einmal zurück.

„Möchte Willis Bibel ihm zum Segen werden!“ sagte Albert, als er mit seinem Weibe in die einsame Hütte zurückschritt.

Alberts Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Die Bibel des kleinen Toten hat ihrem neuen Besitzer Segen gebracht. Er hat das heilige Buch in langen Nächten und auf der Heimreise studiert, und süßer Friede, der Friede, „der allen Verstand übersteigt“, ist nach heftigen Kämpfen in sein Herz eingezogen und hat seinen jungen rastlosen Geist zur Ruhe gebracht. Wer vermöchte die Freude zu schildern, die in die kleine Villa im fernen Europa einzog, als eine trauernde Mutter ihren lang vermißten, aber endlich heimgekehrten Sohn in ihre Arme schloß, der gleich dem verlorenen Sohne reumütig bekannte: „Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir“!?

Ja, Albert und seine Frau wohnten abgelegen, aber doch nicht zu abgelegen, als daß Gott nicht ihren Wunsch hätte erfüllen und auch sie zu einem Segen für andere hätte setzen können.

Ein Traum vom Richterstuhl

Ein Mann, der sich für gottesfürchtig und tadellos hielt, träumte, er sei gestorben und befinde sich in einem unermesslich weiten Raum. Alles war dunkel und leer um ihn; nur in unendlicher Ferne konnte er einen Richter sitzen sehen, vor dem Bücher aufgeschlagen lagen. Eine geheim-

nisvolle Gewalt trug ihn mit unendlicher Geschwindigkeit durch die unermessliche Weite hin vor das Angesicht des Richters. Während er den Raum durchflog, tauchten überall um ihn her Gestalten auf. Er erkannte, daß es Menschen waren, mit denen er im Leben zu tun gehabt hatte. Sie alle begleiteten ihn, und als sie vor dem Richterstuhl angekommen waren, erhoben sie ihre Stimme, um ihn anzuklagen.

„Er hat mich zur Sünde verführt!“ so erscholl es. „Er hat mich belogen! Von ihm lernte ich betrügen! Von ihm hörte ich Worte des Spottes! Bei ihm suchte ich Liebe und fand sie nicht!“

Als alle die anklagenden Stimmen endlich verstummt waren, fragte der Richter:

„Was antwortest du?“

„Alles ist wahr!“

„Sage selbst: Was muß dein Urteil sein?“ fuhr der Richter fort.

„Ich bin verloren!“

Mit diesen Worten sank der Schuldige zusammen. Der Richter ergriff einen weißen Stab und zerbrach ihn über ihm, zum Zeugnis, daß das Urteil rechtskräftig war.

In diesem Augenblick erwachte der Mann. Er war in Schweiß gebadet. Der Traum brachte ihn zur Buße. Er fand Vergebung seiner Schuld und Selbstgerechtigkeit in Jesu und ist vor wenigen Jahren, nachdem er ein gesegneter Zeuge seines Versöhners gewesen war, in Frieden in die Ewigkeit gegangen. „Im Traume, im Nachtgesicht, im Schlummer auf dem Lager: dann öffnet Er das Ohr der Menschen, ... um den Menschen von seinem Tun abzuwenden.“ (Hiob 33, 15—17.)

Der Vorhang zerrissen

[Wie eine Jüdin zu Christo kam]

Wenn ich im folgenden meine Lebensgeschichte erzähle, so geschieht es nicht, um von mir selbst zu reden, sondern um ein Zeugnis abzulegen von der erstaunlichen Kraft des Wortes Gottes und des Gebets.

Ich wurde als Kind wohlhabender jüdischer Eltern geboren. Mein Vater, der mich zärtlich liebte, erfüllte jeden meiner kindlichen Wünsche, während eine verständige Mutter mich mit liebender Sorge hütete. Sie erlaubte mir nie, ohne Begleitung auszugehen, und kleidete mich einfach, aber mit gutem Geschmack. Sie wäre bange gewesen, man möchte ihre einzige Tochter am hellen, lichten Tage von der Straße wegstehlen, hätte sie mir erlaubt, mich so zu kleiden, wie die jungen Mädchen von heute es oft genug tun. Wir liebten beide gute Musik, machten auch, als ich älter wurde, häufig Wagenfahrten in die Umgebung und verbrachten so, wenn ich nicht meinen Studien oblag, viele angenehme Stunden miteinander. Wahrlich, jedes Mädchen, das ihre Befriedigung in dieser Welt sucht, hätte mit meinem Lose zufrieden sein können; aber mein Herz war leer. Ich erinnere mich, schon als Kind darüber nachgedacht zu haben, wie es für einen Menschen möglich sein

könne, das Gebot in 5. Mose 6, 5 zu halten: „Du sollst Jehova, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft“, fühlte ich doch sehr wohl, daß meine Liebe zu meinem irdischen Vater größer war, als die zu dem himmlischen.

An der Schule, die ich besuchte, unterrichtete eine Lehrerin, die ich außerordentlich liebte und verehrte. Sie war eine hingebende Christin, die immer sehr freundlich zu mir war, nie aber mit mir von Christo sprach. Umso mehr aber redete ihr Leben, denn sie war ein lebendiges Zeugnis von der Macht Christi in einem Ihm geweihten Leben.

Als ich vor dem Abschluß meiner seminaristischen Studien stand, geriet mein Gesundheitszustand bedenklich ins Wanken, sodaß meine Eltern mich zur Erholung aufs Land schickten. Durch die Vorsehung des Herrn kam ich in ein christliches Haus. Dort lag im Wohnzimmer eine vielbenutzte Bibel auf dem Tisch, und tägliche Familienandachten gehörten zur Haus-Ordnung. Als Jüdin nahm ich natürlich nicht teil daran.

Da kam eines Tages ein Bibel-Kolporteur ins Haus. Als er hörte, daß ich nicht an Christum glaubte, ersuchte er mich dringend, das Neue Testament zu lesen. Ich erklärte ihm, daß Jesus von meinem Volke als Betrüger angesehen werde, und daß meine Mutter nicht wünsche, daß ich das Buch lese. „Dann werde ich für Sie beten“, sagte der Mann. Lachend erwiderte ich, seine Gebete würden mir wohl nichts schaden. Ich hielt sie für ebenso belang- wie wirkungslos.

Zu jener Zeit nahm ich folgenden Standpunkt

ein: Jeder Mensch ist verpflichtet, in der von seinen Vätern ererbten Religion zu wandeln. Wir als Juden fühlten uns weit über die sogenannten Christen erhaben, die, wie wir sagten, zwei Gottheiten hätten, es aber eben nicht besser wüßten. Die Juden dagegen, so meinten wir, beteten als Gottes auserwähltes Volk den einen wahren Gott an. Den Unterschied zwischen Namen-Christen und wahren Nachfolgern Christi kannten wir nicht, da wir fast nur mit ersteren in Berührung kamen; und an ihnen war wirklich nicht viel Bewundernswertes zu sehen. Von Juden-Christen hatte ich nie etwas gehört. (Später freilich entdeckte ich, daß meine Mutter solche kannte. Aber sie blickte auf sie herab als Betrüger, die bloß um irdischer Vorteile willen vorgaben, Christo nachzufolgen.) Daß es unter den Juden solche gibt, die nur ein äußeres christliches B e k e n n t n i s angenommen haben, habe ich leider ebenso wahr gefunden, wie das andere, daß es viele, viele „Christen“ gibt, denen die Religion nur als ein Mittel zum Zweck gilt; aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Christus sowohl unter Israel als auch unter den anderen Völkern wahre Nachfolger hat. Dem, der Christo in Wahrheit nachfolgt, mag er als Heide, Jude oder Namen-Christ geboren sein, ist die Liebe Gottes durch den Heiligen Geist ins Herz ausgegossen worden, und er kann niemand hassen, ebensowenig wie der Namen-Christ wahrhaft lieben kann. Wie oft habe ich die Hand Gottes schwer auf einem Antisemiten liegen sehen! Der Gott Mordokais ist noch immer unser wahrer Gott; und niemand kann die Wege eines Haman einschlagen, ohne von dem Schicksal Hamans ereilt zu werden.

Doch ich muß zu meiner Geschichte zurückkehren. Ich glaubte, den Bibel-Kolporteur vergessen zu haben. Aber kaum eine Woche nach seinem Besuch empfand ich ein seltsames Verlangen, in der Bibel zu lesen, die auf dem Wohnzimmertisch lag. Ich besaß selbst eine Übersetzung des Alten Testaments, hatte sie aber nicht bei mir. Das einzige Buch, das ich mit auf die Reise genommen hatte, war ein Band Gedichte. Nie werde ich jenen Juli-Samstagmorgen vergessen, an dem ich das dritte Kapitel des Propheten Maleachi aufschlug und die Worte las: „Siehe, ich sende meinen Boten, daß er den Weg bereite vor mir her. Und plötzlich wird zu Seinem Tempel kommen der Herr, den ihr suchet.“ Als Überschrift über dem Kapitel standen die Worte: „Königreich des Messias“, und oben über der Seite las ich den Namen Christus. Ist es möglich, fragte ich mich, daß diese Christen, von denen viele so intelligent sind, ihren Christus für den Messias des jüdischen Volkes halten sollten? Zugleich kam mir jene Lehrerin in den Sinn, die ich so sehr bewundert hatte. Auch sie glaubte, daß Christus der Heiland aller derer sei, die an Ihn glauben. Nun, dachte ich, es wird dir nichts schaden, einmal das Neue Testament zu lesen, das sie und so viele andere für wahr halten. Warum soll ich nicht selbst einmal prüfen, was es enthält?

So schlug ich zuerst das Evangelium Matthäus auf. Als ich an die Bergpredigt kam (Kap. 5—7), sagte ich mir: „Das sind nicht die Worte eines Betrügers“, und mit einemmal empfand ich ein tiefes Verlangen, auf meine Kniee zu gehen und zu beten. Nie hatte ich jemand aus meinem Volke knieend beten sehen. Wie hätten wir es auch jenen sogenannten

Christen aus der römischen und griechischen Kirche gleich tun können, die keinen Gottesdienst haben, ohne zu knien, dabei aber unser armes Volk jahrhundertelang blutig verfolgt hatten? Doch wie gesagt, es drängte mich jetzt, knieend zu beten. So ging ich hinauf in mein Zimmer und fiel auf meine Kniee. Und wunderbar, noch in jener Stunde offenbarte der Heilige Geist mir Christum. O wie war mein ganzes Herz mit einemmal von Liebe zu Ihm erfüllt! Ich meinte, im Himmel zu sein.

Wie lang ich so in tiefer Freude auf meinen Knieen gelegen habe, kann ich nicht sagen; aber als ich wieder hinunterging, um weiter in dem Neuen Testament zu lesen, war ich eine neue Schöpfung geworden, wiedergeboren aus Wasser und Geist, gewaschen in dem „kostbaren Blute Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken“. Ich las das Evangelium Matthäus an jenem Tage zu Ende. Ich verschlang seinen Inhalt, wie ich nie ein anderes Buch gelesen habe. Am folgenden Tage las ich Markus, dann Lukas und so fort, jeden Tag ein Buch, und immerzu erfüllte mich diese bis dahin nie gekannte Freude. Mitunter dachte ich daran, was werden würde, wenn meine Eltern erführen, daß ich an Christum gläubig geworden sei; wenn ich ihnen berichten würde, daß ich unseren Messias, meinen Herrn und Meister, den Einen, „an dem alles lieblich ist“, gefunden hätte. „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit“, lautete die Antwort des Herrn an mein Herz.

Als ich an die Briefe des Apostels Paulus kam, stieß ich auf viele Schwierigkeiten, doch eine Schulfreundin, die für einige Zeit kam und mit mir in der

gleichen Pension wohnte, konnte mir über manche Punkte Aufschluß geben. Wir lasen die Briefe gemeinschaftlich unter großem Segen. Aber erst einige Jahre später verstand ich wirklich den Unterschied zwischen Gesetz und Gnade. Eine Adventistin hatte mich inzwischen überredet, den Sabbath zu beobachten. Aber, Gott sei Dank! Sein Wort unterwies mich recht, und zwar war es merkwürdigerweise die Stelle 1. Joh. 3, 14: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben übergegangen sind, weil wir die Brüder lieben“, die mich überführte; denn ich merkte, daß durch die Lehre der Adventistin meine Liebe zu den Kindern Gottes erkaltete. Während ich täglich die Schriften untersuchte, erkannte ich nach und nach den Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Bund und suchte die Gemeinschaft von Geschwistern in Christo auf, die den ersten Tag der Woche als den Tag des Herrn beobachteten; ich erkannte die Wichtigkeit des Tages Seiner Auferstehung aus den Toten, in welcher auch wir mit Ihm auferstanden sind, um fortan in Neuheit des Lebens zu wandeln.

Doch ich bin meiner Geschichte vorausgeeilt. Meine Freude im Herrn förderte zusehends die Wiederherstellung meiner Gesundheit, und ich kehrte nach Hause und zu meinen Eltern zurück mit dem Entschluß, mit Gottes Hilfe meinen Lieben vor allem durch mein Leben zu zeigen, daß ich Frieden mit Gott gefunden hatte.

Ich kaufte mir eine eigene Bibel, die ich fleißig, meist im geheimen, studierte. Hin und wieder besuchte ich eine Sonntagschule. Meine Mutter sah bald, daß meine Neigungen andere geworden waren, und beobachtete mich ängstlich. Nach Beendigung meiner se-

minaristischen Vorbildung wurde mir eine Stelle als Lehrerin an der Volksschule unserer Stadt angeboten, und ich freute mich sehr über die Erlaubnis meiner Eltern, die Stelle annehmen zu dürfen. Denn obgleich mein Vater in der Lage war, mich bis an mein Lebensende zu versorgen, sah ich voraus, daß die Zeit kommen würde, wo ich um meines Glaubens willen darauf angewiesen sein würde, meinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen.

Eines Abends, ungefähr ein Jahr nach meiner Bekehrung, fragte mich meine Mutter geradeheraus, ob ich eine Christin sei. Statt aller Antwort verließ ich das Zimmer. Aber eine Woche später stellte sie die gleiche Frage. Und nun — ich war in der Zwischenzeit viel im Gebet gewesen — war ich imstande, furchtlos zu antworten:

„Mutter, ich habe unseren Messias, den Christus Gottes, gefunden.“

O wie bitter waren diese Worte für sie! Mehrere Tage war sie krank. Sie flehte mich an, Jesum aufzugeben. Aber ich entgegnete, daß mir das, wenn auch um ihretwillen mit blutendem Herzen, unmöglich sei, da ich nicht Ihn gesucht, sondern Er mich gesucht habe, und ich könne nicht anders, als an Ihn glauben.

Darauf wurde ich zu dem ausgezeichnetsten Rabbi unserer Stadt gesandt. Er erklärte mir, er habe das Neue Testament durchgelesen, aber nichts für das jüdische Volk darin gefunden, und nannte es die größte Torheit, daß ich mich von solchen Dingen habe beeinflussen lassen. Seine Worte hatten jedoch keinerlei Beweiskraft für mich.

Als alle Versuche, meinen Sinn zu ändern, fehlschlagen, sagte mein Vater, der mich noch immer hin-

gebend liebte, daß, wenn ich Jesum nicht aufgeben würde, sein Haus nicht länger meine Heimat sein könne. Mein Koffer und meine Kleider wurden zu-
rechtgestellt, und noch an dem gleichen Nachmittag verließ ich mein Elternhaus, nicht wissend, wo ich in jener Nacht schlafen sollte. Eine ehemalige Schulfreundin, die eine entschiedene Christin war, nahm mich auf, bis sich ein anderer Verbleib für mich gefunden hatte. Meine Eltern hatten gehofft, ich würde durch diese strenge Maßnahme „zur Besinnung kommen“, da ich nicht sehr kräftig und den Stürmen des Lebens ohne ein schützendes Elternhaus kaum gewachsen war. Zu ihrem Schmerz irrten sie sich.

Mehrere Jahre vergingen. Da erkrankte ich heftig an Grippe. Auch nach meiner Wiederherstellung war ich längere Zeit recht schwach. Oft schien es mir, als könne ich das Leben so nicht lang mehr aushalten. Ich muß bekennen, ich war ein wenig müde geworden. In den Sommer-Schulferien ging ich in die Berge. Dort lernte ich eine Dame kennen, die mir zum großen Segen wurde. Ihrem Vorbild und ihren gütigen Belehrungen folgend, gab ich mich völliger dem Herrn hin und wurde, als Antwort auf unsere Gebete, bald wieder ganz gesund und sehr ermuntert, später als Christin unter meinem jüdischen Volke zu arbeiten. Durch die glaubensvollen Gebete dieser treuen Jüngerin des Herrn wurde ich durch Gottes Gnade auch davon zurückgehalten, einen jüdischen Mann zu heiraten, der vorgab, an Christum zu glauben, und damals unter unserem Volke arbeitete, in Wirklichkeit aber ein Wolf in Schafskleidern war.

Ungefähr zwölf Jahre nach meiner Bekehrung ließ mein teurer Vater, der schwer erkrankt war, mich

durch einen Brief des Familienarztes rufen. Er empfing mich herzlich und plauderte so mit mir, als ob gar keine Trennung bestanden hätte. Er war bereit, mich wieder ins Haus aufzunehmen. Meine Mutter aber verlangte, ich solle zuvor meinen Glauben an Christum verleugnen. Das war unmöglich. So besuchte ich meinen Vater nur, so oft ich konnte, und eine Zeitlang wurde es besser mit ihm. Eine Woche vor seinem Ende ordnete der Arzt an, daß er ins Krankenhaus gebracht werde.

Damit kam für mich endlich die Gelegenheit, ungehindert mit dem geliebten Vater von Christo reden zu können. Die ihn pflegende Krankenschwester hatte mir erzählt, daß er stundenlang laut wegen seiner Sünden geschrien habe. Der treue Gott hatte meine Gebete erhört, und ich brauchte meinem lieben Vater nur zu sagen, daß Jesus Christus, der verheißene Messias und das Lamm Gottes, auch ihn liebe und auch für seine Sünden gestorben sei. Eine strahlende Freude lag auf dem Antlitz meines Vaters, als sein Herz endlich „Ja“ sagte auf die liebevollen Einladungen des Herrn, der ihn so lang schon gesucht hatte.

Meine Mutter erfuhr hiervon nichts. Einige Jahre später fand mein Bruder sie tot im Bett. Sie war plötzlich an einem Herzfehler gestorben. Ob sie im letzten Augenblick Frieden mit Gott gefunden hat, wer vermag es zu sagen? Ohne Zweifel hatte sie die Veränderung in meinem Leben gesehen, denn eines Tages, als ich meinen Vater besuchte, sagte sie, ich hätte meine Heftigkeit abgelegt, wohl weil ich älter geworden sei. Wie hatte ich gewünscht, sie möchte erkennen, daß es Jesus war, der mein Herz regierte,

Jesus, der den Seinigen Kraft schenkt, die alte Natur im Tode zu halten, Jesus, der Frieden gibt, tiefer als ein Strom!

Wunderbar hat Gott in Krankheits- wie in gesunden Tagen Seine Verheißungen an mir wahr gemacht: „Ich will dich nicht versäumen und dich nicht verlassen“ (Hebr. 13, 5), sodaß ich wohl mit dem Psalmisten sprechen kann: „Hätten mein Vater und meine Mutter mich verlassen, so nähme doch Jehova mich auf“. (Ps. 27, 10.)

Sooft ich Ihn, das fleckenlose Lamm Gottes, anschau und mich dann selbst betrachte, muß ich mich wundern, daß der Herr mich hat erwählen können, und daß Er sich mir durch Sein kostbares Wort offenbart hat. Denn mehr und mehr habe ich erkannt, welch eine arme Sünderin Er in mir errettet und zu sich gezogen hat. Doch sagt Sein Wort nicht: „Das Törichte der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er die Weisen zuschanden mache; und das Schwache der Welt hat Gott auserwählt, auf daß Er das Starke zuschanden mache; und das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, und das was nicht ist, auf daß Er das, was ist, zunichte mache, damit sich vor Gott kein Fleisch rühme“? (1. Kor. 1, 27—29.)

Aus dem Tagebuch des Missionars Zimmer auf Borneo

Am 13. April 1857 ging ich in unsere Vorratskammer und wollte Kalk holen, um die Bohnstube zu kälten. Ich griff nach einem

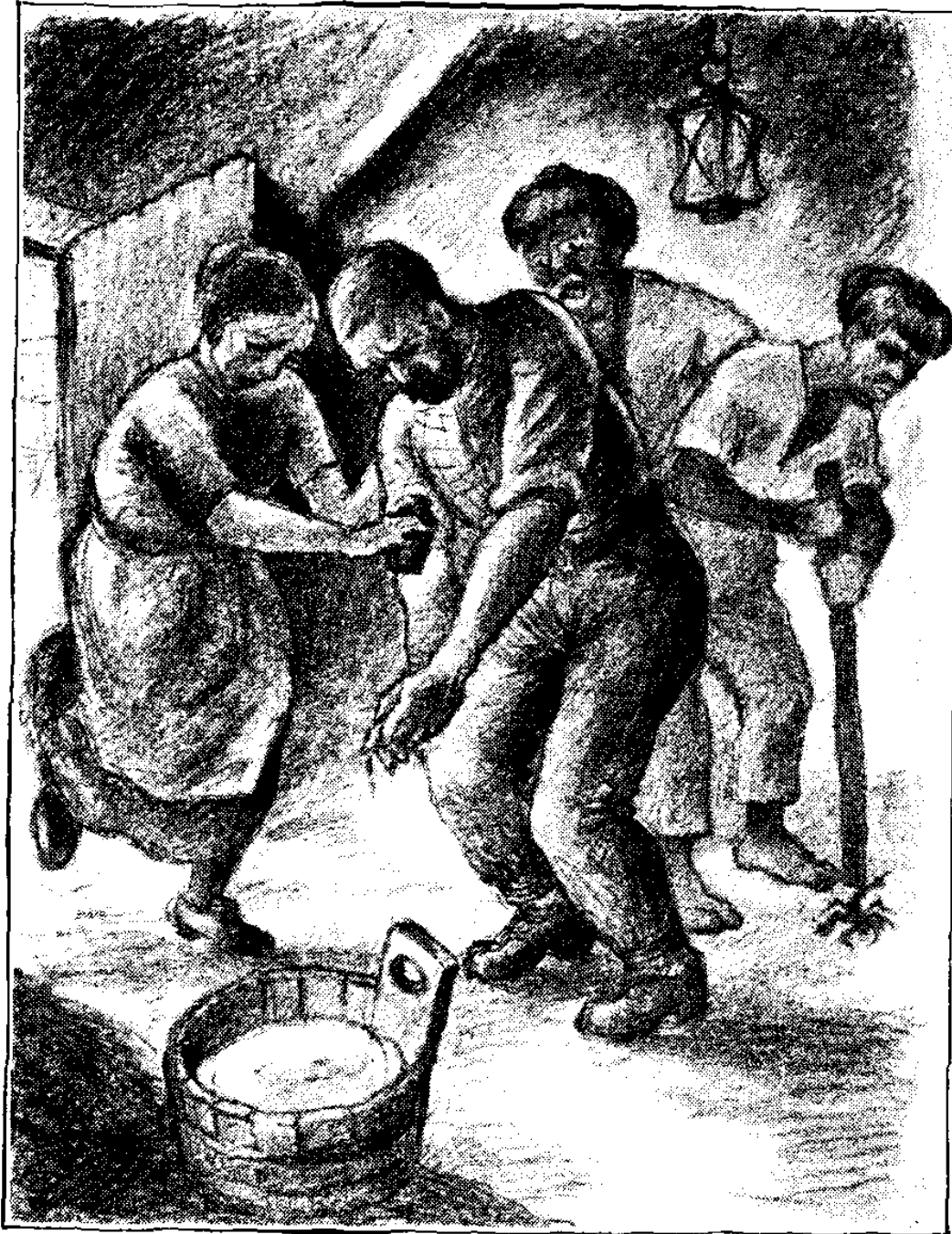
Zuber mit Kalk, fühlte aber fast im gleichen Augenblick einen so heftigen Schmerz in der rechten Hand, daß ich den Zuber fallen ließ. Zugleich bemerkte ich einen Skorpion, der mich gestochen hatte. Meine Leute bekamen einen gehörigen Schrecken. Während sie den Skorpion töteten, suchte ich das Gift aus der Wunde zu saugen. Meine Frau, die natürlich auch nicht wenig erschrocken war, lief und holte Hirschhorngeist, mit Olivenöl vermischt, herbei und strich es auf die Wunde. Der Schmerz war groß.

In einem homöopathischen Handbuch hatte ich einmal gelesen, daß man beim Stich eines Skorpions das verwundete Glied übers Feuer halten müsse. Ich tat's, aber der Schmerz nahm nur noch zu.

Wohl eine halbe Stunde lang hatte ich die Hand übers Feuer gehalten, als ein junger Eingeborener zum Unterricht kam. Ich wollte die Stunde nicht gern ausfallen lassen, da der Junge kurz vor der Taufe stand, und ging zu ihm in meine Stube und erzählte ihm von dem Unfall. Der Junge erschrak sichtlich, sagte dann aber:

„Dein Finger ist nicht schwarz. Ich hoffe, es geschieht dir nichts weiter.“

Wir begannen unsere Stunde wie üblich mit Gebet; aber kaum hatten wir uns von den Knien erhoben, da wurde mein Finger blau. Ich begann dann mit Erklären, aber nach zehn Minuten war der Finger schwarz. Der Junge verfärbte sich und sah unverwandt auf meine Hand. Sein Benehmen machte mich ganz verlegen. So ließ ich ihn sitzen und ging zu meinen Leuten. Als der alte Gottlieb meinen Finger sah, begann er zu zittern, und sein Gesicht entstellte sich. Ich sah nun klar, daß Gefahr vorhanden



. Zugleich bemerkte ich einen Skorpion, der mich gestochen hatte. Meine Leute bekamen einen gehörigen Schrecken. Meine Frau, die natürlich auch nicht wenig erschrocken war, lief und holte Hirschhorngeist, mit Olivenöl vermischt . . .

war, und hielt meine Hand unter großen Schmerzen wieder übers Feuer.

Die Kunde von dem Geschehenen verbreitete sich mit Windeseile. Nach einer Viertelftunde war eine ganze Anzahl Menschen in meiner Wohnung, aber alle wußten kein anderes Mittel als — den Beschwörer.

„Den laßt mir vom Leibe, und wenn ich sogleich sterben sollte!“ rief ich den Leuten zu. „Mit dem will ich nichts zu tun haben. Der Herr Jesus ist mächtig genug, mich zu heilen, wenn es Ihm gefällt.“

Im Kämmerlein seufzten meine Frau und ich zum Herrn, Er möge mich doch heilen, damit diese armen Heiden sehen könnten, daß Er Herr und Gott sei. Darauf begann mein Finger wieder eine rötliche Farbe anzunehmen.

Die Leute kamen und gingen, und immer dringender rieten sie zur Hilfe durch den Beschwörer. Obwohl ich mit meinem baldigen Tode rechnete, klammerte ich mich an meinen Herrn. Mein Glaube hatte zu tun, um Den recht festzuhalten, den ich so oft mit fröhlichem Mut als den Überwinder über Tod und Teufel gepredigt hatte.

Unentwegt hielt ich meine Hand übers Feuer, während ich den Arm abgebunden hatte. Endlich gegen zwölf Uhr ließ der Schmerz nach. Mein Finger wurde wieder ganz hergestellt. Wie es mir da zumute war, kann ich nicht beschreiben. Gelobt sei mein Gott, der meine Stimme, mein Flehen gehört und zu mir geneigt hat Sein Ohr! (Bergl. Ps. 116, 1. 2.)

„Ohne daß man es beachtet!“

Es entstand ein großes Geschrei in Ägypten; denn es war kein Haus, worin nicht ein Toter war.“ (2. Mose 12, 30.) So lautet der göttliche Bericht über die Wirkung der letzten und schwersten Plage. Die vorigen Plagen hatten nicht dahin geführt, den König und sein Volk zu der Erkenntnis zu bringen, was sie taten, wenn sie sich vermaßen, gegen die Stimme und den Willen Gottes zu kämpfen. Erst als der Tod solch reiche Beute unter ihnen forderte, wachten sie auf, zwar nicht zur Buße, sondern zu Jammer und Geschrei.

Diese alttestamentlichen Geschichten sind auch zu unserer Belehrung geschrieben. „In einer Weise redet Gott und in zweien, ohne daß man es beachtet.“ (Hiob 33, 14.) Tausende finden alljährlich einen plötzlichen und oft genug grauenvollen Tod bei Stürmen und Überschwemmungen, Grubenkatastrophen, Eisenbahn-, Auto-, Schiffsunglücken und dergleichen, „ohne daß man es beachtet“! Der Engel des Todes geht tagaus, tagein unsichtbar durch die Lande, nimmt den und jenen hinweg, jung und alt, arm und reich, und läßt Lücken zurück in Palast und Hütte, in Stadt und Dorf, „ohne daß man es beachtet“! Heiße Tränen und bitteres Leid begleiten den Dahingegangenen zu seiner letzten Stätte, aber der Ernst des Todes wird verdeckt durch äußeren Schmuck und Blumengewinde, und man sucht so die Spuren des Königs der Schrecken nach Möglichkeit zu verwischen. Seelenmessen oder Gebete werden für den Toten gehalten, am Ende noch eine jährliche Ge-

dächtnisfeier — das ist alles, was von dem Ernst der Tatsache übrigbleibt, daß G o t t gesprochen hat. Die Welt und ihre Gewohnheiten fluten wie ein Strom über das ernste Ereignis fort, und die Erinnerung an den Tod ist dahin.

„Jeder kommt in den Himmel, wenn er stirbt“, sagte ein junger Mann am Gasthofstisch.

„Nicht wahr?“ wiederholte er, sich an einen älteren Tischnachbar wendend, „wir kommen alle in den Himmel, wenn wir sterben!“

„Ich weiß es nicht; ich bin noch nicht dort gewesen“, lautete die Antwort.

Törichte Bemerkung des jungen Mannes! Sollten Trunkenbolde in den Himmel kommen? Sollten Gottesleugner, Ungläubige und offenbare Sünder dort eingehen? Werden Phariseer und moderne Bibelkritiker dort sein, oder solche, die auf dem Wege der Sünder stehen und da sitzen, wo die Spötter sitzen? (Ps. 1, 1.)

Törichte Bemerkung! wiederhole ich. Und doch, hat jener junge Mann nicht vielleicht nur nachgesprochen, was Leute, die es besser wissen sollten, vor ihm gesagt hatten? Was sehen wir um uns her? Ein Mensch hat nur für die Welt, für sein Vergnügen, fürs Geld, für die S ü n d e gelebt. Solang er lebte, dachte niemand daran, von einem solchen Menschen zu sagen, er befinde sich auf dem Wege zum Himmel. Es war wahrlich kein Grund dazu vorhanden. Nun stirbt der Betreffende. Er wird, wenn seine Verwandten es bezahlen können, mit großem Aufwand beerdigt, und an seinem Grabe werden Reden gehalten, daß man seinen Ohren nicht traut: Es war „solch ein friedlicher Tod“. „Das Tagewerk des treuen Ar-

beiters ist vollbracht“. Er ist „unser lieber Bruder“, und sein Leib wird in die Erde gesenkt, „in der sicheren und gewissen Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben“. Frohe Siegeslieder werden ihm gesungen. Aber wird G o t t die Tür zu Seiner ewigen Wohnung einem Verächter Seiner Gnade öffnen? einem, der gestorben ist ohne den Glauben an das Sühnopfer, das Er als den einzigen Weg bezeichnet? (1. Petr. 1, 18—21.) „Ohne Glauben ist es **unmöglich**, Gott wohlzugefallen.“ (Hebr. 11, 6.)

G o t t sagt: „Die Seele, welche sündigt, die soll sterben“. (Hes. 18, 4.) S a t a n sagt: „Mit nichten werdet ihr sterben“. (1. Mose 3, 4.) G o t t sagt: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht“. (Hebr. 9, 27.) S a t a n sagt: „Nach dem Tode der Himmel“, und mit dieser Lüge lullt er Seelen in Schlaf, die schon dicht am Rande des Abgrundes stehen. Aber Gott sagt: „I r r e t e u c h n i c h t! weder ... Ehebrecher .. noch Diebe, noch Habsüchtige, noch Trunkenbolde, noch Schmäher, noch Räuber werden das Reich Gottes ererben“; und: „Ungerechte werden das Reich Gottes nicht ererben“. (1. Kor. 6, 9. 10.) Wenn aber Gott also redet, glaubst du dann, daß alle die armseligen Anstrengungen des Menschen je dahin führen könnten, eine Tür zu öffnen, die E r verschlossen hat? Er sagt vom Himmel: „D r a u ß e n sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Mörder und die Götzendiener und jeder, der die Lüge liebt und tut“. (Offbg. 22, 15.) Diese Sprache ist doch wirklich deutlich genug.

„I r r e t e u c h n i c h t, Gott läßt sich nicht spotten! denn was irgend ein Mensch sät, das wird er auch ernten.“ (Gal. 6, 7.) Treibe es nur, wie du

willst, einmal wirst du deine Ernte einheimsen! Säe jetzt deine Sünden, einmal wirst du dein Gericht empfangen!

O lieber Freund, laß dich warnen zur rechten Zeit! „Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ (Matth. 3, 10.) Gemäß dem Zustand (errettet oder nicht), in welchem du stirbst, wirst du in der Ewigkeit weiterleben, entweder im Glück oder im Elend. „An dem Orte, wo der Baum fällt, da bleibt er liegen.“ (Pred. 11, 3.) Kein Gebet kann deinen Zustand nach dem Tode ändern, denn Gebete können das Blut nicht ersetzen, und „ohne Blutvergießung gibt es keine Vergebung“. (Hebr. 9, 22.) Viele, die schon dort sind, möchten vielleicht, wie der „reiche Mann“ im Gleichnis, andere vor dem „Ort der Qual“ warnen (Luk. 16, 28), doch „von da an, wenn der Hausherr aufgestanden ist und die Tür verschlossen hat“ (Luk. 13, 25), sind Eingang und Ausgang gleicherweise versperrt. Die Todes-Kluft ist nicht mehr zu überschreiten. Kein Steg führt hinüber zu denen, die sich auf der anderen Seite befinden. Ihr Schicksal ist für alle Ewigkeit besiegelt.

Leser, ich bitte dich, höre auf Gottes warnende Stimme, ehe es zu spät ist! Bereite dich jetzt darauf vor, Ihm zu begegnen! Beachte, o beachte, was dir gesagt wird! Bist du aber bereit, so hast du „nichts Übles zu fürchten“ (Ps. 23, 4), denn

„Es ist ein Felsengrund,
Auf den du baust und traust;
Mit Gott stehst du im Bund,
Und bald du Jesum schaust.“

Wahr!

Irgendwo — der Ort ist Nebensache — durfte ich acht Tage lang das Evangelium von dem Heil in Christo verkündigen. Der Besuch der Versammlungen wurde mit jedem Tage besser. Gott bestätigte das geredete Wort durch das Wirken Seines Heiligen Geistes. Mehrere Seelen fanden Frieden.

An einem Abend war der Saal so besetzt, daß kaum noch ein Stuhl gestellt werden konnte. Da kam im letzten Augenblick eine ältere Frau, für die mit Mühe noch ein Platz ganz vorn in meiner Nähe freigemacht wurde. Die Frau war sehr aufmerksam. Sie verwandte keinen Blick von mir. An diesem Abend sprach ich besonders ernst darüber, was die Sünde in Gottes Augen ist, wie der Mensch sich durch sie völlig von Gott entfernt hat, und wie nach Röm. 3 die ganze Welt dem Gericht Gottes verfallen ist, so daß aus eigenem Bemühen kein Mensch vor Ihm gerechtfertigt werden kann.

Nach Schluß der Versammlung erkundigte ich mich nach der Frau, deren Blick ich nicht vergessen konnte. Man erwiderte mir, sie sei bekannt als eine Person, die kein gutes Leben hinter sich habe. In der Versammlung war sie an diesem Abend zum erstenmal gewesen. Ich beschloß, sie zu besuchen.

Schon am nächsten Tage begab ich mich in ihre Wohnung, die in der Nähe lag. Die Frau wohnte allein. Ich traf sie am Tisch sitzend, den Kopf auf beide Hände gestützt. Nach ein paar einleitenden Worten fragte ich sie, was sie zu der Versammlung am

vorigen Abend sage, und ob sie dort etwas gehört habe, was für sie passe.

„Was ich dazu sage?“ versetzte sie. „Ich bin verloren!“

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?“

„Sie selbst, und dabei haben Sie mich immerzu angesehen.“

„Ja, liebe Frau“, erwiderte ich, „das steht so in der Bibel.“

Sie nickte zustimmend.

„Ja, das steht in der Bibel“, wiederholte ich.

„Die Frage ist nun, ob Sie es auch glauben.“

„Ich brauche es nicht zu glauben. Ich weiß es.“

Dabei sah sie mich so traurig an, daß es mir durchs Herz schnitt.

„Was wollen Sie denn jetzt tun?“ fragte ich nach einer Pause.

„Ach, ich habe schon den ganzen Morgen gebetet!“ rief sie.

„So? Was haben Sie denn gebetet?“

„Ich habe immer gerufen: Herr, hilf! Herr, laß gelingen!“

„Ja, liebe Frau“, versetzte ich kopfschüttelnd, „so müssen Sie auch nicht beten. So kommen Sie nicht weiter.“

Sie sah mich verwundert an und meinte zögernd, sie habe das so gerade für richtig gehalten.

Ich suchte ihr nun klar zu machen, worauf es beim Beten ankomme.

„Sehen Sie“, sagte ich, „wenn ich jetzt zu Ihnen käme und in einem fort rief: Helfen Sie mir doch! Helfen Sie mir doch! so würden Sie mir wahr-

scheinlich antworten: „Wie soll ich Ihnen denn helfen? Sagen Sie mir, was Sie von mir wollen.“ Wenn ich aber käme und sagte: Frau, ich habe großen Hunger und Durst! so würden Sie mir sicher ein Stück Brot und ein Glas Wasser geben; oder nicht?“

„Ja, das täte ich“, versicherte sie.

„Was für ein Anliegen haben Sie denn an den Herrn Jesus?“ fuhr ich fort.

„Ach, ich möchte meine Sünden loswerden!“

„Aber das haben Sie Ihm ja noch garnicht gesagt. Anstatt dem Herrn in einfachen Worten zu sagen, was Sie von Ihm begehren, rufen Sie immer: Herr, hilf! Herr, laß gelingen! Und dabei wissen Sie doch ganz gut, was Ihnen fehlt.“

„Ja, gewiß, ich möchte Vergebung meiner Sünden haben.“

Ich öffnete meine Bibel. Mit den Worten: „Jetzt wollen wir einmal sehen, was Gott Ihnen auf eine solche Bitte sagen läßt“, reichte ich ihr das heilige Buch und bat sie, die Stelle aus Jes. 53, 4—6 zu lesen, die mit den Worten beginnt: „Für wahr, Er hat unsere Leiden getragen, und unsere Schmerzen hat Er auf sich geladen... um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm usw.“

Nachdem sie die ganze Stelle gelesen hatte, sagte ich:

„Jetzt lesen Sie das gleiche noch einmal, setzen dabei aber an die Stelle des Wortes „unsere“ jedesmal „meine“.“

Sie gehorchte. Und als ich dann dem Gelesenen

hinzufügte: „So kann nach Gottes Gedanken jeder Mensch sprechen, der an den Herrn Jesus, Gottes fleckenloses Opferlamm, glaubt; ein solcher darf von sich bezeugen: „Durch Seine Striemen ist m i r Heilung geworden. Jehova hat Ihn treffen lassen m e i n e Ungerechtigkeit“, da faßte die alte Frau meinen Arm und sagte:

„So, nun ist's genug. Jetzt gehen Sie!“

„Warum soll ich denn nun gehen?“ fragte ich verwundert. „Was haben Sie vor zu tun?“

„D“, antwortete sie unter Tränen, „ich will die Tür schließen und auf meine Kniee gehen und dem Herrn Jesus danken, daß Er für m i c h gestorben ist. Da steht es ja: **Fürwahr!**“

E. Sch.

„Ein Mann aus dem Land der Christen!“

Auf den Fidjschi-Inseln an Land zu gehen — das war eine schwere Sache. Das konnte das Leben kosten. Kapitän Betram hätte es auch nicht getan, wenn's nicht hätte sein müssen. Aber wenn der Wasservorrat zu Ende ist oder die Lebensmittel knapp werden, dann muß der Seemann an Land.

Aus Erfahrung kannte Kapitän Betram den Charakter der Fidjschi-Inulaner. Er wußte, daß auf den schönen Koralleninseln grausame Menschenfresser hausten, die schon manchem Fremden einen schauerlichen Tod bereitet hatten. Darum war er sehr ernst gestimmt, als er mit einigen bewaffneten Begleitern

von seinem Schiff in das Boot stieg und der Insel zusteuerte.

Die Eingeborenen hatten das Boot schnell entdeckt. Eine große Schar sammelte sich am Ufer.

Jetzt landete das Boot. Kapitän Betram stieg ans Land. Da eilte eine wunderliche Gestalt auf ihn zu, ein hochgewachsener Südseeinsulaner, halb europäisch gekleidet. Es war der Häuptling des Inselvolks. Der Kapitän staunte, als der Mann ihm die Hände entgegenstreckte und ihm auf englisch zurief:

„Willkommen, mein Bruder!“

Der Kapitän war so überwältigt von dem freundlichen Empfang, daß er zuerst keines Wortes mächtig war. Der Häuptling aber wandte sich zu seinen Männern und sagte, vor Freude strahlend:

„Ein Mann aus dem Land der Christen!“

Jetzt begann Kapitän Betram zu verstehen. Sie waren also Christen geworden, diese einst so gefürchteten Südseeinsulaner. Und ihr Glaube war ihnen so lieb, daß „ein Mann aus dem Land der Christen“ ihnen als Bruder willkommen war.

„Es ist die Stunde, zu der wir Abendandacht auf unserer Insel halten“, fuhr der Häuptling fort. „Versammelt euch alle, ihr Leute! Heute wird unser Bruder aus dem Christenland uns die Andacht halten.“

Bei diesen Worten erschraf der Kapitän.

„Das kann ich nicht“, antwortete er.

Der Häuptling sah ihn erstaunt an.

„Fürchtest du, daß meine Leute dich nicht verstehen?“ fragte er nach längerem Schweigen. „Du hast recht, sie verstehen kein Englisch, aber ich werde übersetzen.“

Der Kapitän war in der peinlichsten Verlegenheit. Auf dem Meer wußte er wohl Bescheid, aber in seiner Bibel nicht. Er hatte sich seit seinen Knabenjahren nicht mehr um das Wort Gottes gekümmert. Wie sollte er nun fähig sein, dieser großen Versammlung eine Andacht zu halten? Beschämt stand er vor dem Häuptling, der gar nicht begreifen konnte, warum er immer noch zögerte. Eine Unwahrheit konnte er diesem guten, treuherzigen Menschen nicht sagen. Es blieb kein anderer Ausweg als ein offenes Geständnis.

„Meine Mutter hat mit mir gebetet, als ich noch ein kleiner Knabe war“, sagte er. „Dann starb sie, und ich kam auf die Sec. Da habe ich Gottes Wort vergessen.“

„Gottes Wort vergessen?“ wiederholte der Häuptling ungläubig. Konnte man denn einen solchen Schatz besitzen und vergessen?

„Aber du glaubst doch an unseren Herrn Jesus Christus?“ fuhr der Insulaner fort, den Seemann ernst anschauend.

Dem Kapitän war zumute, als stehe er vor dem Richterstuhl des göttlichen Richters. Zum erstenmal fühlte er die ganze Leere eines Lebens ohne Glauben. Er schämte sich vor den Südseeinsulanern. So schüttelte er den Kopf und sprach ein leises, tiefbeschämtes „Nein“.

Das braune Gesicht des Häuptlings zuckte vor verhaltenem Schmerz, und tiefes Mitleid klang aus seiner Stimme, als er sagte:

„Ein Mann aus dem Christenland — und er glaubt nicht an unseren Herrn Jesus!“

Dann gab er seinen Männern ein Zeichen, und sie folgten ihm alle zu einem erhöhten Platz, der von

wunderbaren Palmen beschattet war, und von dem man weit hinaus aufs Meer schauen konnte. Dort hielt der Häuptling wie alle Abende die Abendandacht. Nur betete er heute um des fremden Gastes willen in englischer Sprache. Nie in seinem Leben hatte Kapitän Betram eine so ergreifende Feier erlebt. Er konnte die Augen nicht von den braunen Männern wenden, die sich mit Vertrauen für die Nacht in Gottes Schutz befahlen.

Wie andächtig der Häuptling betete — mit der Kraft eines Mannes — mit dem Vertrauen eines Kindes! Er redete wie zu einem gegenwärtigen Freund. Um Gottes Schutz und Segen bat er für das ganze Inselvolk. Dann gedachte er auch des weißen Fremdlings und seines großen Jammers. Und er flehte zu Gott, daß Er dem armen Bruder, der im Christenlande aufgewachsen war und doch nicht an den Herrn Jesus glaubte, helfen möchte.

„Herr Jesus, laß ihn nicht wieder fort von unserer Insel ziehen, ohne Dich gefunden zu haben!“

Damit schloß das Abendgebet des Häuptlings, und es wurde still, ganz still unter den Palmen.

Sie beteten wohl alle noch im stillen, die einfältigen Südseeinsulaner, und der Schiffskapitän betete mit — zum erstenmal wieder seit langer Zeit.

Als er dann dem braunen Häuptling die Hand reichte, konnte er bewegten Herzens sagen:

„Dein Glaube ist jetzt auch mein Glaube.“

Jahrzehntelang hatte Kapitän Betram unter den Christen gelebt wie ein Heide, und keiner hatte ihm geholfen, Jesum zu finden! Erst auf den Fidjisch-Inseln fand er Ihn, und ein bekehrter Heide war sein Führer.

„Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?“

Er war in einem christlichen Heim mit all seinen Vorzügen und gesegneten Einflüssen aufgewachsen. Doch anstatt in die Fußtapfen seiner Eltern zu treten, hingte er sein Herz an die Dinge der Welt. Sein Ehrgeiz zielte dahin, die höchste Sprosse der kaufmännischen Leiter zu erreichen und es in dieser Welt zu Reichtum und Ansehen zu bringen.

Eines Sonntags, als alle zur Kirche gingen, beschloß er, eine verwandte Familie in der Nachbarstadt zu besuchen. Bei seiner Ankunft dort wurde ihm aber der Bescheid, die Familie sei in der Kirche. Mit einer ärgerlichen Bemerkung verließ er das Haus.

Um sich die Zeit zu vertreiben, machte er einen Spaziergang. Da brach plötzlich ein so heftiges Unwetter los, daß er gezwungen war, in dem nächstliegenden Gebäude, einer Kirche, Schutz zu suchen.

Der Pfarrer verlas gerade den Text: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?“ Dieses Wort wiederholte er drei- oder viermal und sagte dann:

„Es mag ein junger Mann unter uns sein, der um jeden Preis entschlossen ist, in der Welt vorwärts zu kommen, ein reicher Mann zu werden und es zu einer einflußreichen Stellung zu bringen. Ist dem so, so laß mich dich, junger Freund, ernstlich bitten, diese Worte zu erwägen: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?““

Kurz nach dieser Begebenheit verließ er das Elternhaus ganz und wandte sich nach London. Hier konnte er leben, wie er wollte, da keiner ihm dareinredete, und tief tauchte er unter in die Freuden und Vergnügungen der Großstadt. Gleich so vielen seines Alters und Standes suchte er Befriedigung in einem nur dem Vergnügen gewidmeten Leben, besuchte das Theater, den Billardtisch, die Rennen usw.

Aber gleich dem verlorenen Sohn im fernen Lande mußte er erfahren, daß das Trachten nach den Dingen dieser Welt ein armseliges Ding ist, daß die Welt im Grunde nichts bietet als Träber, und zuletzt auch diese nicht mehr. Zu dem Weibe von Samaria sagte der Herr Jesus: „Jeden, der von diesem Wasser trinkt, wird wiederum dürsten“. Wie oft und bitter ist die Wahrheit dieser Worte schon empfunden worden!

Doch Gottes Auge war auf den jungen Mann gerichtet. Die Worte: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?“ hatten sich seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt. Sie begleiteten ihn überall, wohin er ging, vergällten ihm jedes Vergnügen und raubten ihm Ruhe und Frieden.

Von London enttäuscht, beschloß er, nach Paris zu gehen. Er hoffte, auf einem neuen Schauplatz der Freude und Lustbarkeit ein anderer Mensch zu werden und endlich die Befriedigung zu finden, nach der es ihn so sehnlich verlangte. Doch auch nach Paris folgte Gott ihm. Wie in London mußte er auch hier dieselben schmerzlichen Erfahrungen von der Freundschaft der Welt machen. Auch Paris brachte die Erinnerung nicht zum Schweigen: „Was wird es einem

Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber seine Seele einbüßte?" Wie die Gerichtsposaune tönnten ihm schließlich diese Worte ins Ohr, sodaß der Schlaf ihn floh, und Schrecken und Seelenangst ihn ergriffen. Er reiste nach London zurück.

Als er sich in dem Gasthof, in dem er zunächst abgestiegen war, zur Ruhe begeben wollte, hörte er jemand ein Lied von der Schönheit des Namens Jesu singen. Betroffen lauschte er. Der Gesang kam aus dem anstoßenden Zimmer. Er lugte durchs Schlüsselloch und erkannte in dem Sänger einen älteren Herrn, der, als das Lied zu Ende war, einen Abschnitt aus Gottes Wort las und dann zum Gebet niederkniete.

Da hielt es der Lauscher nicht länger aus. Er klopfte an die Tür.

„Wer ist da?“ fragte eine freundliche Stimme.

„Ein junger Mann in tiefer Seelennot“, antwortete er.

„Herein! herein!“ klang es von drinnen, und wo und wie er war, wies ihn der freundliche Fremde zu Jesu, dem Sünderheiland.

Zum erstenmal lauschte er begierig dem immer neuen, herrlichen Evangelium von der Gnade Gottes. Er sah das teure Blut, das am Stamm des Kreuzes floß, das von aller Sünde reinigt, und das auch den schlimmsten Sünder, der glaubt, für die Gegenwart Gottes passend macht. In dieser Nachtstunde fiel göttliches Licht in seine Seele. Der Name Jesus wurde ihm wertvoll und kostbar.

Glücklichen Herzens zog er sich endlich zur Ruhe zurück, und diesmal war es nach so vielen schlaflos verbrachten Nächten wirkliche Ruhe, die er genoß. Ein süßer Friede war in seine Seele eingezogen, und

sein Durst war gelöscht worden am Brunnen des lebendigen Wassers. Was die Welt ihm nicht geben konnte, hatte er nun in Christo gefunden. Er war errettet, und mit diesem Bewußtsein verband sich eine tiefe innere Befriedigung.

Am anderen Morgen wachte er erst spät auf. Zu seinem Bedauern war der freundliche Herr, der ihn zu Jesu geführt hatte, schon abgereist.

Jahre gingen dahin. Aus dem Jüngling wurde ein erfolgreicher, tüchtiger Geschäftsmann. Aber es waren nicht Ehrgeiz und Geldliebe, die ihn beherrschten. Gottes Segen war mit ihm, da es seine Freude war, seine Mittel in den Dienst des Herrn zu stellen. Durch eine freundliche Führung traf er wieder mit seinem alten Freund zusammen, als dieser sich in zeitlicher Not befand. Man kann sich die Freude seines Herzens ausmalen, daß es ihm vergönnt war, dem mit zeitlichem Gut zu dienen, durch den er so reiche, geistliche Segnungen empfangen hatte.

Entweder in den Himmel oder in die Hölle

Eine vornehme Dame reiste auf der Eisenbahn. Als der Zug an eine sehr abschüssige Stelle kam, wurde ihr angst. „Herr Schaffner“, erkundigte sie sich, „was soll werden, wenn der Zug ins Rutschen kommt?“

„Die Bremse wird angelegt.“

„Und wenn sie bricht?“

„Die Doppelbremse.“

„Und wohin kommen wir, wenn auch diese nicht hält?“

„Madame“, erwiderte der Schaffner ernst, „entweder in den Himmel oder in die Hölle, jenachdem.“

„Herr Jesus, zeige mir meine zwei- undvierzig Jahre!“

Es mag wohl zwanzig Jahre her sein, da wurde ich gebeten, eine Frau zu besuchen, die wegen eines Krebsleidens im Krankenhause lag. Die Frau war eine Jugendbekannte von mir. Wir waren miteinander zur Schule gegangen.

Inniges Mitleid ergriff mich beim Anblick der armen Leidenden. Sie war noch nicht alt, hatte aber viel Schweres im Leben durchgemacht. Sie war Witwe. Wir sprachen über dies und das. Unter anderem fragte ich sie, ob sie wieder gesund zu werden hoffe.

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist ganz ausgeschlossen“, erwiderte sie bestimmt. „Ich muß sterben. Für mich gibt es keine Hoffnung mehr.“

„Nun, Bertha“, fuhr ich fort, „dann habe ich noch eine andere Frage: Kommst du auch in den Himmel?“

Diese Frage behagte der Kranken sichtlich sehr wenig. Sie wurde ganz aufgeregte und versetzte in gereiztem Ton:

„Immer die gleiche Frage: Kommst du auch in den Himmel? Warum soll ich denn nicht in den Himmel kommen? Denkst wohl, du läufst allein hinein! Schrecklicher Hochmut!“

„Aber, Bertha“, erwiderte ich, bemüht, sie zu beruhigen, „warum wirfst du denn gleich so böse? Ich wollte dir gewiß nicht zu nahe treten. Ich meine es nur gut mit dir und bin aus Liebe zu dir gekommen.“

„Ach!“ sagte sie noch immer verdrießlich, „ich ärgere mich darüber, daß du immer mit dieser Frage kommst! Bin ich denn eine so schlechte Frau? Ich habe doch gerade genug durchgemacht! Das weißt du so gut wie ich. (Ihr Mann war ein Gewohnheitsstrinker gewesen und hatte sich schließlich erhängt.) Wie mühsam hab' ich mich mit meinen sieben Kindern durchgeschlagen! Und da will man mir noch den Himmel streitig machen!?“

Bei diesen Worten begann sie bitterlich zu weinen.

Nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, begann ich aufs neue:

„Bertha, glaubst du wirklich, ich wollte mich in pharisäischer Weise über dich stellen, wollte besser sein als du? Ganz gewiß nicht. Lediglich der Wunsch, dir zu helfen, hat mich veranlaßt, dich zu besuchen. Aber weil ich dich lieb habe, ist es meine Pflicht, dir die Wahrheit zu sagen. Du gehst, wie du selbst weißt, mit eilenden Schritten der Ewigkeit entgegen, und glaube mir, Bertha, du hast es nicht mit einem lieben Gott, sondern mit einem heiligen Gott zu tun. Es nützt dem Menschen nichts, daß er ehrbar gelebt und sich redlich durchgeschlagen hat. Deswegen kommt keiner in den Himmel. Der Herr Jesus gibt dem sehr deutlich Ausdruck, wenn Er sagt: „Es sei denn, daß jemand v o n n e u e m g e b o r e n w e r d e , so kann er das Reich Gottes nicht sehen“. (Joh.

3, 3.) Was sagst du dazu, Bertha? Wer hat recht, der Herr Jesus oder du?"

Da faltete die Frau die Hände und schloß die Augen. Wohl zehn Minuten lang lag sie unbeweglich da. Ich wagte nicht, das Schweigen zu brechen, aber aus der Tiefe meines Herzens rief ich unaufhörlich zu Gott, daß Er der armen Kranken Licht über sich selbst geben möge.

Auf einmal öffnete sie die Augen, sah mich nachdenklich an, und dann kam es langsam über ihre Lippen:

„Was soll ich denn tun?"

„D", erwiderte ich, „das ist eine Frage, die mir gefällt. Wie alt bist du, Bertha?"

„Zweiundvierzig Jahre."

„Nun höre! Ich sage dir ein Gebet vor. Es ist kurz und einfach. Es lautet: „Herr Jesus, zeige mir meine zweiundvierzig Jahre!" Bete das immer wieder: „Herr Jesus, laß mich meine zweiundvierzig Jahre sehen!" Hörst du? Ist es dir recht, so komme ich in einigen Tagen wieder."

„Ja, bitte."

Nach vier oder fünf Tagen wiederholte ich meinen Besuch. Ich merkte, daß die Kranke auf mich gewartet hatte. Heute würde ich reden können, was ich wollte, sie würde mich nicht abweisen. Das sah ich ihren Blicken an.

„Warum bleibst du so lang?" war ihr erstes Wort. „Ich habe sehnlichst auf dich gewartet."

„Wirklich? Weshalb denn?"

„Du mußt mir helfen. Ich bin eine Sünderin und komme nicht in den Himmel. Gott hat mir so viel Schlechtes gezeigt aus meinem Leben. Das muß

ich dir erzählen. O ich bin so schlecht. Ich rechne gar nicht mehr darauf, in den Himmel zu kommen."

Darauf erzählte sie die folgende Begebenheit:

Als achtzehnjähriges Mädchen hatte sie eines Morgens ein Paket vor ihrem Hause gefunden, hatte es aufgehoben und ihrer Mutter gebracht. Diese hatte es geöffnet und einen ziemlich hohen Geldbetrag darin gefunden.

"Mädchen", hatte sie gesagt, "das ist ein feiner Fund! Das Geld können wir gut brauchen."

Erschreckt hatte sie die Mutter angesehen.

"Aber, Mutter, das dürfen wir doch nicht! Wir müssen es entweder in die Zeitung setzen oder das Geld bei der Polizei abgeben."

"Ach, Kind", hatte die Mutter erwidert, "kein Mensch hat dich doch gesehen."

"Freilich nicht. Aber wenn wir das Geld behalten, so heißt das doch Stehlen."

Die Mutter aber war anderer Ansicht gewesen.

"Ach was!" hatte sie ärgerlich geantwortet, "wer das verloren hat, der hat mehr Geld als wir. Wer wird denn so dumm sein und abgeben, was er gefunden hat? Weshalb sollst du das denn sonst gefunden haben? Nein, nein, das Geld behalten wir. Wir haben gute Verwendung dafür. Alle Rechnungen können wir damit bezahlen. Auch habe ich einen Mantel nötig, und du kannst auch einen brauchen."

Da hatte Bertha geschwiegen und keine Einwendungen mehr gemacht. Aber als am anderen Morgen eine Anzeige in der Zeitung stand, des Inhalts, in der Sch...straße sei ein Geldpaket verloren gegangen, der redliche Finder wolle es gegen gute Belohnung da und da abgeben, da hatte das Gewissen aufs

neue seine Stimme erhoben, und noch einmal hatte sie die Mutter dringend gebeten, das Paket abzugeben, da es ihnen nicht gehöre und sie es deshalb nicht behalten dürften. Doch die Mutter hatte kurz und bündig erwidert: „Nein, das Geld wird nicht abgegeben. Wir können es so gut brauchen. Und jetzt will ich kein Wort mehr davon hören.“

Damit war die Sache erledigt gewesen. Die Rechnungen wurden bezahlt und verschiedene Anschaffungen gemacht, aber — um den Preis eines guten Gewissens.

„War das nicht schrecklich?“ fragte die Kranke, als sie ihre Erzählung beendet hatte.

„Da siehst du, Bertha“, erwiderte ich, „daß jeder Mensch gebunden ist, verkauft unter die Macht der Sünde.“

Darauf bekannte sie mir noch eine schwere Sünde, über die ich aber nicht reden möchte. Es war ihr jetzt ein Bedürfnis geworden, ihr Leben aufzudecken. Die Strahlen der göttlichen Heiligkeit waren in ihr Herz gefallen. Es war des Herrn Antwort auf das Gebet: „Herr Jesus, zeige mir meine zweiundvierzig Jahre!“

Mit glücklichem Herzen konnte ich der Kranken an diesem Tage bezeugen:

„Bertha, du bist dem Himmel einen guten Schritt näher gekommen. Du hast erkannt, daß du eine Sünderin bist. Nun rufe zum Herrn Jesus, daß Er dir alle deine Sünden vergebe und dich errette von der ewigen Verdammnis!“

„D“, erwiderte sie, „das habe ich schon gebetet!“

„Dann bete so weiter! In ein paar Tagen komme ich wieder.“

„Bleib' aber nicht so lang!“

Drei Tage später kehrte ich zu der Kranken zurück. Ich fand sie in tiefer Sündennot. Sehnsüchtig verlangte sie nach Frieden. Die mit ihr vorgegangene Veränderung war groß. Sie war wirklich in Gottes Licht gekommen. Es hieß jetzt nur noch bei ihr: „O, meine Sünden! Herr Jesus, erbarme dich über mich!“

Ich setzte mich an ihr Bett, nahm ihre Hand und sagte:

„Bertha, ist dir nicht bekannt, wie du wissen kannst, daß der Herr Jesus dich angenommen hat?“

Sie sah mich an und erwiderte:

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Hat denn keine innere Stimme zu dir gesprochen: Der Herr Jesus ist für mich gestorben?“

„Ja, doch. Schon gestern kam es mir immer wieder in den Sinn, der Heiland sei für mich am Kreuz gewesen.“

„Siehst du, Bertha? Das ist die Antwort vom Herrn — der Glaube an Sein Erlösungswerk. Kannst du glauben, daß der Herr Jesus für dich gestorben ist?“

„Ja!“

„Aber wenn nun der Herr Jesus für dich gestorben ist, wenn Er die Strafe für deine Sünden getragen hat, wo kommst du dann jetzt hin?“

„In den Himmel!“ rief sie unter Tränen.

„Wo sind denn deine Sünden?“

„Sie sind weg!“

„Wo sind sie geblieben?“

„Die hat der Herr Jesus alle weggenommen!“

„Wodurch?“

„Durch Sein teures Blut!“

„Sollen wir Ihm denn nicht dafür danken?“
 „Ach ja!“

Ich kniete an ihrem Bett nieder, und zusammen dankten wir dem Herrn dafür, daß Er Seine Gnade groß gemacht hatte an der Kranken. Es war jetzt wirklich eine Freude, sie zu besuchen. Ein tiefer Friede war in ihr Herz eingezogen.

Bertha hat noch mehrere Monate gelebt. Sie war in dieser Zeit ein Zeugnis für ihren Herrn. Alle Krankenschwestern, die mit ihr in Berührung kamen, rühmten die mit ihr vorgegangene Veränderung und bezeugten, daß die Kranke jetzt stets voller Freude und Friede sei. Und eines Tages holte der gute Hirte Sein nach langer Irrfahrt gefundenes Schäflein heim in die obere Heimat.

Ich habe diese Erfahrung aus meinem Leben niedergeschrieben, um dich, lieber Leser, an die Ewigkeit zu erinnern. Was wird dein Teil dort sein? Hältst du dich auch für „nicht so schlecht“? O, tu es nicht länger! Gottes Wort sagt, daß „alles Gebilde der Gedanken des Menschenherzens nur böse ist den ganzen Tag“. (1. Mose 6, 5.) Ich möchte dir auch empfehlen, eine Zeitlang so zu beten, wie Bertha es getan hat: „Herr Jesus, zeige mir meine . . . Tathare!“ Der Herr Jesus erhört jedes aufrichtige Gebet, auch das deinige. Du bist ein Sünder. Wie oft bist du böse und zornig geworden, wie oft magst du gelogen, wie oft den Namen Gottes unnütz im Munde geführt, wie oft vielleicht gar geflucht haben! Sieh, das alles sind Sünden. Wenn du die einmal erst schaust im Lichte Gottes, dann wirst du unruhig, dann erkennst du: „Gott kann mich nicht ansehen; ich bin

unrein“. Er ist der dreimal heilige Gott. Suche dich auch nicht mit dem Gedanken an den lieben Gott zu beruhigen! Im Worte Gottes finden wir diesen Ausdruck nicht. Man will damit sagen: „Gott nimmt es nicht so genau. Er drückt wegen der kleinen Sünden ein Auge zu.“ Aber das ist ein Betrug der alten Schlange. Gott nimmt es wohl genau.

Der Schreiber dieser Zeilen hat dich lieb. Er hat unter Gebet diese Zeilen niedergeschrieben. Möchtest du doch auch den kostbaren Frieden mit Gott finden! Dann kannst du furchtlos dem Tod ins Auge sehen. Die Ewigkeit hat ihre Schrecken für dich verloren, und mit dem Dichter kannst du sagen:

Ja, das ist ein andres Leben,
Wenn man sagt: Ich bin befreit –
Meine Sünden sind vergeben,
Meinem Herrn bin ich geweiht!

Der Herr segne diese Zeilen zu deinem Heil!

H. G.

Der Spitzenhändler von Hessen

Der Spitzenhändler Jakob Hausen aus Hessen war ein ehrlicher, von Gott gesegneter Kaufmann. Aber eines Tages traf ihn ein böses Mißgeschick. Eine erhebliche Summe Geldes, die er auf seiner letzten Geschäftsreise durch den Verkauf sämtlicher Ware eingelöst hatte, wurde ihm gestohlen. Tiefbekümmert kam er nach Amsterdam und wagte nicht, wie sonst, bei seinem reichen Geschäftsfreunde vorzusprechen, weil die meiste auf dieser Reise verkaufte Spitze aus dessen Haus stammte und noch nicht bezahlt war. Womit sollte er jetzt, nachdem er alles verloren hatte, seine Schulden decken?

Nach langem, traurigem Überlegen kam er zu dem Entschluß, einige Tage ruhig abzuwarten. Bot der Kaufmann ihm von selbst, ohne daß er ihn darum bat, neue Ware an, so wollte er darin den Willen Gottes erblicken, sein Geschäft wie bisher weiterzutreiben; wenn nicht, so wollte er sich um die Stelle eines Krankenwärters an Bord eines holländischen Dampfers bemühen und sich, während er nebenbei seinen Lebensunterhalt erwarb, in den Dienst seines Herrn und Meisters stellen.

Nicht lang, da begegnete ihm der Kaufmann und fragte ihn, warum er denn nicht, wie früher, gekommen sei, um sich neue Ware auszusuchen. Hausen erzählte ihm sein Mißgeschick, wie er um all sein sauer verdientes Geld gekommen und nun völlig verarmt sei.

„Ich bin nicht einmal in der Lage, meine Schulden zu bezahlen“, fügte er traurig hinzu, „wieviel weniger aber, neue Ware zu kaufen!“

„Wenn das alles ist“, sagte der Kaufmann freundlich, „so brauchen Sie den Kopf nicht sinken zu lassen. Ich habe Vertrauen zu Ihrer Ehrlichkeit. Kommen Sie nur und wählen Sie wie gewöhnlich Ihre Ware aus. Sie dürfen so viel nehmen, wie Sie wollen.“

Auch andere Kaufleute, die von dem Mißgeschick des ehrlichen Mannes hörten, machten ihm ein gleiches Angebot, ja, sie drängten ihm ihre Ware, und zwar die beste und meistgesuchte, geradezu auf.

Mit dankbarem und wieder hoffnungsfreudigem Herzen traf Hausen seine Wahl und reiste dann zunächst nach Kassel zur Messe. Unterwegs kamen ihm mancherlei Gedanken.

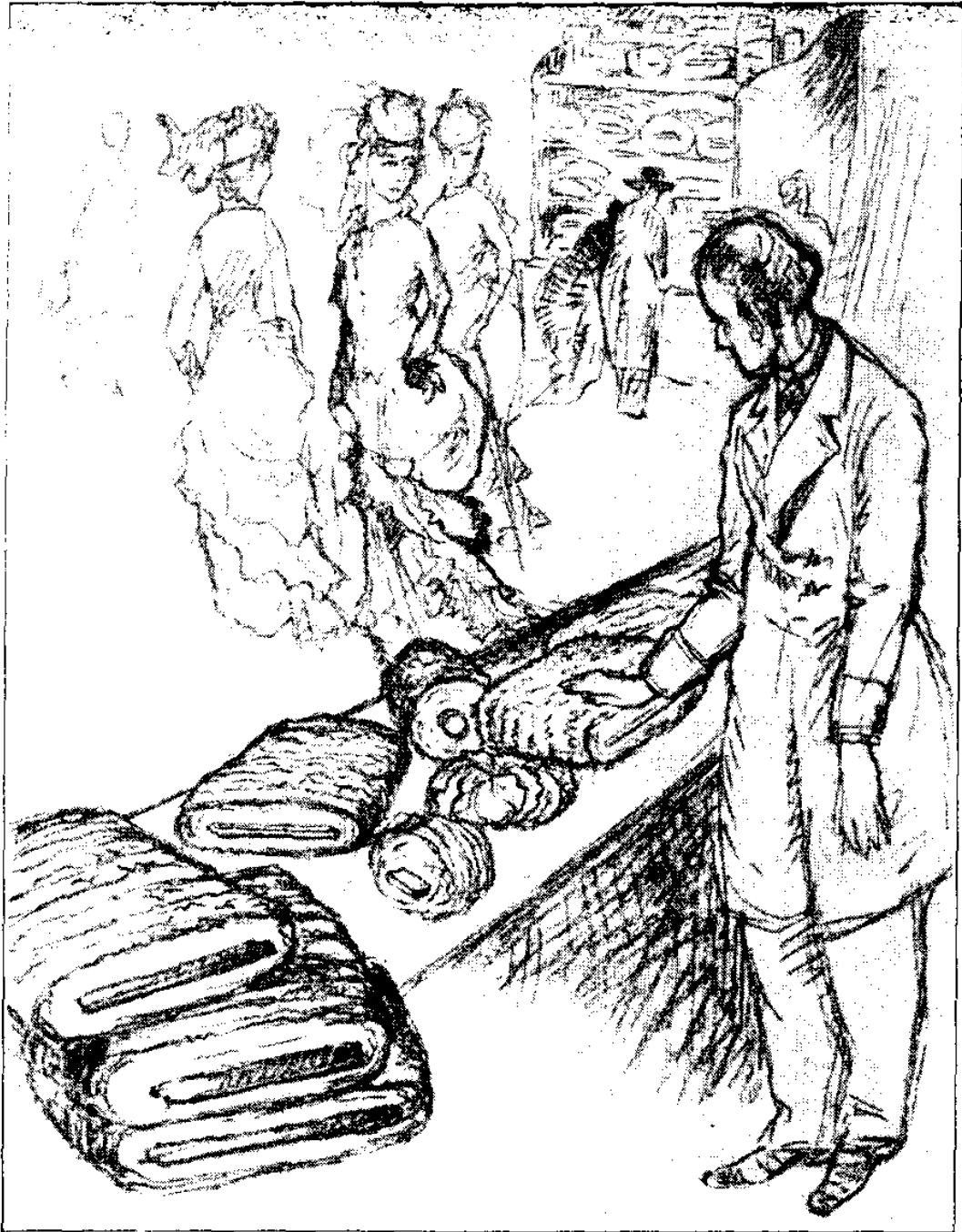
„Du hast früher immer höhere Preise auf deine Ware gesetzt, als du zu nehmen beabsichtigtest“, sagte eine innere Stimme. „Du hast damit gerechnet, daß die Leute handeln würden. Viele aber haben nicht gehandelt und den geforderten Preis ohne weiteres gezahlt. War es recht, das Geld zu nehmen? Ist es überhaupt eines Christen würdig, einen höheren Preis zu fordern, als die Ware wert ist? Heißt das nicht lügen und betrügen?“

„O Gott!“ rief Hausen, „ich habe beides getan. Vergib mir meine Untreue. In Deiner heiligen Gegenwart gelobe ich, daß es nicht wieder geschehen soll. Gib mir, o Gott, die Kraft, meinen guten Entschlüssen treu zu bleiben!“

In Kassel angekommen, hörte unser Spizenhändler bald, daß die Nachfrage nach solcher Ware, wie er sie brachte, diesmal besonders groß sei. Froher Hoffnungen voll, mietete er einen Stand und breitete seine Ware aus. Die schönen und seltenen Spizen lockten viele Kauflustige an. Alle bewunderten die Ware, fragten nach den Preisen und begannen zu handeln. Als Hausen ihnen aber erklärte, daß das, was er gefordert habe, ein Preis sei, unter den er nicht gehen könne, und daß es daher bei ihm nichts zu handeln gebe, wollte niemand mehr etwas mit einem so sonderbaren Kaufmann zu tun haben. Man wandte ihm den Rücken, und er verkaufte an diesem Tage nichts.

Betrübt kehrte er am Abend in seinen Gasthof zurück.

„Das ist der Welt Lohn für Treue und Ehrlichkeit“, sagte er sich, „Spott, Not, ja, Hungerleiden! Du hättest es besser, Jakob, als du in der alten Weise



. . . Die Landgräfin sah erstaunt auf und entfernte sich dann schweigend, ohne eine einzige Spitze zu nehmen. Das war der Höhepunkt der Enttäuschung für den armen Spitzenhändler . . .

handeltest. Da hättest du deinen regelrechten Verdienst. Es kann aber nicht Gottes Wille sein, dich hungern zu lassen. Vielleicht machst du es verkehrt."

"Verkehrt?" antwortete eine bessere Stimme in ihm. „Nein, der Weg kann nicht verkehrt sein, der mit dem Worte Gottes und seinen klaren Geboten übereinstimmt! Darum fasse Mut! Gott, vor dessen Angesicht du zu wandeln begehrt, Gott, der dir den Wunsch, recht zu tun, ins Herz gegeben hat, kann und wird dir helfen."

Friedlich schlief der arme Spitzenhändler die ganze Nacht und erwachte am nächsten Morgen gutes Mutes. Aber auch an diesem und dem darauffolgenden Tage blieb seine Kasse leer. Während die anderen Verkäufer, die mit ihm in demselben Gasthof wohnten, am Abend fröhlich beisammen saßen, ihre Einnahmen zählten und es sich wohl sein ließen, verzehrte Jakob Hausen einsam sein bescheidenes Stück Brot.

Immerhin war noch eine Hoffnung vorhanden. Eine sehr vornehme Dame, die gewöhnlich nicht handelte und Jakob Hausens gute Ware und deren niedrigen Preis zu schätzen wußte, war bis jetzt noch nicht zur Messe gekommen. Aber sie kam gewiß noch und würde dann sicher nicht an seinem Stande vorübergehen. So rechnete Hausen.

Und wirklich, am vierten Tage erschien die Landgräfin, und, wie er erwartet hatte, trat sie zuerst an seinen Stand heran. Hausens Herz schlug in freudiger Erwartung, als die Landgräfin ein Stück der kostbarsten Spitze nach dem anderen ausuchte und beiseite legte. Als sie ihre Auswahl getroffen hatte, fragte sie nach dem Preis des Ganzen und wünschte ihn

dann herabgesetzt zu sehen. Aber bescheiden erklärte Hausen, daß er schon den niedrigsten Preis gefordert habe und keinen Groschen mehr heruntergehen könne. Die Landgräfin sah erstaunt auf und entfernte sich dann schweigend, ohne eine einzige Spitze zu nehmen.

Das war der Höhepunkt der Enttäuschung für den armen Spitzenhändler. Doch merkwürdig, in diesem verzweifelten Augenblick empfand er Gottes Kraft und Gnade stärker denn je in seiner Seele.

„Gut“, dachte er, „ich ergebe mich in Deinen Willen, Du treuer Gott. Für mein Geschäft sehe ich keine Rettung mehr. Es ist damit vorbei. Aber Du kannst mich in Deiner eigenen guten Weise versorgen.“

Darauf wurde sein Herz so ruhig und getrost, wie es in all den vorhergehenden Tagen noch nicht gewesen war. Er hatte sich ganz auf seinen Gott geworfen und konnte nun alles weitere Ihm überlassen.

Mittlerweile hatte die Landgräfin bei den anderen Spitzen-Verkäufern vorgesprochen. Die Ware, die sie dort fand, war durchweg viel geringer und die Preise im Vergleich mit denen Jakob Hausens unverschämte hoch. Sie äußerte sich darüber zu ihren Damen und beschloß, zum ersten Stand zurückzukehren. Hier kaufte sie mehr, als sie zuerst beabsichtigt hatte, und pries dann öffentlich vor ihren Damen das Verhalten dieses ehrlichen Mannes.

Alle Damen des Hofes und der Stadt wünschten nun von Jakob Hausen zu kaufen. An jenem Abend behielt er nicht ein Meter Spitze übrig. Alles war verkauft.

„Wenn ich“, so erzählte er später, „an den drei ersten Abenden der Messe nicht essen konnte vor Sorge

und Betrübnis, so konnte ich es jetzt nicht vor Freude und überströmendem Dank gegenüber meinem treuen, wunderbaren Gott.“

Die letzte Einladung

Und der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm! Und wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ (Offbg. 22, 17.)

So lautet die letzte Einladung der Bibel. Es ist, als wende der Herr sich zum letztenmal an die Sünden, als richte Er eine letzte Botschaft an eine sorglose, gottentfremdete Welt. Noch eine Warnung will Er geben, noch ein Rettungsangebot machen. Noch einmal läßt Er den Ruf ergehen, zu Ihm zu kommen, um Zuflucht zu finden vor dem Zorn, der bereitsteht, sich über eine schuldige Welt zu entladen. Die Worte finden sich auf der allerletzten Seite der Schrift, damit gleichsam, wenn wir das Buch schließen, die gnadenvolle Aufforderung noch in unseren Ohren nachklinge: „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Diese letzte Einladung ist von ernstesten Warnungen begleitet, die wohl geeignet sind, Schlafende aufzuwecken und Gedankenlose zu beunruhigen. Immer wieder heißt es: „Siehe, ich komme bald“, „die Zeit ist nahe“, „ja, ich komme bald“. Es ist wahr, der Herr schiebt Sein Kommen noch immer hinaus — viele nehmen dadurch Veranlassung, sich zu ihrem ewigen Schaden weiter in falscher Sicherheit zu wiegen und spottend zu sagen: „Wo ist die Verheißung Seiner Ankunft? denn seitdem die Väter entschlafen

sind, bleibt alles so von Anfang der Schöpfung an" —, aber:

„Der Herr verzieht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug achten, sondern Er ist langmütig gegen euch, da Er nicht will, daß irgendwelche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen.“ (2. Petr. 3, 4. 9.)

Bedenke, wer es ist, der diese letzte Einladung ergehen läßt! Es ist der Herr Jesus Christus selbst, der Auferstandene. Und zwar redet Er diesmal vom Himmel her. Nachdem Er durch Propheten, durch Evangelisten und Apostel immer wieder Seine Einladungen hat ergehen lassen, macht Er sich zuletzt gleichsam noch einmal persönlich auf, um den Sünder einzuladen, zu Ihm zu kommen. Als der verherrlichte Menschensohn zur Rechten der Majestät Gottes spricht Er in der ganzen Macht Seiner Göttlichkeit, aber verbunden mit der wunderbaren Liebe und Güte Seiner menschlichen Natur. Er spricht als der ewig Seiende, der ewige Gott: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“. Neben Seiner Macht, uns zu segnen, erzeigt Er uns aber auch zugleich Seine Bereitwilligkeit dazu, und, wie um uns zum Kommen zu ermuntern, fügt Er hinzu: „Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids“ — Wein von eurem Gebein und Fleisch von eurem Fleische. Noch einmal spricht Er zu allen in vertrauter Freundlichkeit und zarter Zuneigung wie in den Tagen Seines Fleisches. „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ Ähnlich sprach Er einst zu dem Weibe am Jakobsbrunnen, als Er müde am Brunnenrand saß und ihr von dem lebendigen Wasser erzählte, das in dem,

der davon trinkt, „eine Quelle Wassers wird, das ins ewige Leben quillt“.

„Das Wasser des Lebens“ ist der Geist, den die, die an Christum glauben, empfangen. Wasser wird in der Schrift oft als Bild des Heiligen Geistes gebraucht. Um diesen Geist zu empfangen, durch den wir allein Teilhaber der himmlischen Herrlichkeit werden können, müssen wir zu Christo kommen, um mit Ihm aus Gnaden verbunden zu werden.

Am dem letzten, dem großen Tage des Laubhüttenfestes in Jerusalem hat der Herr Jesus einst gerufen: „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, gleichwie die Schrift gesagt hat, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Auffallend ist die Ähnlichkeit zwischen dieser Stelle und derjenigen aus Offenbarung 22. Am Ende der Gnadenzeit und des dargebotenen Heils, gleichsam am letzten Tage des Evangeliumsfestes, wird noch einmal die Stimme des jetzt auferstandenen Heilandes vernommen. Es ist, als verstärke sich das dringende Bitten des Heilandes, jemehr das Ende der Gnadenzeit heranrückt und die Schatten der Nacht sich über den Tag des Heils herabsenken. Über Jerusalem, dessen Zerstörung nahe bevorstand, weinte der Herr Jesus, und wir hören die klagenden Worte aus Seinem Munde: „Wenn auch du erkannt hättest, und selbst an diesem deinem Tage, was zu deinem Frieden dient! Jetzt aber ist es vor deinen Augen verborgen.“ Ein viel schrecklicheres Gericht aber, als seiner Zeit die Zerstörung Jerusalems, ist heute im Anzuge, und am Vorabend dieses Gerichts ertönt das Wort: „Der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm!“

Und wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!“

Fast auf jeder Seite der Heiligen Schrift fordert Gott die Menschen auf, zu Jesu zu kommen. Tausende von Evangelisten laden täglich verlorene Sünder ein, dem kommenden Zorn zu entfliehen und ihre Zuflucht zu Jesu zu nehmen. Und alle, die zu Ihm gekommen sind, die das lebendige Wasser geschmeckt und seine gesegnete Wirkung an sich erfahren haben, sind berufen, die Einladung weiterzugeben.

„Wen da dürstet, der komme!“ Höre auf diesen Ruf der Gnade! Versuche nicht länger, deinen Durst an den Wassern dieser Welt zu stillen, die, wenn sie auch dem Gaumen süß sein mögen, sich für die Seele als bitter erweisen. Suche nicht länger, gleich denen, die Wasser in geborstenen Brunnen sammeln, die doch kein Wasser halten können, Güter dieses Lebens aufzuhäufen. Denke daran, daß „die Welt vergeht und ihre Lust“. Auch wer von ihren besten Wassern trinkt, wird wiederum dürsten. Sie mögen dich für eine Zeit erfrischen, können aber deinen unsterblichen Geist nicht befriedigen. O nimm das Wasser des Lebens, dieses lebenspendende, lebenerhaltende, lebenvermehrnde Wasser — nimm es umsonst! Jeden, der von diesem Wasser trinkt, „wird nicht dürsten in Ewigkeit“. Er wird Teilhaber einer nie endenden Glückseligkeit. „He! ihr Durstigen alle“, läßt Gott schon durch den Propheten Jesaja ausrufen, „kommet zu den Wassern; .. kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis.“ Ja, frei und umsonst fließt das kostbare Wasser!

Komm auch du, lieber, unbekehrter Leser, komm zu diesen Wassern der Rettung, des Glücks, der Hei-

ligung! Jeder, der will, ist eingeladen, von ihnen zu trinken. Sie werden dir Freude für dein Herz, Frieden für dein Gewissen, Gesundung für deine Seele geben. Willst du nicht der letzten, so freundlich dringenden Einladung des Menschensohnes, des Heilandes Jesus Christus, Gehör schenken?

„Und der Geist und die Braut sagen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm! Und wen da dürstet, der komme. **Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst!**“

„Jetzt“ und „Nicht“

Während ich das Evangelium in der Stadt E. verkündigte, bemerkte ich eines Abends unter den Zuhörern einen Mann, dessen strahlender Gesichtsausdruck verriet, daß er die Wahrheit, die ich verkündigte, schon angenommen hatte und sich ihrer Segnungen erfreute. Er hatte mit solch innerer Teilnahme gelauscht und schien die wunderbare Geschichte der Gnade Gottes so zu schätzen, daß ich mir im voraus über seine Antwort klar war, als ich ihn am Schluß der Versammlung fragte, ob er den Herrn Jesus schon als seinen Heiland kennen gelernt habe.

„O ja, Herr, Gott sei Lob und Dank!“ lautete die glückliche Erwiderung.

„Wie ist denn das zugegangen?“ fragte ich, als wir zusammen ein Stück Weges gingen.

Mit sichtlich großer Freude erzählte er, wie der Herr ihm mit Gnade, Liebe und Geduld begegnet war, um ihn „aus der Finsternis in Sein wunderbares Licht“ zu bringen. Und wahrlich, eine Seele,

die die Liebe des Heilandes erfahren hat, sollte nicht müde werden, Sein Lob zu verkünden.

„Vor fünf Jahren“, berichtete er, „war ich noch der gleichgültigste Mann in der Stadt. Ich lebte tief in der Welt, in deren Sorgen und Vergnügungen ich völlig aufging. Eine Kirche oder Kapelle betrat ich kaum. Selten sprach ich ein Gebet, und noch weniger las ich in der Bibel.“

Eines Abends, als ich von meiner Arbeit nach Hause zurückkehrte, bemerkte ich, daß die Stadthalle auf der gegenüberliegenden Straßenseite erleuchtet war. Am Eingang stand ein junger Mann, der Blätter verteilte, in denen ich Programme für die heutige Veranstaltung vermutete.

„Was gibt es denn heute?“ fragte ich meine Frau, die neben mir ging. Es kam nicht oft vor, daß irgend eine Lustbarkeit in der Stadt angekündigt wurde, ohne daß ich es zur Zeit erfahren hätte. Von dieser Veranstaltung aber wußte ich noch nichts. Ich ging deshalb auf die andere Seite der Straße und erkundigte mich, was es gäbe. Da wurde ich sehr freundlich und zuvorkommend eingeladen, in den großen Saal hinaufzugehen und einer Verkündigung des Evangeliums beizuwohnen. Zugleich bot mir der junge Mann ein Liederblättchen an, das in der Versammlung benutzt werden sollte, und ermunterte mich, als er mein Zögern bemerkte, nochmals freundlich zum Eintritt.

„Gehen Sie nur hinauf“, sagte er. „Wenn Sie nicht bleiben wollen, können Sie den Saal ja jederzeit wieder verlassen.“

Ich ließ mich überreden und trat, noch halb gegen meinen Willen, ein. Der Saal war schon gut

besezt. Ich sezte mich auf einen Platz an der Tür, um möglichst nahe beim Ausgang zu sein, da ich durchaus nicht willens war, einen langen und wohl langweiligen Vortrag anzuhören.

Da wurde der Text verlesen. Er war nur kurz und lautete: „Siehe, **j e z t** ist der Tag des Heils“. Was der Prediger alles über diese wenigen Worte gesagt hat, weiß ich nicht mehr. Von der ganzen Predigt blieben mir eigentlich nur die Worte in Erinnerung: „**J e z t** ist der Tag des Heils“. Der Redner schien immer wieder gerade mich anzusehen, und es war mir, als weise er mit dem Finger auf mich, während er wieder und wieder sagte: „Mann, **j e z t** ist der Tag des Heils. Gott sagt **j e z t**, **j e z t**, **j e z t** ist der Tag des Heils!“ Mit tiefem Ernst drang er in uns, daß wir, wenn wir errettet werden wollten, die Gelegenheit **j e z t**, **h e u t e** ergreifen sollten, denn morgen könne es zu spät sein.

Ich war gründlich aufgeweckt und sagte zu meiner Frau:

„Frau, wenn der Mann die Wahrheit gesprochen hat, dann ist es, je eher wir errettet werden, umso besser.“

Sobald wir zu Hause waren, holte ich die alte Bibel vom Schrank. Sie war dick bestaubt.

„Wenn wir errettet werden sollen“, sagte ich mir, „so muß es durch dieses Buch geschehen.“

Und stehenden Fußes begann ich zu lesen. Ich fing mit dem ersten Vers des ersten Buches Mose an, entschlossen, das ganze Buch bis zum letzten Vers der Offenbarung durchzulesen. Es war eine harte Arbeit, das kann ich Ihnen versichern, und sie nahm mir die beste Zeit des Jahres. Endlich war die schwere

Aufgabe gelöst. Doch anstatt glücklicher zu sein, wie ich es erwartet hatte, war die Last nur noch schwerer und meine Seelennot noch größer geworden.

Ein zweites und auch noch ein drittes Mal las ich die Bibel durch, ohne ein Wort zu überschlagen. Aber alles war umsonst. Als ich das Buch zum drittenmal zu Ende gelesen hatte, schien ich weiter von Glück und Freude entfernt zu sein denn je. Ich sagte zu mir selbst: „Was nützt es, daß du es immer wieder versuchst? Augenscheinlich beabsichtigt Gott nicht, dich zu erretten. Gib es auf, und denke nicht mehr daran.“ Nicht viel hätte gefehlt, da wäre ich diesem Rat Satans gefolgt, hätte die Bibel wieder an ihren früheren Platz gelegt und mich der Zweiselsucht und dem Unglauben überlassen. Da hörte ich, daß ein anderer Prediger in die Stadt komme, um das Evangelium zu verkündigen.

Eine unbestimmte Hoffnung, Gott möchte mir eine weitere Botschaft durch diesen zweiten Prediger senden, wie Er es durch den ersten getan hatte, trieb mich, als letzte Hilfe diese Versammlung zu besuchen. Diesmal wurde Röm. 4 gelesen. Was der Prediger den fünften Vers mit besonderer Betonung? Ich weiß es nicht. Jedenfalls hörte ich an diesem Abend nur den einen Vers: „Dem, der **nicht** wirkt, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“.

Schon dreimal hatte ich daheim diesen Vers gelesen, doch erst an diesem Abend kam mir seine tiefe Bedeutung zum Bewußtsein. Und was geschah? Sorge und Unruhe waren mit einemmal zerstoßen. All die Seelennot, die drei Jahre zuvor durch das kleine Wort „jetzt“ hervorgerufen worden war, wurde heute mit

einem Schlage weggenommen durch das Wörtchen „nicht“. Ich erfuhr, daß das mächtige Werk vor nun fast 1900 Jahren endgültig vollbracht worden war, und daß ich, so wie ich war, als armer, nackter, hilfsbedürftiger Sünder, errettet werden konnte durch den Glauben an den Herrn Jesus und Sein Opfer.“

Ist vielleicht auch unter den Lesern dieser Zeilen jemand, der sich abmüht, durch eigene Werke errettet zu werden? Dann höre er noch einmal: Das Werk der Erlösung ist vollkommen geschehen. Am Stamme des Kreuzes hat der Sohn Gottes es ein für allemal vollbracht, und Gott ruft jetzt jedem zu, „der nicht wirkt, sondern . . . glaubt“, daß ihm „sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wird“. Wirf deshalb, mein Leser, die armseligen Lumpen deiner eigenen Gerechtigkeit weit von dir, und komm als ein hilfloser, elender, verlorener Sünder zu dem Herrn Jesus, gleich dem blinden Bartimäus, der „sein Gewand abwarf, aufsprang und zu Jesu kam“. (Mark. 10, 50.)

Die Beiden Nachbarn

3. und N. waren Haus- und Grundbesitzer. Ihre Felder stießen aneinander, und die Wohnhäuser lagen nahe zusammen. Beide Männer hatten so viel, daß es bei Fleiß und Sparsamkeit zu einem guten Auskommen reichen mußte. Ich wiederhole: bei Fleiß und Sparsamkeit; aber gerade das war der Punkt, wo es bei Nachbar N. haperte. Das Anwesen von Nachbar Z. blühte sichtlich empor. Alles ging wie am Schnürchen, und im Hause herrschten

Friede und Eintracht. Bei N. war das Gegenteil der Fall. Zu Unordnung in Stall und Scheune gesellten sich Zank und Zwietracht im Hause. Mann und Frau liebten den Genuß geistiger Getränke, und wenn der Branntwein im Hause herrscht, sind Hader und Streit meist nicht fern. Es war ein Glück, daß Nachbar Z. ein friedfertiger Mann war, sonst wäre der Streit sicherlich nicht auf das eine Haus beschränkt geblieben. N. suchte, wo er nur konnte, seinen Nachbar in Harnisch zu bringen. Anlässe dazu ließen sich ja auf Schritt und Tritt finden, aber Z. wich verständigerweise möglichst allem aus.

Eines Tages ging der streitsüchtige Nachbar aufs Feld, um Korn zu schneiden. Sein Weg führte am Nachbarhause vorbei. Der Besitzer stand gerade vor der Tür. N. ärgerte sich nicht nur über den Wohlstand des anderen, der ihm an diesem Tage wieder besonders ins Auge stach, sondern auch darüber, daß Z. wie immer völlig nüchtern war, was man von ihm nicht behaupten konnte. Er zog deshalb recht auffällig die Branntweinflasche aus der Tasche, nahm einen tüchtigen Schluck und sagte laut:

„Werter Herr Zebaoth, wie schmeckt es doch so gut!“

Dann, sich an den Nachbar wendend, fügte er hinzu:

„Jetzt wollen wir dem Teufel auf dem Felde mal ein Bein abschneiden!“

Damit ging er lachend weiter.

Aber mit dem Kornschneiden ist es an diesem Morgen nicht weit her. Nach kurzer Zeit wirft der Bauer in plötzlichem Schreck die Sense hin. Es ist ihm, als sehe er jemand vor sich, der wie er die

Sense schwingt. Zugleich stolpert er über seine eigene Sense, und die scharfe Schneide dringt ihm so unglücklich ins Bein, daß sie das Schienbein spaltet. Auf sein Schreien eilt Nachbar J. herbei, bringt den Verletzten heim und pflegt ihn dann vier Wochen lang, so gut er es vermag.

Aber was ist der Dank für alle Liebe und Freundlichkeit? Die Frau des Verunglückten, erbittert über all ihr Mißgeschick, schlägt eines Tages aus nichtiger Ursache den Sohn ihres Wohltäters mit einem scharfen Gegenstand und verletzt ihn erheblich an der Schulter. Zur Rede gestellt, leugnet sie die Tat.

Das war nun doch dem friedlichen Nachbar zu viel. Er zeigte die Frau beim Schiedsrichter an. Sie wurde vorgeladen, beharrte aber bei ihrer Aussage. Der Schiedsrichter, der seine Leute kannte, erklärte sie aber trotz ihres Leugnens für schuldig und legte ihr eine Geldbuße auf. Das wollte nun wiederum Nachbar J. nicht. So weit hatte es nicht kommen sollen. Er erklärte sich bereit, die Strafe und alle Kosten auf sich zu nehmen, wenn nur die Frau ihre Schuld anerkennen wolle. Das brach den Trotz der Lügnerin. Sie bekannte die Tat und bat weinend um Vergebung.

Von dieser Zeit an trat in dem Benehmen des bisher so streitsüchtigen Ehepaares ein auffallender Wechsel ein. Ein anderer Geist schien in ihr Inneres eingezogen zu sein. Sie suchten geradezu nach Gelegenheiten, ihren Nachbarn eine Gefälligkeit zu erweisen. Aber es geschah noch mehr. Gottes Geist begann in dem Herzen des Trinkers und seines Weibes zu wirken. Es zeigte sich wieder einmal deutlich, daß Gott nicht nach Verdienst und Würdigkeit handelt, sondern einzig und allein auf Grund Seiner

unumschränkten Gnade. Wie alles zugeing, weiß ich nicht, Tatsache aber ist, daß sowohl N. als auch seine Frau durch Gottes Wort von ihrem verlorenen Zustand überzeugt wurden und zum wahren, aufrichtigen Glauben an den Sünderheiland Jesus Christus kamen. Beide fanden Vergebung ihrer Sünden und damit einen Frieden für ihr Herz, den selbst Nachbar Z. nicht kannte. Denn wenn dieser auch schon seit Jahr und Tag wußte, daß er mit all seiner Friedfertigkeit und seinen guten Taten nicht vor dem heiligen Gott bestehen konnte, wenn er auch seit Jahren Gottes Wort zu lesen pflegte, so erfreute er sich doch bis zu dieser Stunde noch nicht seiner Annahme bei Gott. Aber nun war es, als ob das neue Leben im Nachbarhause ihm die Augen darüber geöffnet hätte, daß vor Gott nur das Wert hat, was Er selbst gewirkt hat. Er begann einzusehen, daß sein Leben vor dem heiligen Gott nicht nur nicht gut, sondern völlig wertlos, und daß er selbst trotz aller äußeren Vorzüge aussäzig war vom Scheitel bis zur Zehe. Gottes Geist begann Seine wunderbare Wirksamkeit auch in ihm, und nicht lange, da vermochte auch er dankbaren Herzens in das Siegeswort des Apostels einzustimmen:

„Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.“ (Röm. 5, 1.)

Er lebt heute noch als Sechsunachtzigjähriger im Westen Nord-Amerikas, und wenn auch die Zeit manches in seinem Leben geändert hat, eins hat sich nicht geändert, und das ist die Treue seines Gottes, die ihm den Frieden des Herzens bewahrt hat bis zu dieser Stunde.

„Ein Schild ist Er denen, die auf Ihn trauen.“

Im Frankenlande, unweit der Stadt U., liegt das freundliche Dörfchen G., in dem vor Jahren ein treuer Prediger des Evangeliums wohnte und wirkte. Trotz schmalen Einkommens war er reich und hatte sogar noch anderen mitzugeben, obgleich zwei Söhne und zwei Töchter von seinem geringen Gehalt ernährt und erzogen werden mußten. Sein Reichtum bestand in seinem Vertrauen auf Gott und seiner Zufriedenheit mit allen Führungen seines himmlischen Vaters.

Da das Einkommen des treuen Mannes so bescheiden war, kam es trotz einfachster Ansprüche und sparsamsten Lebens vor, daß er zu seinem Leidwesen unvorhergesehene Ausgaben nicht immer sofort bar bezahlen konnte. Jedoch borgte man ihm gern, denn jeder wußte, daß er es mit einem gewissenhaften Manne zu tun hatte.

In schwerer Zeit nun hatten seine Schulden einmal bei einem Kaufmanne die ungewöhnliche Höhe von etwa sechzig Mark erreicht, für den Pfarrer eine sehr große Summe, deren Tilgung ihm ernstliche Sorge bereitete. Sein Gläubiger hatte ihn schon einige Male gemahnt, doch da er nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, hatte er wieder und wieder um Geduld bitten müssen. Am Ende aber wollte der Kaufmann nicht mehr aus dem Hause gehen, bis die Rechnung beglichen war. Er drängte den armen Schuldner so hart, daß dieser schließlich sagte:

„Wohlan, weil Sie mich so sehr drängen, will ich Sie, wie sich's immer tun läßt, binnen drei Tagen bezahlen. Ich verspreche es Ihnen, obgleich ich heute noch nicht weiß, woher ich das Geld nehmen soll.“

Der Kaufmann war's zufrieden, verlangte aber, daß ihm der Pfarrer einen Bürgen stelle.

„Auch hierzu“, versetzte der Bedrängte sanftmütig, „bin ich bereit. Meinen treuen Gott, der mich noch in keiner Not verlassen hat, stelle ich als Bürgen. Er wird gewißlich Mittel haben, daß ich mein Versprechen einlösen kann.“

Obgleich der Kaufmann diesen Bürgen nicht gelten lassen wollte, weil er ihn nicht verklagen konnte, ging er doch endlich seines Weges, den Pfarrer in rechter Sorge zurücklassend. Dieser aber sollte bald erfahren, daß Gott keines Seiner Kinder verläßt, das auf Ihn traut.

In dem eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt liegenden Schlosse wohnte damals der edle Gutsherr v. H. mit seiner Gemahlin. Beide Gatten kannten und liebten den Herrn Jesus als ihren Heiland, und da sie selbst kinderlos waren, hatten sie die Armen und Verlassenen zu ihren Kindern gemacht.

Am Abend dieses Tages fragte der alte Herr seinen Bedienten, ob er ihm nichts zu berichten habe, da er doch heute im Dorfe gewesen sei.

„Wohl habe ich etwas gehört, das mich sehr betrübt hat“, erwiderte der treue Diener. „Der Kaufmann P. hat unserem guten Pfarrer heute wegen einer Schuld, die er noch nicht zu zahlen in der Lage ist, hart zugesetzt. P. erzählte es selbst im Wirtshaus und hatte noch seinen Spott darüber, daß ihm der

Pfarrer auf sein ungestümes Drängen hin Gott zum Bürgen stellte."

Herr v. H. und seine Gemahlin erkannten, daß Gott ihnen hier eine Gelegenheit gab, Ihn zu verherrlichen, und sogleich händigte der Gutsherr dem Bedienten die erforderliche Summe ein mit der Anweisung, sie in der Frühe des folgenden Tages dem Pfarrer zu bringen. So konnte dieser, noch ehe die Frist verstrichen war, seine Schuld bezahlen.

Wer ist jemals zuschanden geworden, der auf Gott gehofft hat?

Mit Recht sagt der Psalmist: „Es ist besser, auf Jehova zu trauen, als sich zu verlassen auf den Menschen.“ (Ps. 118, 8.) An Mitteln und Wegen fehlt's dem Allweisen und Allmächtigen nicht.

Ach, wie so oftmals schweigt Gott still
Und tut doch, was uns nützet,
Da unterdessen unser Will
Und Herz in Angsten sitzt.
Drum, liebes Herz, sei wohlgemut,
Und laß von Sorg' und Grämen!
Gott hat ein Herz, das nimmer ruht,
Dein Bestes vorzunehmen.

„So seid nun nicht Besorgt, indem ihr saget: was sollen wir essen? oder: was sollen wir anziehen? Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr dies alles bedürft. Trachtet aber zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugefügt werden.“ (Matthäus 6, 31–33.)

„Die Herrlichkeit leuchtete vor mir her . . .“

Es ist in unseren Tagen, wo es so viele kalte und gleichgültige Herzen gibt, von erhebender Freude, von dem einfältigen Glauben und der Liebe eines Schäfleins Christi zu hören, das mit ungeteiltem Herzen seinem guten Hirten anhängt und sein Alles in Ihm findet.

Solch ein glückliches Schäflein war Daisy Wotton, die Tochter des verstorbenen Polizeiinspektors Wotton aus Exeter in England. Ihr Leben war nur kurz, aber es ist ein liebliches Zeugnis sowohl von der Errettermacht des Heilands als auch von der wunderbaren Weisheit Gottes, die vor Weisen und Verständigen verbirgt, was sie Unmündigen geoffenbart hat.

Seit ihrem 13. Lebensjahr, so erzählt Dr. H. W.*), besuchte Daisy regelmäßig unsere Sonntagsschule, wie auch die Kindergesangsstunde**). Doch ob-

*) Der Herausgeber des englischen Originals über Daisy Wotton's Bekehrung und Heimgang.

**) Wir hatten die Gewohnheit, jeden Sonntagnachmittag zwischen 5 und 6 Uhr mit den Kindern der Sonntagsschule christliche Lieder einzuüben. Auch andere durften diesen Stunden beiwohnen, und viele kamen gern. Der Herr be-

gleich der Herr, wie sie später bezeugte, oft zu ihr gesprochen hatte, wenn die Lehrerin ihre Schülerinnen dringend bat, doch zu Jesu zu kommen, schenkte sie ihr Herz erst zwei Jahre später dem Heiland. Mehrmals war sie „beinahe bekehrt“, aber die Entscheidung wurde immer wieder von ihr hinausgeschoben.

Daisys Lehrerin, Fräulein M., berichtet uns folgende Einzelheiten über die Bekehrung und den seligen Heimgang ihrer Schülerin:

„Nach einer Sonntagabendversammlung machte ich mit mehreren Mädchen meiner Klasse, die in der Versammlung gewesen waren, noch einen Spaziergang. Ich unterhielt mich nacheinander mit jeder einzelnen, bis Daisy plötzlich bleich und zitternd an meine Seite trat.

„Mir ist heute und auch schon vorigen Sonntag in der Stunde so elend zumute gewesen“, sagte sie mit gesenktem Kopf.

„Was war es denn, das dich so traurig machte, Daisy?“ fragte ich.

„Zuerst waren es die Lieder“, entgegnete sie. „Erinnern Sie sich noch, daß wir vorigen Sonntag sangen: „Fels des Heils, geöffnet mir“, und wie Herr Dr. W. später in der Versammlung dasselbe Lied vorschlug?“

„Ja, daran erinnere ich mich sehr gut“, erwiderte ich.

„Den letzten Vers konnte ich nicht mitsingen. Die Worte:

kannte sich in freundlicher Weise zu unserer Arbeit, und manch liebliche Frucht ist aus der Kindergesangstunde und der sich daran anschließenden Evangeliums-Verkündigung hervorgegangen.

„Jetzt, da ich noch leb' im Licht,
 Eh' mein Aug' im Tode bricht,
 Eh' durchs finstre Tal ich geh',
 Eh' ich vor dem Richter steh', —
 Fels des Heils, geöffnet mir,
 Birg' mich, ew'ger Hort, in Dir!“

trafen mein Herz und machten mich von Kopf bis zu Fuß erbeben. Schon wochenlang vorher, wenn Sie in der Sonntagschule zu uns sprachen, hatte ich das gleiche Gefühl. Und nun ließen Sie uns heute abend das Lied singen: „Komm zu Jesu, liebe Seele! Komm, Er selber ruft dir's zu“. Alle sangen, nur ich konnte nicht miteinstimmen. Ich wußte, daß der Herr Jesus mich ruft. Als dann Herr Dr. W. das Evangelium verkündigte, war es mir, als spreche er nur zu mir, und zum Schluß wurde noch einmal das Lied gesungen: „Komm zu Jesu!“ O, bitte, sagen Sie mir, was soll ich tun?“

Ihre aufrichtige Betrübniß löste mit einem innigen Mitgefühl zugleich einen frohen Dank in mir aus. So gut ich konnte, suchte ich ihrer Bitte zu entsprechen, merkte aber bald, daß meine Worte nicht imstande waren, sie zu beruhigen. Ein heftiger Kampf ging offenbar in ihr vor. Satan war mit seiner schrecklichen Macht auf dem Plan. Ich empfand die Wichtigkeit des Augenblicks, der so ernst und entscheidend war. Bis gegen zehn Uhr fuhr ich fort, ihr zuzureden, zu Jesu zu kommen. Der Feind schien entschlossen zu sein, sie davon abzuhalten. Aber ehe wir uns an jenem Abend trennten, hatte Daisy Christum erwählt und ging heim mit einem neuen Lied auf den Lippen. Ihre Füße standen auf dem Felsen, und ihr Herz frohlockte in ihrem Heiland.

An dem auf die Unterredung folgenden Donnerstag empfing ich nachstehenden Brief:

31. März 1921.

Liebes Fräulein N.

Jeden Abend in dieser Woche war ich enttäuscht, weil ich Sie nicht besuchen konnte, und auch heute ist es mir leider nicht möglich. Deshalb schreibe ich Ihnen jetzt, um Ihnen herzlich für Ihren lieben Brief zu danken. Ich hatte ihn gerade nötig. Seit ich am vergangenen Sonntag zum Herrn Jesus gekommen bin, bin ich so glücklich. Ich könnte nicht glücklicher sein. Es ist mir, als müßte ich jedem, dem ich begegne, sagen, daß ich eine verlorene Sünderin war, nun aber aus Gnaden errettet bin. . . . Alles geht jetzt so viel besser als früher. Wenn ich fühle, daß Schwierigkeiten kommen, bete ich, und dann darf ich immer erfahren, wie der Herr meine Gebete beantwortet. Ich fragte Hilda gestern Abend, ob sie nicht auch ihr Herz dem Herrn Jesus schenken wolle. Aber sie sagte, sie fürchte sich. Ich schilderte ihr dann, wie froh ich wäre, dem Herrn Jesus jetzt anzugehören, und daß man sich dessen nicht zu schämen brauche. Sie sagte, sie möchte ja auch gern dem Herrn angehören, fürchte sich aber dennoch. Sie macht es so, wie ich es tat, und gibt dem Teufel Gehör, aber ich werde nicht aufhören, für sie zu beten, und sicher tun Sie es auch.

Ich verbleibe mit den herzlichsten Grüßen Ihre Sie
Liebende Schülerin Daisy Wotton.

Im Jahre 1923 wurde Daisy krank und sollte sich nicht wieder erholen. Langsam, aber stetig nahmen ihre Kräfte ab, bis alle, die sie lieb hatten, fühlten, daß sie bald in die ewigen Wohnungen droben einziehen würde. So lang es möglich war, wurde sie im Rollstuhl zur Sonntagschule und zur Versammlung gefahren. Im Oktober 1925 aber verschlimmerte sich ihr Leiden so, daß ihre Stunden auf Erden gezählt schienen. Am 16. Oktober ließ sie mich

rufen, und ich ging sofort zu ihr. Sie war sehr krank und litt große Schmerzen. Als ich zu ihr trat, blickte sie mich lächelnd an.

„Fräulein N.“, sagte sie, „ich hatte ein solches Verlangen, Sie noch einmal zu sehen. Ich glaube, daß es das letzte Mal auf Erden ist. Bald darf ich in den Himmel gehen.“

„Ja, Daisy“, erwiderte ich, „du wirst bald dort sein, wo es keinen Schmerz und kein Leiden mehr gibt. Ist der Herr Jesus jetzt bei dir?“

„Ja, o ja, Seine Gegenwart erfüllt das ganze Zimmer.“

„Und fürchtest du dich nicht?“

„O nein, ich fürchte mich nicht; es ist alles licht um mich her. Liebe Mama“, wandte sie sich sodann an ihre Mutter, „du mußt nicht weinen. Denke daran, daß ich bald gar keine Schmerzen mehr haben werde. Ich werde Sein Angesicht sehen. O welch eine Herrlichkeit winkt mir!“

Ich fragte sie, ob sie noch einen Wunsch habe, aber sie hatte nur das eine Verlangen, heimzugehen.

„Ich bin so sehr, sehr müde“, sagte sie.

„Ja, wie ein kleines, müdes Lamm. Aber du weißt ja, Daisy, der Herr Jesus trägt die Lämmer in Seinem Busen, und Er trägt jetzt dich und sagt: „Ich will dir Ruhe geben“. Du brauchst jetzt Seine Ruhe, du liebes, müdes Kind.“

„Ja, Seine Ruhe. Er ist Ruhe“, erwiderte sie.

„Fräulein N.“, sagte sie nach einer Pause.

„Ja, mein Kind?“

„Bitte, grüßen Sie alle Mädchen in der Klasse und sagen Sie ihnen, ich hoffte sie alle im Himmel

wiederzusehen. Bitten Sie Herrn Dr. W., daß er mich beerdigt, und dann möchte ich gern, daß von meinen Mitschülerinnen so viele als möglich zum Friedhof kommen und das Lied singen: „Sicher in Jesu Armen“. Wie sicher werde ich in diesen Armen sein! Sicherer könnte ich nirgends sein.“

Das Atmen wurde ihr sehr schwer, und wir glaubten jeden Augenblick, die glückliche Seele würde sich von der Erde losreißen und zum Himmel empor schwingen. Doch nach einer Weile ging es besser, und Daisy schaute sich im Zimmer um.

„Der Herr Jesus hat mich noch nicht geholt“, sagte sie. „Vielleicht will Er es heute auch nicht mehr tun. Bitte, weint nicht, ich bleibe heute gewiß noch hier. Du wirst dein Kind vermissen, Mama, aber nicht wahr, du freust dich dennoch, daß es zu Jesu geht?“

„Gewiß“, nahm ich den Gedanken auf, „Mutter wird dich schmerzlich vermissen. Wir alle werden dich vermissen, mein liebes Kind, aber bald werden wir für immer wieder vereint sein bei dem Herrn. Ist das nicht herrlich, Daisy?“

„Ja, Fräulein N., doch ich sehne mich, jetzt zu Ihm zu gehen.“

Als wir uns am Abend trennten, glaubten wir, es sei unser letztes Zusammensein auf Erden gewesen, aber der Herr holte Sein Schäflein noch nicht heim. Am nächsten Tage, einem Samstag, empfing sie mich mit den Worten:

„Der Herr hat uns noch ein Wiedersehen geschenkt, Fräulein N.“

„Ja, Daisy, und bald werden wir uns droben wiedersehen und uns dann nie mehr trennen.“

„Aber ich möchte so gern jetzt gehen. Ich sehne mich, zu Ihm zu gehen. Warum läßt Er mich noch so lang warten?“

„Weil Er dich ganz sanft heimnehmen möchte, Daisy.“

„Mama, ich habe etwas so Herrliches gesehen“, sagte sie im Laufe des Samstag zu ihrer Mutter.

„Du wirst geträumt haben, Liebling.“

„Nein, es war kein Traum. Es war etwas ganz Wunderbares. Die Herrlichkeit leuchtete vor mir her.“

Am Sonntag war Daisy sehr schwach, so schwach, daß sie kaum sprechen konnte. Aber ihr Friede war ungestört.

„Ich bin in Seinen Armen“, sagte sie. „Er trägt mich sicher zur anderen Küste.“

Kurz vor ihrem Heimgang am Montag morgen, als ich noch einmal mit ihrer Mutter und ihrer Schwester an ihrem Bett stand, sagte die Kranke:

„Da sind drei, die mich so liebevoll anblicken. Auch ich liebe euch alle von Herzen, aber meinen Jesus liebe ich am meisten.“

Ihre letzten Worte waren:

„Jetzt bin ich sicher in Seinen Armen.“

Gegen das Ende hin wurde sie halb bewußtlos, und schlummernd ging sie am Montagvormittag, den 19. Oktober 1925, im Alter von 19 Jahren, heim.“

Soweit der Bericht der Lehrerin. — „O glücklicher Schlaf“, dachte ich, als ich die Zeilen zu Ende gelesen hatte, „sie erwacht und ist bei Jesu.“

Wenige Tage vor ihrem Ende besuchte ich Daisy und war ergriffen von dem wunderbaren Frieden ihrer Seele und dem tiefen Bewußtsein, das sie beständig

von der Gegenwart des Herrn Jesus hatte. Ihr Glaube blieb unerschüttert — alles war ihr so sicher, als wäre sie schon im Himmel. Während ich mit ihr betete, konnte ich die Freude verspüren, die dieses Himmelskind erfüllte, und als ich mich von den Knien erhob und ihr Lebewohl sagte, fühlte ich, daß die Engel Gottes in diesem einfachen Heim bereit standen, die verlangende Seele zur ewigen Ruhe zu führen.

Daisy wurde am Samstag, dem 24. Oktober, nachmittags um 3 Uhr auf dem Greter-Friedhof beerdigt. Die Kapelle, in der sie aufgebahrt lag, war gedrängt voll. Außer ihren Angehörigen und Verwandten waren viele Nachbarn und Freunde gekommen, die Daisy alle von Jugend auf gekannt hatten, sowie auch viele ihrer gläubigen Bekannten und Freunde. Ihre Sonntagschulklasse war fast vollzählig vertreten, ebenso ein großer Teil der anderen Klassen. Viele weinten, als wir von dem herrlichen Sonnenuntergang ihres Lebens sprachen.

Die Trauerfeier in der Kapelle schloß mit einem Gebet des Sonntagschulvorstehers, der auch am Grabe einige Worte sprach. Dann sangen die Mädchen ihrer Klasse: „Sicher in Jesu Armen“, und nachdem noch ein Gebet gesprochen worden war, konnten wir nur noch sagen: „Lebe wohl, Daisy, für eine kurze Weile. Bald werden wir uns wiedersehen, und dann wird es keine Trennung mehr geben.“

Am folgenden Sonntagabend erzählte ich in der Versammlung einiges aus Daisy Wotton's Leben und Sterben. Der Herr segnete das einfache Zeugnis an den Herzen meiner Zuhörer. Zwei junge Mädchen gerieten in große Seelenangst und konnten ihr

Schluchzen beim Verlassen des Saales nicht länger zurückhalten. Sie sehnten sich danach, das kostbare Teil zu besitzen, das Daisy so glücklich gemacht hatte, und der gute Hirt, der sie suchte, ließ nicht nach, bis Er auch diese verlorenen Schäflein sicher auf Seinen Achseln heimtragen konnte.

Glücklich die Eltern, die ein Kind haben, das wie Daisy den Wohlgeruch Christi um sich verbreitet, sich nur in Seiner Gegenwart zu Hause fühlt, und dessen einfältiger, aber so erhabener Glaube sein Alles in Jesu findet! Es wäre einem Fürsten gut, seine Krone einzutauschen für den ewigen Frieden, mit dem sie gekrönt war, einem Millionär, seine Schätze gegen die Reichtümer, deren sie sich in Christo erfreute. Die Weisheit der Weisen ist wie nichts gegenüber der Erkenntnis, die dieses einfältige Kind Gottes besaß. Sie kannte Ihn, „den zu kennen ewiges Leben ist“. Die schlichte Beredsamkeit ihres unbeirrten Vertrauens auf Jesum könnte jeden modernen Bibelkritiker zum Schweigen bringen. Ja, es ist, wie Gottes Wort in Matth. 21, 16 sagt: „Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet“.

Im März 1920, als Daisy mit Zweifeln und Kämpfen zu tun hatte, schrieb sie auf das letzte Blatt ihrer Bibel:

„Denn also hat Gott Daisy Wotton geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß, wenn Daisy Wotton an Ihn glaubt, sie nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Sie suchte nach Licht, und als ihre Seelenangst größer wurde, schrieb sie auf eine andere Seite:

„Meine Sünden sind auf Jesum, Gottes hei-

liges Opferlamm, gelegt worden. Er nahm sie alle auf sich und befreite mich von der fluchwürdigen Last."

Am Abend ihrer Bekehrung (27. Febr. 1921) trug sie folgendes in ihre Bibel ein:

„Gott hat meine von der Last der Sünde niedergebeugte Seele nicht verachtet. Das Beste, was ich Ihm bringen konnte, war mein zerbrochenes und zerschlagenes Herz."

Und auf einem anderen Blatt fanden sich die Worte:

„Er hat mich geliebt. Er starb für mich, rettete mich und wird mich ewig bewahren!"

Wie rührend sind diese Aufzeichnungen, Bruchstücke aus der Geschichte eines jungen Menschenkindes, das zu Christo kam, kleine Wegweiser, die die Straße andeuten, auf der sie wandelte, Strahlen aus der Herrlichkeit, zu der es ihre ganze Seele zog, und die auf ihren Weg fielen, solange sie Jesum kannte.

Möchte Gott diese einfache Geschichte an vielen kostbaren Seelen segnen!

Durch einen Panther gerettet*)

Spiegelblank lag das Meer da. Kein Luftzug kräuselte die blaue Fläche. Die unerträgliche Hitze weckte das Verlangen, ein Bad zu nehmen, allein die Furcht vor den Haifischen hielt uns davon ab. Nur Campbell, der ein wenig zu viel ge-

*) Eine Begebenheit, die sich an der Küste Guineas in West-Afrika zugetragen hat und von Augenzeugen erzählt worden ist.



. . . Inzwischen war ihm das Krokodil aber so nahe gekommen, daß es schon seinen furchtbaren Rachen öffnete, als ein Panther aus dem Dickicht auf ihn sprang. Dieser Umstand rettete unserem Freunde das Leben, denn der Panther sprang zu weit, über Campbell hinaus, und fiel gerade auf das Krokodil.

trunken hatte, warf sich trotz aller Gegenvorstellungen in die kühnenden Fluten.

Raum hatte er sich etwas vom Schiffe entfernt, da sahen wir ein Krokodil auf ihn zuschwimmen. Der Tod Campbells schien gewiß. Was konnten wir für den Armsten tun? Mein Freund Johnson, der wie ich von der Unmöglichkeit der Rettung unseres Kameraden überzeugt war, griff nach seinem Gewehr, um ihn zu töten, ehe er von dem Ungeheuer gepackt wurde. Da ich aber in diese Tat nicht einwilligen wollte, ließ er die Büchse wieder sinken. Mit Grausen warteten wir auf das Trauerspiel, das sich vor unseren Augen abspielen sollte. Gleichzeitig ließen wir den Kahn ins Meer hinab und schossen zweimal auf das Krokodil, an dem die Kugeln jedoch wie der Hagel von den Dächern abprallten. Indes wurde Campbell durch die Schüsse und den Lärm, den die Neger an Bord des Schiffes machten, auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam. Er sah das Ungeheuer auf sich zukommen und schwamm eilends der Küste zu. Fast hatte er das mit Rohr und Gesträuch bewachsene Ufer erreicht. Inzwischen war ihm das Krokodil aber so nahe gekommen, daß es schon seinen furchtbaren Rachen öffnete, als ein Panther aus dem Dickicht auf ihn sprang. Dieser Umstand rettete unserem Freunde das Leben, denn der Panther sprang zu weit, über Campbell hinaus, und fiel gerade auf das Krokodil. Ein heftiger Kampf entspann sich zwischen den beiden Bestien, der bald das Wasser vom Blute des Panthers färbte. Vergeblich strengte er sich an, die riesenstarken Schuppen des Krokodils zu zerbeißen. Kurz darauf verschwanden beide Tiere, und wir sahen sie nicht wieder.

Als der Kahn Campbell aufnahm, vermochte er lang kein Wort zu sprechen, obgleich die eben überstandene Gefahr ihn völlig ernüchtert hatte. Aber auf dem Verdeck des Schiffes angelangt, warf er sich auf die Kniee, dankte Gott vor allen für seine wunderbare Rettung und legte das Gelübde ab, sich nie wieder zu betrinken.

Wem beim Lesen dieser Erzählung das Herz lauter gepocht hat, der wird auch die Hand Gottes bewundern, die den Sprung des Panthers über den Menschen hinweg in den Rachen des Feindes lenkte, und wird auch wünschen, daß jener so wunderbar Gerettete nicht bloß seinen guten Vorsatz gehalten, sondern auch sein ganzes Leben vor Dem geprüft haben möge, der ihm so augenscheinlich gezeigt hatte, daß Er nicht den Tod des Sünders will.

Wie geht in dieser Erzählung alles so ganz wider Menschengedanken! Jener Leichtsinrige sucht ein Vergnügen und kommt in Todesgefahr. Das Krokodil schnappt nach dem Menschen und bekommt den Panther zwischen die Zähne. Dieser endlich dürstet nach Beute und fällt selber einem Stärkeren zur Beute.

Lamm und Löwe Gnade und Gericht

In Chicago gibt es eine lange und breite Straße, in der fast nur Juden wohnen. Alle sind Inhaber größerer oder kleinerer Geschäfte aller möglichen Gattungen. In diesen Geschäften ist buchstäblich alles zu haben, was nur gehandelt werden kann. In der gleichen Straße hat die Judenmission

ihren Sitz aufgeschlagen. Sie besitzt dort einen großen Raum, in welchem abends Vorträge gehalten werden. Tagsüber sind beständig ein gläubiger Herr und eine gläubige Dame anwesend, die den mit Fragen kommenden Juden, Männern und Frauen, Rede und Antwort stehen, Bibeln, Bibelteile und Schriften verteilen usw. In den großen Schaufenstern liegen hebräische, lateinische und englische Bibeln auf, in denen Stellen, die sich in Sonderheit auf Christum und das Volk Israel beziehen, unterstrichen oder sonstwie gekennzeichnet sind. Auch werden in den Schaufenstern Plakate ausgehängt, die kurz gefaßte, leicht verständliche Hinweise bringen auf Israel und den Messias, alles in Verbindung mit dem Worte Gottes. Im Frühjahr 1927 konnte man in einem Schaufenster ein Plakat sehen mit dem Bilde eines am Boden liegenden geschlachteten Lammes und daneben dem eines mächtigen Löwen. Viele Leute blieben täglich vor diesem Plakat stehen, betrachteten die Bilder und lasen die Bibelsprüche und Erklärungen, die darunter standen. Unter dem Bilde des Lammes las man die folgenden Schriftworte:

„Denn auch unser Passah, Christus, ist geschlachtet.“ (1. Kor. 5, 7.)

„Und sehe ich das Blut, so werde ich an euch vorübergehen.“ (2. Mose 12, 13.)

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde.“ (1. Joh. 1, 7.)

„Wisset, daß ihr nicht mit verweslichen Dingen, mit Silber oder Gold, erlöst worden seid... sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken.“ (1. Petr. 1, 18. 19.)

„Das Blut ist es, welches Sühnung tut für die Seele.“ (3. Mose 17, 11.)

„In welchem wir die Erlösung haben, die Vergebung der Sünden... indem Er Frieden gemacht hat durch das Blut Seines Kreuzes.“ (Kol. 1, 14. 20.)

„Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt.“ (Joh. 1, 29.)

Unter dem Bilde des Löwen standen neben der Anführung aus Offbg. 5, 5: „Siehe, es hat überwunden der Löwe, der aus dem Stamme Juda ist“, die Worte:

Du mußt Jesu Christo begegnen als dem Lamm, das für unsere Sünden gestorben ist, oder du wirst Ihn als den Löwen in Seiner Macht und Stärke kommen sehen zum Gericht. Wie willst du Ihm begegnen?

Die Frage: Wie willst du Ihm begegnen? möchte ich auch an die Leser dieser Zeilen richten. Die meisten von ihnen sind keine Juden, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Stellung zu dem Löwen aus Juda auch für sie entscheidend ist. Jesus Christus, der Heiland der Menschen, ist freilich dem Judentum entsprossen, geboren von einer jüdischen Jungfrau, und zunächst dem Volke der Juden gegeben. Nachdem aber Israel in unbegreiflicher Verblendung seinen Messias verworfen hat, hat das Heil sich von den Juden zu den Völkern der Erde gewandt. Der Messias der Juden ist der Heiland der Welt geworden. „Es ist zu gering“, hatte Gott schon durch Seinen Propheten Jesaja, den Evangelisten des Alten Testaments, sagen lassen, „es ist zu gering, daß du mein Knecht seiest, um die Stämme

Jakobs aufzurichten und die Bewahrten von Israel zurückzubringen; ich habe dich auch zum Licht der Nationen gesetzt, um mein Heil zu sein bis an das Ende der Erde." (Jes. 49, 6.) Diese Prophezeiung hat sich inzwischen, wenigstens zu einem großen Teil, erfüllt. Allen Menschen ausnahmslos darf heute das Evangelium von dem für Sünder gestorbenen Gottes- und Menschensohn Jesus Christus verkündigt werden. Jesus, der Heilige und Gerechte, mußte sterben, denn nur auf diesem Wege war es möglich, den sündigen Menschen mit dem heiligen Gott zu versöhnen. „Ohne Blutvergießung gibt es keine Vergebung.“ Aber in Seinem Tode ist Er zugleich der mächtige Sieger gewesen, der der alten Schlange, Satan, dem Verführer und Feind der Menschen, zugleich aber dem Gott dieser Welt, den Kopf zertreten hat, der Löwe, der den Drachen im Tode besiegte. Wie ein Lamm ging Er zur Schlachtbank, und still und stumm ließ Er über sich ergehen, was die Feindschaft der Menschen Ihm nur zufügen konnte an Bösem. Still trug Er auch Gottes Zorn — Er, das Lamm Gottes. Unter dem Bilde eines geschlachteten Lammes wird Er auch im Himmel noch von Seinen Erlösten gesehen werden. (Vergl. Offbg. 5.) Kehrt Er aber einmal auf diese Erde zurück, um zu richten — und Er wird das tun —, dann wird die Welt kein Lamm mehr zu sehen bekommen. Dann wird der Löwe Seine gewaltige Kraft beweisen, und die Völker werden erbeben vor Seiner Erscheinung. Wehe, dreimal wehe allen denen, die vor den Herrn der Herrlichkeit treten müssen, wenn Er Gericht übt!

Aber noch ist Gnadenzeit. Noch darf die Botschaft von dem Lamm Gottes aller Welt verkündigt

werden. Unendlich groß ist die göttliche Langmut einer gottfeindlichen Welt und trozigen Sündern gegenüber. Möchte doch diese Langmut und Güte auch dich zur Buße leiten, lieber unbekehrter Leser, damit du nicht dereinst den Zorn des Lammes schmecken und die Pranke des Löwen fühlen mußt!

Zum Schluß seien noch die Erfahrungen eines alten Christen mitgeteilt, die er in seinen jungen Jahren, vor seiner Bekehrung, von der Langmut und Güte Gottes machen durfte.

Als ich sechzehn Jahre alt war, war ich in Leipzig bei einem Schornsteinfegermeister in der Lehre. Ich lebte damals ganz ohne Gott und ohne Hoffnung dahin und führte, trotzdem ich religiös erzogen war, ein ausschweifendes Leben. Meinem Meister, einem strengen und ordnungsliebenden Mann, machte ich viel Mühe. Er hielt darauf, daß ich des Abends zeitig zu Bett ging, aber ich liebte es, mich mit meinen gleichalterigen Genossen möglichst lang draußen umherzutreiben. Eines Tages sagte er mir: „Wenn du heute wieder so spät nach Hause kommst, findest du die Tür verschlossen“. Ich ließ den Meister reden und dachte mir mein Teil dabei. Am Abend kam ich nicht früher nach Hause als sonst. Aber — die Tür war verschlossen. Was nun tun? Mein Zimmer lag im vierten Stock, und zwar an der entgegengesetzten Seite des Hauses. Kurz entschlossen kletterte ich an dem am Hause angebrachten Ausstoßrohr einer Dampfmaschine empor, schwang mich in die Dachrinne, stieg über den Hausfirst zur anderen Seite des Daches hinüber, lief bei Eis und Schnee viele Meter weit durch die Dachrinne, während unter mir die grausige Tiefe gähnte, und gelangte auf diesem Wege in mein

Schlafgemach. Wenn ich heute an diesen Gang zurückdenke, läuft es mir noch kalt über den Rücken, und ich kann nur die wunderbare Gnade Gottes bewundern, die mich damals vor dem Zerschmettertwerden bewahrt hat.

Jahre vergingen. Ich hatte meinen Beruf als Schornsteinfeger aufgegeben und ihn mit der Arbeit im Bergwerk vertauscht. Bekehrt war ich immer noch nicht. Eines Tages, als ich mit Kohlenhauen beschäftigt war, gab es plötzlich einen Bergrutsch. Gewaltige Gesteinsmassen versperrten mir den Ausgang. Rettung erschien völlig ausgeschlossen, denn Wochen wären nötig gewesen, um diese Felsmengen fortzuschaffen. Aber Gott hatte Erbarmen mit mir. Er wollte mich nicht verhungern und ewig verloren gehen lassen. Er gab es mir ins Herz, an einer gewissen Stelle ein Loch nach oben zu brechen, durch das ich mich, wenn auch mit unsäglicher Mühe, retten konnte.

Hätte man nun nicht meinen sollen, dieser neue wunderbare Beweis von der Güte Gottes hätte mich zur Buße geleitet? Leider war es nicht der Fall. Ich blieb gleichgültig, und es bedurfte noch weiterer Wege Gottes mit mir, bis ich endlich dahin kam, zu erkennen, was in mir war, und das freie Heil in Christo Jesu zu ergreifen. Heute sehe ich klar, wie Er über mein Leben gewacht hat, um mich in Seine Retterarme zu nehmen.

Fürwahr, unendlich groß ist Gottes Langmut. Wo wäre ich, wenn sie mich nicht getragen hätte! Aber es ist doch ernst, mit dem Seelenheil zu spielen. Wie schnell kann es zu Ende gehen, und was muß es sein, in der Ewigkeit zu erwachen, unversöhnt mit Gott?!

Menschliche und göttliche Gerechtigkeit

In einem kleinen Ort Deutschlands lebte vor vielen Jahren ein alter Mann, der ebenso geachtet wie beliebt war. Das Leben dieses Mannes konnte von Jugend an ein untadeliges genannt werden. Alles Rohe und Gemeine war ihm zuwider. Dazu war er ein friedlicher Mensch, wahrheitsliebend und gerecht. Sein Familienleben war vorbildlich. Fleiß und Ordnung zeigten in Haus und Anwesen ihre wohltuenden Spuren. Ein guter Verstand und ein weiser, nüchterner Sinn machten, daß viele aus dem Ort und sogar aus der weiteren Umgebung zu ihm kamen, um sich Rat in irdischen Angelegenheiten bei ihm zu holen oder, da es damals keine Zeitungen wie heute gab, seine Meinung in allgemeinen Fragen zu hören. Unbesorgt konnte man über alles mit ihm reden, ohne fürchten zu müssen, daß er es „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ einem dritten erzählen würde. Er konnte es nicht ertragen, wenn in seiner Gegenwart über die Fehler anderer geredet wurde. Er sagte dann manchmal: „Kinder, laßt uns nicht vergessen, was das Leichteste und das Schwerste auf Erden ist. Das Leichteste ist, andere zu beurteilen und zu verurteilen. Das Schwerste ist, sich selbst zu erkennen und es besser zu machen.“

Unser alter Freund war auch gottesfürchtig. Nie fehlte er in der Kirche. Selbst in vorgerücktem Alter scheute er weite Wege nicht, wenn es galt, einen guten Prediger zu hören. Er gehörte auch nicht zu denen, die, sobald die Predigt vorüber ist, darüber zu reden

beginnen, wie doch das Leben so teuer und die Welt so schlecht sei. Nein, er ging still nach Hause, und dort angekommen, schloß er sich in sein Zimmer ein und wiederholte hier, auf- und abschreitend, einzelne Sätze aus der eben gehörten Predigt. Im späteren Alter, als das Gehen ihm beschwerlicher wurde, konnte man ihn beobachten, wie er, in seinem großen Lehnstuhl sitzend, ganze Teile der Predigt laut vor sich hinsagte. In solchen Stunden hätte niemand ihn zu stören gewagt. Staunend stand man still vor so viel Frömmigkeit. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß der alte Mann weit und breit nicht nur als der klügste, weiseste, redlichste, sondern auch als der frömmste Mensch galt — und, das muß ich, um das Bild richtig zu zeichnen, hinzufügen, er hielt sich selbst auch dafür.

So waren Jahre dahingegangen, und in all der Zeit hatte der treffliche Mann sich gesonnt in den gleißenden, aber kalten Strahlen seiner eigenen, selbstgefälligen Gerechtigkeit. Da aber die menschliche Gerechtigkeit auf trügerischem Grund aufgebaut ist, braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn sie eines Tages ins Wanken gerät. Bei unserem alten Freunde waren die Erfahrungen, die zwei seiner Kinder machten, die Ursache, daß er aus seiner Selbstzufriedenheit herausgerissen wurde und in sich gekehrt, mißgestimmt und verärgert seinen Weg ging, ja, sogar mit der Zeit von seiner liebsten Gewohnheit abließ, daheim die gehörten Predigten so laut zu wiederholen, daß die anderen es hören konnten.

Eine seiner Töchter hatte sich verheiratet und mit ihrem Manne eine innere Wandlung durchgemacht, die dem Vater nicht nur fremd, sondern auch

äußerst verdrießlich war. Die beiden hatten nach Ansicht des Vaters einen neuen Glauben angenommen, und der bestand darin, daß sie bekannten, der Vergebung aller ihrer Sünden gewiß und Kinder Gottes geworden zu sein. Sie behaupteten, diese Gewißheit durch nichts anderes empfangen zu haben als durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus, der für verlorene Sünder am Kreuzestamm von Golgatha gestorben sei. Es kam hinzu, daß sie, anstatt sich am Kirchenbesuch genügen zu lassen, die Bibelfstunden und Zusammenkünfte der sogenannten „Müller“ besuchten. Drittens aber — und das hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen — hatten sie es gewagt, dem allgemein so geachteten, beliebten und frommen Vater gelegentlich eines Besuchs (sie wohnten an einem anderen Ort) vorzustellen, daß mehr notwendig sei als eine irdische Gerechtigkeit und ein frommes Leben, um in den Himmel eingehen zu können. Natürlich hatte der fromme Mann sich derartige Belehrungen auf das entschiedenste verboten. Wenn sie ihm nichts Gescheiteres zu sagen wußten, so mochten sie da bleiben, woher sie gekommen waren. Tochter und Schwiegersohn hatten sich durch diese Abweisung nun freilich nicht abhalten lassen, das elterliche Haus auch fernerhin zu besuchen, aber um des Friedens willen schwiegen sie fortan von dem, was ihre Herzen erfüllte und glücklich machte. Trotzdem war das alte schöne Verhältnis dahin. Es stand etwas zwischen den Herzen, unsichtbar, aber schmerzlich fühlbar.

So verging wieder eine Zeit. Da geschah etwas, was den Frieden des Hauses noch weit empfindlicher störte als das Verhalten der zwei außerhalb woh-

nenden Kinder. Der Vater machte nämlich die Beobachtung, daß eine andere treue und fleißige Tochter, die sehr an ihm hing und noch bei ihm im Hause war, von dem neuen Geist, den die beiden anderen Kinder angenommen hatten, angesteckt war. Dies zeigte sich zunächst dadurch, daß sie begann, die Bibel zu lesen, eine Gewohnheit, die bis dahin im Hause nicht geübt worden war. Über diese Schrulle wäre der alte Vater indessen wohl noch hinweggekommen, aber es blieb nicht bei dem Bibellesen. Die Tochter redete, ebenso wie die anderen es getan hatten, zu dem Vater von der Notwendigkeit einer geistlichen Wiedergeburt, auf Grund des Wortes des Herrn Jesus an den Pharisäer Nikodemus. (Joh. 3, 3.) Erregt erwiderte der Vater, diese Wiedergeburt sei in Taufe und Konfirmation zu finden, in Verbindung mit dem Halten der göttlichen Gebote und Satzungen. Das Maß wurde voll, als die Tochter den Vater unmittelbar fragte, ob er selbst eine Wiedergeburt erlebt habe, da sie der Meinung war, der fromme Vater möchte doch wohl derartiges erfahren haben, ohne Licht über die persönliche Gewißheit der Vergebung der Sünden zu besitzen. Die in aller kindlichen Liebe gestellte Frage versetzte den Vater jedoch in eine Aufregung, wie man sie dem stets so ruhigen, besonnenen Manne nicht zugetraut hätte. Hart und abstoßend wurde sein Benehmen, und in den schärfsten Worten verbat er sich jede weitere derartige Frage und Bemerkung. Und als die Tochter daraufhin den Mut fand, wenn auch zaghaften Herzens, zu bekennen, daß sie diese Wiedergeburt an sich selbst erfahren habe, und daß sie fortan den schmalen Pfad mit den Kindern Gottes zu wandeln begehre, auch ihre

Bibel- und Gebetsstunden besuchen möchte, da jagte er sie mit harten Worten aus dem Hause. Die Tochter verließ ohne Widerrede das Elternhaus. Es gab viel Redens und Fragens im Orte. Die harte Tat trug nicht dazu bei, die Achtung vor dem „frommen“ Greise zu erhöhen. Von der kleinen gläubigen Schar aber, in deren Mitte die verstößene Tochter Aufnahme gefunden hatte, stiegen dringende Bitten zum Gnadenthron empor für den armen, verblendeten Vater. Er war mehr zu bedauern als die Tochter, die bei allem Schmerz um die lieblose Behandlung glücklich war in ihrem Herrn und Heiland. Eine dunkle, schwere Wolke lag auf dem Hause.

Diese Wolke wurde immer dichter und schwärzer, am schwärzesten an dem Tage, als der alte Vater plötzlich schwer erkrankte und acht Tage zu Bett lag, ohne zu essen und zu trinken, der Sprache beraubt. Alle seine Kinder kamen und waren fast beständig um ihn. Tagelang erwartete man sein Ende. Aber wider Erwarten genas er. Gott erhörte die vielen Gebete der gläubigen Kinder und Bekannten. Er nahm den alten Mann nicht weg in seiner starren Selbstgerechtigkeit, sondern ließ ihn wieder aufstehen.

Mit der allgemeinen Erstarkung kehrte auch das Sprechvermögen zurück, und merkwürdigerweise redete der alte Mann jetzt so lieb und mild, wie die Seinigen es lange nicht mehr von ihm gehört hatten. Eines Tages saß sein gläubiger Schwiegersohn bei ihm.

„Ich habe in meiner Krankheit alles verstanden, was ihr miteinander über mich geredet habt“, sagte da der Alte. „Nun sage mir mal, wozu mir diese Krankheit wohl geschickt worden ist!“

„Das ist nicht so ohne weiteres zu sagen, Schwiegervater“, lautete die Antwort, „aber meiner Ansicht nach hat Gott Euch die Krankheit gesandt. Ihr waret eine so geachtete Persönlichkeit, geehrt von allen Menschen, besaßet auch viel Weisheit, durftet vielen mit Eurem Rat dienen und waret in der Leute wie auch in Euren eigenen Augen ein frommer Mann. Doch Ihr hattet keine Zeit, über Gott nachzudenken, und ebenso wenig über Euch selbst. Ihr kamet nie dahin zu fragen: Wie denkt Gott über mich? Und so hat Gott Euch dahingelegt, um Euer Ohr zu öffnen.“

„Ja, das glaube ich auch“, erwiderte er.

An diesem Tage konnte von dem alten, so frommen und gerechten Manne gesagt werden, was wir in der Geschichte des verlorenen Sohnes lesen: „Als er zu sich selbst kam“. Es erwies sich, daß an dem Tage, da die Wolke am schwärzesten zu sein schien, der Gott der Gnade begonnen hatte, Sein Licht hineinscheinen zu lassen in das durch jahrelangen Selbstbetrug verblendete Herz. Er sprach jetzt, wie einst Hiob, zu Gott: „Belehre du mich“, und er lernte, sich in all seiner Gerechtigkeit und mit seinen vielen guten Taten vor Gott als Sünder „zu verabscheuen und zu bereuen in Staub und Asche“. Und dann ließ Gott ihn Jesum schauen. Gesegnete Unterredungen fanden statt. Unser alter Freund lernte glaubend verstehen, was einst auf Golgatha für arme, verlorene Sünder geschehen ist. Er fand Frieden mit Gott und wurde sehr glücklich. Die finstere Wolke verschwand, und ein Friede kehrte ein, wie dieses in vergangenen guten Tagen äußerlich so friedliche Haus ihn nie gekannt hatte. Im Alter von fünfundachtzig Jahren

wurde der Besitzer, jetzt in Wahrheit ein „Gerechter“, nicht aus Werken, sondern aus Glauben, abgerufen in die obere Heimat. Zu dem Arzt, der ihn kurz vor seinem Tode besuchte, sagte er:

„Der oberste Präsident hat mich freigesprochen. Ich fürchte den Tod nicht mehr.“

Kopfschüttelnd entfernte sich der Arzt und meinte: „Der Vater hat den Verstand verloren“.

Einige Tage später ging er sehr glücklich heim zu seinem Herrn.

„Dienstbare Geister

ausgesandt zum Dienst um derer willen, welche die Seligkeit ererben sollen“

1.

Ferdinand von A., ein edler, gottesfürchtiger Jüngling, studierte in Leipzig.

Eines Abends — es war um die Mitte des dritten Jahres seiner akademischen Studien —, als er aus dem Hörsaal kam und wie gewöhnlich den Weg zu seiner ziemlich entfernt liegenden Wohnung einschlug, gewahrte er wenige Schritte vor sich einen Mann, der, genau wie er gekleidet, an Gestalt und Haltung ihm ganz ähnlich war und sonderbarerweise auch wie er eine Mappe, der seinen gleich, unter dem Arm trug.

Anfänglich lachte er über die seltsame Ähnlichkeit und meinte, jemand treibe seinen Scherz mit ihm. Doch je weiter er ging, desto auffallender wurde ihm die Erscheinung. Da begegnete ihm sein Freund Gustav A. Er winkte ihn herbei, machte ihn auf seinen merkwürdigen Doppelgänger aufmerksam, und beide

versuchten nun der Gestalt zuzukommen, um ihr, wenn möglich, ins Auge zu sehen. Je schneller sie aber gingen, desto eilender schritt die fremde Person aus. Endlich bog sie vor ihnen in Ferdinands Quartier ein, wo sie im Dunkel der Treppe ihren Blicken entschwand.

„Gustav“, rief Ferdinand kopfschüttelnd, „du weißt, daß ich weder ein Feigling noch ein Schwärmer bin, aber diese Sache flößt mir doch einen gesunden Schauer ein. Ich bleibe diese Nacht bei dir. Wir können von deinem Fenster aus mein Zimmer beobachten und zusehen, wie die Sache sich weiter entwickelt.“

„Ich bin in der Tat auch gespannt, wie das ausläuft“, entgegnete Gustav, seinerseits aufs merkwürdigste berührt.

Damit gingen sie, sich über den seltsamen Vorfall unterhaltend, in Gustavs Wohnung hinüber.

Mittlerweile war es ganz dämmerig geworden. Von Gustavs Stube aus beobachteten die Freunde, wie in Ferdinands Zimmer von dem Fremden Licht angezündet wurde, und wie dieser sich dann an den Schreibtisch setzte.

„Höchst sonderbar“, bemerkte Gustav. „Am Ende ist es niemand anders, als ein gemeiner Einbrecher, der sich nur unsere Furchtsamkeit zunutze macht. Ich gehe sogleich hinüber und mache dem Possenspiel ein Ende.“

Ferdinand schüttelte den Kopf.

„Laß das, Freund“, sagte er. „Eine innere Stimme sagt mir, daß es sich hier weder um ein Verbrechen noch um ein Possenspiel handelt. Es kommt mir alles so geheimnisvoll vor. Wer hat dem

Mann die Tür zu meinem Zimmer geöffnet? Ich habe die Schlüssel ja in der Tasche. Auch habe ich gerade nichts in der Wohnung, wonach es einen Dieb gelüsten könnte.“

Das Licht drüben brannte noch längere Zeit. Endlich erhob sich die Gestalt und wanderte, wie Ferdinand es gewöhnlich um diese Zeit zu tun pflegte, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Als die Freunde dem merkwürdigen Schauspiel lange genug zugesehen und den seltsamsten Vermutungen darüber Raum gegeben hatten, begaben sie sich endlich, da es mittlerweile spät geworden war, zur Ruhe. Aber sie schliefen wenig. Schon in aller Frühe schlüpfen sie wieder in ihre Kleider und eilten hinüber.

Da fanden sie im Hause alles in Bestürzung. Ein furchtbares Krachen und Poltern hatte in früher Morgenstunde die Hausbewohner geweckt. Mit Hilfe eines Notschlüssels hatte man die Tür zu Ferdinands Zimmer geöffnet und gefunden, daß gerade auf Ferdinands Bett ein bedeutendes Stück Decke herabgefallen war, das, hätte er die Nacht dort geschlafen, ihn erschlagen haben würde. Von dem Fremden hatte niemand etwas gesehen und gehört.

2.

Ein preußischer Oberstwachmeister wurde während eines Krieges gegen Ende des 18. Jahrhunderts mit dreißig Mann als Wachtposten in ein Blockhaus am Rhein gelegt. Da alles ruhig war, wurden für die Nacht nur ein paar Posten ausgestellt. Die übrigen schliefen. Auch der Oberstwachmeister trat, da ein Unwetter heranzog, ins Haus zurück, setzte

sich an den Tisch, rauchte eine Pfeife und schlummerte, den Kopf in die Hand gestützt, bald ein.

Auf einmal schlug ihn etwas mit aller Wucht gegen den Arm, sodaß die Pfeife seinem Munde entfiel.

Er glaubte nicht anders, als daß einer seiner Soldaten ihn gestoßen habe, und sagte in verweisendem Ton:

„Ruhig, Leute! Was stoßt ihr mich!“

Als er sich aber umwandte und gewahrte, daß alle schliefen, wurde ihm die Sache bedenklich. Er stand auf und ging hinaus. Ein Unteroffizier, der draußen stand, sagte:

„Herr Oberstwachmeister, bleiben Sie drinnen. Es ist übles Wetter, und der Feind ist ruhig. Wir haben nichts zu befürchten.“

„Nein“, entgegnete er, „ich möchte mich lieber hier draußen aufhalten. Ich weiß nicht, — da drinnen ist mir's unheimlich.“

„Nun“, versetzte der Unteroffizier, „wollen Sie dann erlauben, daß ich mich ein wenig auf Ihren Platz niederlege?“

„Ich habe nichts dagegen. In Gottes Namen tun Sie es.“

Der Unteroffizier ging hinein. Kaum hatte er sich da niedergelegt, wo der Oberstwachmeister zuvor gesessen hatte, da durchschlug ein schweres Geschosß das Dach des Blockhauses, riß dem Unteroffizier den Kopf weg und tötete oder verstümmelte die ganze Mannschaft. Tief erschüttert stand der Oberstwachmeister da. Dieser augenscheinliche Beweis der göttlichen Bewahrung ist ihm zeitlebens nicht mehr aus dem Sinn gekommen.

„Überströmende Sünde, überschwenglichere Gnade“

In einem Städtchen im Bergischen Lande war der Kaufmann N. vor vielen Jahrzehnten eine bekannte Persönlichkeit. Außergewöhnliche Fähigkeiten hatten ihn rasch „hoch“ gebracht. Schon mit dreiundzwanzig Jahren galt er als der tüchtigste Geschäftsmann am Platz. Zudem war er eine gute Erscheinung mit einnehmendem Wesen, dabei geistreich und witzig. Kein Wunder, daß er mit der Zeit den Mittelpunkt der sogenannten besseren Kreise und Gesellschaften bildete. Wo er zugegen war, schloß das Gespräch nicht ein.

Leider aber wies N.'s Charakter neben manchen Lichtpunkten auch viele Schattenseiten auf. So tat man gut daran, nach seinem sittlichen Leben nicht zu forschen, und was seine religiösen Ansichten betraf, so gehörte er zu den Leuten, die weder an Gott noch an einen Teufel glauben. Er glaubte eben an nichts, und nichts war ihm heilig. Aus diesen Gründen wurde er von manchen gemieden. Solchen gegenüber, die nicht eines Sinnes mit ihm waren, konnte der lebenswürdige Herr N. auch alles andere als lebenswürdig sein. Da offenbarte sich die ganze Feindschaft seines ungebrochenen, gottfeindlichen Herzens. Er haßte alle „Frommen“ und „Mucker“, wie er sie

nannte, und ließ gern seinen Spott an ihnen aus. Dieser Haß machte vor der eigenen Verwandtschaft nicht halt. Mehrere Geschwister und nähere Verwandte von N. waren ernste Christen, und aus diesem Grunde war jedes Band zwischen ihm und jenen abgeschnitten. Dabei hatte N. aber ein sehr scharfes Auge auf die „Frommen“. Wehe ihnen, wenn er die geringsten Verfehlungen in Wort oder Wandel entdeckte! Abend scharf wurde dann die Lauge des Spottes, mit der er die „Heiligen“ übergoß.

Da N.'s Wohlstand zusehends wuchs und er sich zugleich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreute, kam mancher Gläubige, dem es äußerlich nicht gut ging, ernstlich in Gefahr, mit dem Psalmist Asaph zu sprechen: „Wenig fehlte, so wären meine Füße abgewichen.. Denn ich beneidete die Übermütigen, als ich sah die Wohlfahrt der Gesetzlosen.. Nicht sind sie im Ungemach der Sterblichen.. und, immerdar sorglos, erwerben sie sich Vermögen.“ (Bergl. Ps. 73.) Es war nicht ermunternd, den gottlosen N. so gesund und ohne Sorgen dahinleben zu sehen und selbst krank zu sein oder zu darben.

Viele Jahre lang hatten Geschwister und andere Verwandte ihre Gebete für den reichen Bruder und Better anscheinend vergeblich zu Gott emporgesandt. Da wurde der bis dahin so kräftige Mann mit einem Male bettlägerig. Eine plötzlich mit großer Heftigkeit auftretende Zuckerkrankheit warf ihn danieder. Ärztliche Kunst tat, was sie vermochte. Aber sie erwies sich in diesem Falle als machtlos. N. mußte beständig zu Bett liegen. Zusehends verschlimmerte sich die gefährliche Krankheit. Bald waren beide Beine bis zum Knie wie abgestorben. Die äußere Kraft des

Mannes war gebrochen, aber innerlich schien er der alte geblieben zu sein. Trotz seines ernsten Zustandes scherzte und witzelte er wie in seinen besten Tagen. Da ihm selbst das Lesen schwer fiel, nahm er sich einen Jungen, der Tag für Tag an seinem Bett sitzen und ihm Romane und dergleichen vorlesen mußte. Schließlich verlor er infolge der zunehmenden Schwäche das Augenlicht gänzlich. In dieser Zeit suchten seine gläubige Schwester, die ihn pflegte, und auch andere seiner Verwandten wiederholt an ihn heranzukommen, aber entschieden wies er sie ab. Selbst in diesem jämmerlichen Zustande, dem Tode nahe, verriet er keinerlei Neigung, das Wort des Lebens zu hören. Der Tag der Gnade schien für den armen Mann unbenuzt zu Ende gehen zu sollen. Er verzichtete auf das angebotene Heil. Die Seinigen wollten fast den Mut verlieren, doch fuhren sie fort, für ihn zu beten.

Da geschah etwas Merkwürdiges:

Als eines Tages der zum Vorlesen bestellte Junge wie gewöhnlich am Bett saß, wurde er plötzlich von dem Kranken mit den Worten unterbrochen:

„Hör' jetzt auf mit dem Lesen aus dem Buch da! Hole eine Bibel und lies mir daraus vor!“

Der Knabe war sprachlos vor Überraschung, tat aber, wie ihm geheißen war. Er holte eine Bibel herbei und begann daraus zu lesen. Welche Abschnitte er las, kann ich nicht sagen, doch wird der Heilige Geist, wie einst bei dem Kämmerer aus Äthiopien (vergl. Apstgsh. 8), Sorge getragen haben, daß der Kranke das rechte Wort zu hören bekam.

Es ist ernst, unversöhnt mit Gott am Rande der Ewigkeit zu stehen. Da hört jeder Selbstbetrug

auf. Wie mancher Spötter ist still geworden angesichts des Grabes! Den Weg durch das Todestal muß jeder für sich allein gehen, wenigstens alle, die Jesum nicht kennen. Wer Ihn kennt, ist nie allein. Im Gegenteil, in den Stunden der größten Schwachheit erweist Jesus sich am mächtigsten. Aber für die Verächter der göttlichen Gnade, für die Feinde des Lammes Gottes, steht das ernste Wort geschrieben: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“.

N. nahm in der letzten Stunde seines Lebens die Gnade an. Göttliches Licht drang ihm in Herz und Gewissen. Der stolze, starke Mann brach jetzt auch innerlich völlig zusammen. Gottes Güte öffnete ihm die Augen über sich selbst. Er sah sein ganzes verlorenes Leben und schrie zu Gott um Erbarmen und um Vergebung seiner vielen Sünden. Da es bald bekannt wurde, welch eine merkwürdige Veränderung mit Herrn N. vorgegangen war, erschien eines Tages der Pfarrer in dem Krankenzimmer und erbot sich, dem Kranken das Abendmahl zu reichen. Der Pfarrer war ein Mann von Verstand und Geist, aber Jesum kannte er leider ebenso wenig, wie N. Ihn früher gekannt hatte. Da der Kranke das wußte, lehnte er das Angebot dankend ab und sagte dem Pfarrer, er habe Vergebung seiner Sünden gefunden durch den Glauben an den Sohn Gottes. Er sei bisher auf völlig falschem Wege gewesen, sei aber durch Gottes Gnade umgekehrt, und auch er, der Pfarrer, müsse sich bekehren, sonst gehe er ewig verloren. Der Besucher empfahl sich daraufhin baldigst.

Welche Freude in diesen Tagen bei der Schwester des Kranken und seinen übrigen gläubigen Ver-

wandten und Bekannten herrschte, ist schwer zu beschreiben. Alle empfingen tiefe Eindrücke von der Herzensumkehr des stolzen Mannes. Alles war in der Tat neu bei ihm geworden. Er bat zunächst alle um Vergebung für das viele Leid und die schweren Kränkungen, die er ihnen im Laufe der Jahre zugefügt hatte. Dann gab er Anweisung, alle seine Bücher zu verbrennen, damit sie nicht nach seinem Tode noch anderen Schaden möchten. Auch ließ er seine ehemaligen Freunde zu sich bitten und teilte ihnen mit, was Gott an ihm getan hatte. Da seine Wohnung über einer Branntweimbrennerei lag, bat er eines Tages, die Angestellten und Arbeiter der Brennerei möchten ihn doch alle noch einmal besuchen, bevor er sterbe. Sie kamen sämtlich. Vor jedem legte er Zeugnis ab von der ihm zuteil gewordenen Gnade und bekannte zugleich, daß er wider besseres Wissen die göttlichen Wahrheiten geleugnet habe, nur um sich selbst zu beruhigen. Er bat alle, den breiten Weg zu verlassen, der zur Verdammnis führe. Tiefen Eindruck machten seine Worte auch auf seine bejahrten Eltern, die beide wohl ehrbar und religiös waren, aber keine Wiedergeburt erlebt hatten.

Als eines Tages seine gläubige Schwester und mehrere andere Kinder Gottes bei ihm saßen, fragte er, während ihm die Tränen aus den erloschenen Augen über die Backen liefen:

„Habt ihr mir auch alles vergeben? Wißt ihr noch, wie ich euch „Dumme“ und „Toren“ geschimpft und versucht habe, euch vom Glauben abspenstig zu machen, obwohl ich wußte, daß ihr recht hattet? Ich allein war der Dumme und der Tor.“

Es war kein Wunder, daß das bestimmte Zeug-

nis des angesehenen, allgemein bekannten Mannes nicht ohne Folgen blieb. Niemand kam an der Tatsache vorbei, daß Gott hier wunderbar eingegriffen und gesprochen hatte.

N. verlebte noch einige glückliche Wochen inmitten seiner Mitgläubigen. Wenn auch sein äußerer Mensch verfiel, wurde doch der innere Tag für Tag erneuert. (Vergl. 2. Kor. 4, 16.) In seinem Geiste frisch und klar bis ans Ende, ging er in tiefem Frieden heim.

In der Pfingstnacht vor Kap Hoorn

Nachdruck nicht gestattet

Es war um die Pfingstzeit des Jahres 1872. Da kreuzte bei fürchterlichen Stürmen der in Danzig beheimatete Dreimaster „Excelsior“ wochenlang vor dem seiner schweren, vernichtenden Stürme wegen von den Seeleuten aller Nationen mit Recht gefürchteten Kap, das die Südspitze von Südamerika bildet. Trotz aller Anstrengungen gelang es dem Dreimaster nicht, die Sturmzone zu überwinden. Das starkgebaute, noch ziemlich neue Schiff hatte in dieser Zeit durch überbrechende Sturzseen ernste Beschädigungen erlitten. Eines Tages war der Hinter- oder Kreuzmast durch ein plötzliches scharfes Überholen des Schiffes über Bord gegangen. Dann hatten schwere Brecher einen Teil der Schanzkleidung in Stücke geschlagen und zugleich die beiden größten Rettungsboote über Bord gerissen. Aber diese Beschädigungen, so ernst sie waren, waren doch noch nicht halb so schlimm und nicht annähernd so bedeutungsvoll, wie der sehr ernste Schaden, den das Steuer-

rudder erlitten hatte. Schon dreimal war nämlich die keineswegs dünne Ruderfette gebrochen und hatte geflickt werden müssen, während das starke Steuerrad selbst durch eine halb von hinten überfegende Sturzwelle völlig unbrauchbar geschlagen worden war. Die starke eiserne Ruderpinne konnte seitdem nur noch mittels einer Talle (Schiffswinde) bewegt werden. Mit einem Wort gesagt: Es sah böse auf dem Schiff aus. Es war eigentlich ein Wunder, daß es immer noch seine Fahrt machte, und das umsomehr, als der größte Teil der Segel nach und nach unter donnerähnlichem Knallen in Fetzen davongeflogen war. Aber die achtzehnköpfige Besatzung des „Excelsior“ bestand, vom Kapitän bis herab zum Schiffsjungen, aus lauter tüchtigen, todesmutigen und arbeitsfrohen Seeleuten, von denen die meisten schon manchen schweren Sturm erlebt und siegreich bestanden hatten. Der Kapitän vor allem war ein reich- erfahrener Mann, der auch die schwierigsten Lagen mit Ruhe und Festigkeit durch klare, schnelle Befehle und Anordnungen meisterte. Er war aber nicht nur ein hervorragender Seemann, sondern auch ein überzeugter ernster Christ, der mit seiner lieblichen und tapferen Frau, die ihn schon sieben Jahre lang auf seinen Weltreisen begleitete, ein inniges Gebetsleben führte. Die Kapitänsgattin war eine wahrhaft gottesfürchtige Frau, und dabei von solcher Herzensgüte und von so heiterem, frohen Sinn, daß schon um ihretwillen die Mannschaft das Äußerste tat in braver Pflichterfüllung. Kinder hatte sie ihrem Manne bis zu der Zeit, von der wir hier sprechen, nicht geschenkt und war daher Herrin ihrer Zeit und Handlungen. Mit Vorliebe trieb sie Musik. Bevor sie gleich nach der

Hochzeit die erste Reise mit ihrem geliebten Gatten antrat, hatte er heimlich für sie ein schönes Harmonium gekauft und an Bord bringen lassen. Das war eine besondere Überraschung für die junge Frau gewesen, die gerade dieses Instrument trefflich zu handhaben wußte. Sie spielte nicht nur Choräle und geistliche Lieder auf dem Harmonium, sondern erfreute bei schönem Wetter, wenn die Oberlichtfenster geöffnet werden konnten, auch die Mannschaft mit schönen, alten Volksliedern. Häufig begleiteten die Matrosen ihr Spiel durch Gesang, denn der Seemann singt bekanntlich gern und auch oft gut.

Nur ein Mann war an Bord, der sich wohl die Volkslieder gefallen ließ, aber das Spielen von Chorälen und ähnlichem „ollen Geplärr“, wie er sich ausdrückte, von Herzensgrund haßte. Das war der Steuermann Fritz Möller. Er war ein Freigeist durch und durch. Seine Eltern, tüchtige Geschäftsleute, waren überzeugte Christen, die ihr Licht nicht unter den Scheffel stellten, und es war ihnen bitter genug, daß ihr Sohn, der Steuermann, von Gott und der Bibel nichts wissen wollte. Nach Ansicht des Sohnes war alles, was mit dem Glauben zusammenhing, gerade gut genug, um Frauen und Kinder zu verdummen. Was er glauben sollte, das mußte er auch gesehen haben, und damit Punktum.

Kapitän Broschki hatte von dieser Gesinnung seines Steuermanns, der ihm von einem Lübecker Kameraden warm empfohlen worden war, keine Ahnung gehabt, sonst hätte er wohl auf seine Anmустerung verzichtet. Mit Bedauern merkte er mit der Zeit, wie Möller innerlich stand. Seine Frau aber, die durch den alten Schiffskoch, der seine Frau Kap'tän auf

Händen der Verehrung trug, erfahren hatte, wie Möller über ihre Choräle und Ansichten dachte, nahm sich ernstlich vor, wenn irgend möglich, den Steuermann auf einen anderen Weg zu leiten und ihm andere Ansichten über die herrlichen Wahrheiten des Wortes Gottes beizubringen. Bislang hatte sie allerdings noch keinen Erfolg mit ihren Bemühungen gehabt, denn so vorsichtig sie es auch anfang, Möller wies alles spöttisch, wenn auch höflich, ab.

So war nach all den stürmischen, harten Tagen die Pfingstnacht angebrochen. Nachdem der Kapitän mit seiner Frau zu Abend gegessen und wie üblich mit ihr gelesen und gebetet hatte, begab er sich an Deck, um den Steuermann zum Essen abzulösen. Seine Frau leistete Möller dabei Gesellschaft, und da gerade Pfingsten war, brachte sie als nächstliegenden Gesprächsstoff die Unterhaltung allmählich und vorsichtig auf das Pfingstwunder, das zu Jerusalem geschehen war.

Möller lachte spöttisch.

„Frau Kap'tän, jetzt hören Sie aber, bitte, auf! An so was glauben Sie als fluge und gebildete Frau doch todsicher selbst nicht. Ich verstehe, Sie wollen mich bekehren. Es ist ja gut gemeint, aber Glück werden Sie bei mir nicht haben. Diese Erzählungen eignen sich besser für ein „Altfrauenstift“, und nicht für Männer, die mit beiden Füßen auf der Erde stehen.“

„Sie irren, Herr Möller“, versetzte Frau Broschki. „Was ich Ihnen gesagt habe, ist meine volle und heilige Überzeugung. Denken Sie denn wirklich, wir könnten mit unserem armseligen Menschenverstand alles erklären, was es an Wunderbarem auf

Gottes weiter Erde gibt? Und wollen Sie nur glauben, was Sie selbst gesehen haben? Dann glauben Sie am Ende auch nicht an die so vielen Seeleuten ganz bekannten geheimnisvollen „Sankt Elmsfeuer“, die manchmal aus den Mastspitzen und Rahennocken (Enden) hervorsprühen? Ich erwähne diese Erscheinungen natürlich nicht, um sie neben die heiligen Feuer in Jerusalem zu stellen. Es sind bloße Naturerscheinungen, während jene feurigen Zungen göttliche Offenbarungen für Leute waren, die geglaubt hatten. Sie aber wollen überhaupt nicht glauben, was wahr ist, nur weil Sie es nicht mit eigenen Augen gesehen haben.“

„Ganz recht, Frau Kap'tän, auch an die sogenannten „Sankt Elmsfeuer“ glaube ich nicht, denn ich habe sie noch nie gesehen. Möglich, daß sie in der Ost- und Nordsee, in der ich bisher nur fuhr, nicht vorkommen. Aber was ich glauben soll, muß ich, wie gesagt, auch gesehen haben. Für Übernatürliches habe ich kein Verständnis.“

„Übernatürlich sind die „Sankt Elmsfeuer“ nicht. Anders die heiligen Zungen, Feuer oder Lichter in dem Hause zu Jerusalem. Das waren Gotteswunder, an die man glauben muß. Aber sagen Sie mal, Steuermann, glauben Sie denn, daß es eine Stadt wie New York oder Paris gibt? Und haben Sie sie je gesehen?“

„Nein. Aber diese Städte gibt es selbstverständlich. Das lernt man ja schon in der Schule!“

„Schon recht. Aber in der Schule haben Sie auch Religionsunterricht gehabt, in dem Ihnen die Geschichte von dem Pfingstwunder zu Jerusalem vorgelesen und erklärt wurde. Oder nicht?“



. . . . Als das Schiff nähergekommen war, sah Möller zu seinem Schrecken auf den Mastspitzen und Rahennocken geisterhaft kleine Flämmchen blitzen. Immer wieder guckte er hin . . .

„Natürlich habe ich in der Schule davon gehört, auch von den „Sankt Elmsfeuern“. Aber an solche übernatürlichen Dinge glaube ich eben nicht eher, als bis ich sie mit eigenen Augen gesehen oder sonstwie erlebt habe. Sie werden ja auch sicherlich Ihren Gott um Errettung aus unserer Lage gebeten haben, nicht wahr? Aber wo bleibt denn die vielgepriesene Gebetserhörung, die Hilfe, Frau Kap'tän? Ich merke nichts davon. Und da soll ich an so was glauben? Können Sie nicht von mir verlangen, Frau Kap'tän!“

„Steuermann! Steuermann! Sie versündigen sich! Warten Sie doch ab!“

Damit erhob sie sich, da sie dem Steuermann nichts weiter zu sagen wußte. Sein spöttisches Lächeln tat ihr weh.

Möller hatte bis zwölf Uhr nachts „Freiwache“ und legte sich schlafen. Um zwölf löste er den Kapitän wieder ab.

Es mochte etwa gegen drei Uhr nachts sein. Ganz leicht begann es zu dämmern. Pflichtgemäß suchte Möller mit dem scharfen Nachtfernglase von Zeit zu Zeit den Horizont ab, als er plötzlich weit in der Ferne einen großen Segler bemerkte, der auf den „Excelsior“ zuzuhaken schien. Als das Schiff nach geraumer Zeit nähergekommen war, sah Möller zu seinem Schrecken auf den Mastspitzen und Rahennocken geisterhaft kleine Flämmchen blitzen. Immer wieder guckte er hin, ohne jedoch Flug daraus zu werden. Endlich reichte er dem in seiner Nähe stehenden ersten Bootsmann das Fernglas hin und sagte:

„Bootsmann! Doar kümmt en grotet Seilschipp heran. De hett sone lüttjen komischen Lichter upp Mast un Raken. Rief moal too! Wat is dat?“

Der Bootsmann nahm das Glas und schaute nach der angegebenen Richtung. Aber schon bald setzte er es wieder ab, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte verwundert:

„Stüermann! Kennt Se denn keine „Sanft Elmsfüer“ nich? Dat sind richtge „Elmsfüer“! Passen Se upp! Hütt hebben wi noch Glück! De grote Seiler bringt et us! De bringt us Hülp!“

Möller fieberte geradezu vor Aufregung und Schreck. War das eine Antwort auf seinen Unglauben? Er brachte nichts weiter heraus als:

„Bootsmann, good uppassen! Ick weck den Kaptein!“

Mit ein paar Säßen stand er vor der Kajüte und klopfte an die Tür der Schlafkabine des Kapitäns.

„Was gibt's? Wer klopft da?“

„Der Steuermann, Herr Kaptän. Es kommt uns ein großes Segelschiff entgegen. Hat anscheinend „St. Elmsfeuer“ auf Masten und Mastspitzen!“

„Gut! Schnell die Rotflagge setzen und Magnesiumfeuer abbrennen! Bin sofort oben!“

So geschah es. Nach wenigen Minuten war der Kapitän selbst an Deck. Eine gute halbe Stunde später war der große Segler nahe genug herangekommen, um zu erkennen, daß es der Fünfmaster „Hansa“ aus Bremen war. Beide Schiffe drehten nun bei und verständigten sich durch Flaggensignale. Es war inzwischen hell genug geworden, um die Flaggen unterscheiden zu können.

Der „Excelsior“ signalisierte:

„Steuer schwer beschädigt. Kann nicht Kurs halten. Steuerrad zerbrochen. Kreuzmast und zwei Net-

tungsbodte über Bord. Segeltuch fehlt. Schanzkleidung entzwei. Bitte um Hilfe."

Hierauf antwortete die „Hansa“:

„Schicke meine beiden Zimmerleute mit Reserversteuerrad, Planken für Schanzkleidung, Reserversteuerkette, großes Rettungsboot und Segeltuch."

Damit war die so inbrünstig erflehte Hilfe da und der Spötter tief beschämt. Das Hilfswerk ging schnell vonstatten. Nach mehreren Stunden harter und gefährlicher Arbeit war der „Excelsior“ wieder fähig, den vorgeschriebenen Kurs nach Melbourne in Australien aufzunehmen und zu halten. Um vier Uhr nachmittags trennten sich beide Schiffe. Auf dem einen befanden sich dankerfüllte Herzen, auf dem anderen Kameraden, die froh waren, geholfen zu haben.

Der Sturm ließ bald darauf nach, und der Wind drehte sich so, daß das Schiff fortan nicht mehr zu kreuzen brauchte, sondern mit dem Winde segeln konnte. Wohl ging die See noch tagelang hoch, aber das Schiff lag jetzt unter festem Segeldruck und damit erheblich ruhiger.

Am Abend des Tages, an dem die Gebete der Kapitänsfrau und ihres Mannes so sichtbarlich erhört worden waren, saßen die Gatten und mit ihnen der Steuermann längere Zeit in der Kapitänskajüte beisammen. Da es Feiertag war, war Möller zu gemeinsamem Abendessen eingeladen worden.

Nach beendeter Mahlzeit ereignete sich etwas Überraschendes. Möller faltete nicht nur nach dem Essen während des Dankgebets die Hände mit, sondern er bat auch kleinlaut, von nun an, wenn möglich, bei den täglichen Andachten zugegen sein zu dür-

fen. Zugleich bat er stockend, ihn nicht wegen seiner Sinnesänderung befragen zu wollen. Es sei nun alles in Ordnung. Nur sprechen könne er nicht über das, was er innerlich an diesem Tage erfahren habe. Vielleicht werde es ihm später möglich sein.

Selbstverständlich wurde seiner Bitte bereitwilligst entsprochen und er mit herzlicher Freude zu den Andachten eingeladen.

Von diesem Tage an war der Steuermann ein anderer. Aus dem einstigen Spötter und Gottesleugner, an den Eltern, Geschwister und Verwandte nur mit tiefer Sorge denken können, war ein kindlich gläubiger Mensch geworden. Die Pfingstnacht vor Kap Hoorn hatte dieses Wunder bewirkt. Nach seiner eigenen Ansicht hatte er es nächst Gott den Bemühungen und Gebeten seiner „Frau Kapitän“ zu danken. Für sie behielt er eine tiefe Dankbarkeit, auch dann noch, als er selbst längst Kapitän auf eigenem Schiffe geworden war.

Mit Kapitän Broschki und seiner Gattin hat Möller nie darüber gesprochen, was in jener Sturmesnacht am Kap Hoorn in ihm vorgegangen ist. Die Hauptsache ist ja auch zu wissen, daß sich ihm in jener Nacht die Pforten des ewigen Lebens geöffnet hatten. Da hatte er Frieden gefunden für sein Herz. Da war ihm die Bibel, über die er früher gespottet hatte, teuer geworden, und der Mann, der nur hatte glauben wollen, was er selbst gesehen, hatte begonnen, den Gott zu erkennen, dessen Weg „im Meere ist“, in großen Wassern, und dessen Fußstapfen nicht bekannt sind. (Vergl. Ps. 77, 19.)

D. B.

„Nichts als nur Blätter“

[Mark. 11, 12–14]

Während ich in Gesellschaft eines Freundes an einem Orte Evangeliumsschriften verteilte, fiel unser Auge auf einen Birnbaum, dessen schöner, gleichmäßiger Wuchs unsere Aufmerksamkeit fesselte. In seinem üppigen Blätterschmuck bot er einen prächtigen Anblick. Eine sorgfältige Pflege mußte ihm zuteil geworden sein. Als wir aber näher an ihn herantraten, war unsere Überraschung groß, auch nicht die geringste Frucht an ihm zu entdecken. Die Blüten waren durch den Frost vernichtet worden, und ihre verdorrten, schwarzen Überreste legten nur noch Zeugnis davon ab, daß der Baum im Frühjahr zu den schönsten Hoffnungen auf eine gute Ernte berechtigt hatte. Unwillkürlich mußten wir an das Schriftwort denken, mit dem diese Zeilen überschrieben sind. So schön der Baum aussehen mochte — er brachte keine Frucht.

Wir finden den Herrn in Mark. 11 auf Seinem Wege nach Jerusalem. Als Er sich der Stadt nähert, sendet Er zwei Seiner Jünger mit einem Auftrag in das gegenüberliegende Dorf. „Ihr werdet ein Füllen angebunden finden, auf welchem kein Mensch je gegessen hat“, lautet die Weisung, „bindet es los und führet es her.“ Wenn jemand fragen würde: „Warum tut ihr dies?“ sollten sie sagen: „Der Herr bedarf seiner“. Die Jünger tun, wie ihnen gesagt ist, und bringen das Füllen, und nachdem sie ihre Kleider auf das Tier gelegt haben, setzt sich der Herr

darauf. Voll Begeisterung breiten die Leute ihre Kleider auf den Weg aus oder hauen Zweige von den Bäumen, die sie auf den Weg streuen, und laut klingen ihr Jubelruf: „Hosanna! gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Gepriesen sei das kommende Reich unseres Vaters David! Hosanna in der Höhe!“ (B. 9. 10.)

Für einen Augenblick ist es dem Herrn hier vergönnt, im voraus Seine Erhöhung auf den Thron Davids zu genießen. Wir dürfen heute sagen, daß bald der Tag kommen wird, wo Er herrschen, wo jedes Knie sich vor Ihm beugen wird und alle Ihn als Den anerkennen werden, dem die Herrlichkeit Gottes des Vaters gebührt. Damals aber war es nur ein Vorschmack dieser kommenden Segenszeit, denn die, unter deren lautem Jubelruf der Herr in Jerusalem einzieht, sind in wenigen Tagen ebenso bereit zu schreien: „Hinweg mit diesem . . . Kreuzige, Kreuzige Ihn!“ Sie gleichen Fruchtbäumen, die statt der Frucht nur Blätter tragen.

Das Gleichnis vom Feigenbaum versinnbildlicht den traurigen Zustand des Volkes Israel, das Gott so wunderbar gesegnet hatte. Hätte sich Israel doch damit begnügt, allein auf dem Boden der Gnade mit Ihm voranzugehen, anstatt sich im Stolz und in der Selbstzufriedenheit ihrer Herzen auf den Boden eigener Werke zu stellen! Deshalb mußten sie lernen, und sie lernen noch immer, und werden auf einem noch viel furchtbareren Wege zu lernen haben, welche Torheit es für ein Geschöpf ist, auf Grund seines eigenen Tuns vor Gott gerechtfertigt werden zu wollen. Dann erst, an jenem zukünftigen Tage, werden sie dahin gebracht werden, sich in ihrem wahr-

ren Zustand vor Gott zu erkennen und zu sprechen: „Wir allesamt sind dem Unreinen gleich geworden, und alle unsere Gerechtigkeiten sind gleich einem unflätigen Kleide“. (Jes. 64, 6.)

Am Morgen, der dem Einzug des Messias in Jerusalem folgte, kam der Herr hungrig von Bethanien. „Und als Er von ferne einen Feigenbaum sah, der Blätter hatte, ging Er hin, ob Er vielleicht etwas an ihm fände; und als Er zu ihm kam, fand Er nichts als nur Blätter, denn es war nicht die Zeit der Feigen.“ (B. 13.)

Wie schmerzlich war es für den Herrn, zu sehen, daß Israel keine Frucht brachte — nichts als nur Blätter! Dieselbe Nation, die Er mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm aus Ägypten erlöst, die Er durch das Rote Meer geführt, durch eine weite und grauenvolle Wüste getragen, durch den Jordan geleitet und endlich in das Land Kanaan gebracht hatte! Nichts als nur Blätter! Nach allem, was Er für sie in Seiner unendlichen Güte und Langmut getan hatte, selbst nachdem Er ihnen hienieden als Mensch in Niedrigkeit geoffenbart worden war! Wohl war viel äußerer Schein vorhanden (den Blättern des Feigenbaums entsprechend) — Tage und Monate wurden beobachtet, die Opfer wurden dargebracht, wie das Gesetz sie vorschrieb — aber das Herz blieb von allem unberührt. Ja, Israel war so verblendet, daß es den Christus Gottes verwarf und Ihn in die Hände der Römer überlieferte, damit Er gekreuzigt werde. Wir sehen, die Zeit der Feigen war noch nicht gekommen; es gab keine Frucht für Gott, wenschon es an einer schönen Außenseite, an fleislichem Eifer, nicht fehlte.

Wir müssen uns daran erinnern, daß der Mensch sich zu jener Zeit noch unter dem Gesetz befand — noch erprobt wurde. Gottes Absicht war, ihm auf diesem Wege sein gänzlich Verlorensein zu beweisen. Die Probezeit des Menschen fand ihren Abschluß am Kreuz. Das Kreuz von Golgatha hat die Schuld der ganzen Welt klar erwiesen. (Vergl. Röm. 3, 19.) Dort hat Gott gezeigt, wie Er über den Zustand des Menschen urteilt: hoffnungslos verloren, Gottes gerechtem Gericht und heiligem Zorn verfallen. Für jedes ehrliche Herz ist jetzt der Beweis geliefert, daß der Mensch von Natur, mag er sich auch noch so religiös zeigen — des Herrn größte Widersacher waren bekanntlich die Schriftgelehrten und Phariseer — Ihm nicht zu gefallen vermag.

Das Kreuz spricht das Todesurteil über jeden Menschen aus. Deshalb lesen wir in 2. Kor. 5, 14: „Die Liebe des Christus drängt uns, indem wir also geurteilt haben, daß einer für alle gestorben ist und somit alle gestorben sind“. Was will das sagen? Dies: Der Tod Christi hat erwiesen, daß jede in diese Welt hineingeborene Seele sich vor Gott im Zustand des Todes befindet, „tot ist in Vergehungen und Sünden“. Da gibt es keine Ausnahme. Welch eine Torheit ist es daher für einen Menschen, die Gunst Gottes durch sogenannte gute Werke, durch das Beobachten religiöser Gebräuche, durch ein ehrbares Leben und dergl. gewinnen zu wollen! Was uns not tut, ist nicht eine eigene Gerechtigkeit vor Gott zu erwirken — das ist unmöglich — sondern unseren wahren Zustand vor Gott zu erkennen und in einfältigem Glauben das vollkommene Heil anzunehmen, das Gott für uns bereitet hat und

das Er uns umsonst schenken will. Das allein kann uns helfen.

Das ewige Heil, zu dem wir unsererseits auch nicht das Geringste beitragen konnten, wird uns als die freie Gabe Gottes zuteil. Ihn hat es den Sohn Seiner Liebe gekostet, aber uns ist es geschenkt, durch Glauben zu wissen, daß der heilige Gott durch den Tod Seines Sohnes im Blick auf die Sünde vollkommen verherrlicht worden ist. Zum Beweise dafür hat Gott Ihn aus den Toten auferweckt und Ihm einen Platz zur Rechten der Majestät droben gegeben. „Gott hat Ihn aus den Toten auferweckt und Ihm Herrlichkeit gegeben, auf daß euer Glaube und eure Hoffnung auf Gott sei.“ (1. Petr. 1, 21.)

Hüte dich deshalb, hinsichtlich deiner Errettung auf irgend etwas zu ruhen, das in oder von dir selbst ist! Am Tage des Gerichts würde deine Sicherheit sich als trügerisch erweisen, alles Eigene würde von dem alles beurteilenden Geiste Gottes als Täuschung und Lüge erfunden werden. Geht Gott mit einem Menschen ins Gericht, so ist es unmöglich für ihn, der Prüfung standzuhalten. Deshalb fleht der Psalmist: „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht! denn vor dir ist kein Lebendiger gerecht“. (Ps. 143, 2.)

Gott sei Dank! Für jeden Sünder, der an den Herrn Jesus Christus glaubt, ist das Gericht vorübergegangen. (Joh. 5, 24.) Christus hat es an seiner Statt vor nun fast 1900 Jahren auf dem Kreuze getragen, als Gott Ihn, Seinen eingeborenen Sohn, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde machte, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm. (2. Kor. 5, 21.)

Heute noch gilt es zu wählen. Was willst du wählen? Deine eigene Gerechtigkeit, die einem schmutzigen, zerlumpten Kleide gleicht, oder Gottes Gerechtigkeit, die dich für Seine heilige Gegenwart passend macht und dir Freimütigkeit gibt am Tage des Gerichts? O wähle das letztere! Denke ernstlich über deinen Zustand nach und laß es nicht bei einem schönen, äußeren Bekenntnis bewenden!

„Es ist vollbracht!“

In einer kleinen Stadt hatte Gottes Geist in auffallender Weise zu wirken begonnen. Abend für Abend waren Scharen von Menschen in dem für die Verkündigung der „frohen Botschaft“ gemieteten Saale zusammengeströmt, und viele waren zu ernstlichem Nachdenken über die Frage gekommen: „Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“ Sorglose Herzen waren aufgerüttelt worden, dem kommenden Zorn zu entfliehen, und selbst regelmäßige Kirchenbesucher hatten angefangen, die Leere zu empfinden, die in einer nur äußeren Religion liegt, und die Wahrheit zu lernen, daß da „kein Unterschied ist, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. (Röm. 3, 23.)

Die Predigt des Wortes, das den verlorenen Zustand des Menschen sowie das vollkommene Heilmittel Gottes so klar und verständlich darstellt, brachte ihre gesegneten Wirkungen hervor, und viele frohlackten bereits in der Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden, in dem Besitz des ewigen Lebens durch den

Glauben an Christum und in der sicheren Hoffnung der ewigen Herrlichkeit.

Als ich eines Abends nach Hause kam, empfing mich meine Wirtin mit den Worten:

„Zwei Herren wünschten Sie heute nachmittag zu sprechen. Es tat ihnen leid, Sie nicht anzutreffen. Sie haben ihre Karten zurückgelassen und wollen Ihnen schreiben.“

Ins Zimmer tretend, fand ich die zwei Karten auf dem Tisch, welche die Namen von zwei Pfarrern aus der Nachbarschaft trugen. Einer der beiden, den ich dem Namen nach gut kannte, stand bei vielen in dem Ruf, daß er der römisch-katholischen Kirche zuneige.

Was konnte der Beweggrund des Besuchs der beiden Herren gewesen sein? Waren sie gekommen, mir Vorwürfe zu machen, daß ich den Frieden der sorglosen Pfarrkinder störe?

Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Der nächste Tag brachte mir einen kurzen, höflichen Brief folgenden Inhalts:

„N., Pfarrhaus, 15. Oktober 18..

Sehr geehrter Herr!

Wie ich höre, halten Sie Versammlungen ab, um die Sorglosen und Unbekehrten aus ihrer Ruhe aufzuwecken.

Ich wäre Ihnen zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie gelegentlich eine solche Versammlung in einem meiner Schulzimmer in B. veranstalten würden. Die Bewohner sind, um ganz einfach zu sprechen, in einem äußerst gleichgültigen Zustand und bedürften einmal einer gründlichen Aufrüttelung, damit sie an das Heil ihrer Seele

denken. . . . Wenn Sie so freundlich wären, alle Zeremonien beiseite zu lassen und mich bald zu besuchen, damit wir über die beste Art und Weise, wie diesem Übelstand abzuhelfen ist, miteinander plaudern könnten, würde ich mich herzlich freuen.
— Ich verbleibe Ihr sehr ergebener

L., Pfr.“

Als Antwort auf diese Einladung machte ich mich bei erster Gelegenheit auf den Weg zum Pfarrhaus. Ich fand in Herrn L. einen Mann von sehr einnehmendem Wesen und feiner Gesinnung, der wirklich ein Verlangen nach der Bekehrung seiner Pfarrkinder zu haben schien. Er drückte sein tiefes Bedauern über die Spaltungen in der Kirche aus und bemerkte, daß vieles ihn nach Rom ziehe, weil dort, wie es ihm scheine, Einheit herrsche.

Ich versuchte ihm zu zeigen, daß diese Einheit eine äußere sei, die ihren Grund darin habe, daß Geist und Gewissen der Menschen unter strengster Zucht und Kontrolle gehalten würden.

Nach längerer angeregter Unterhaltung gab ich meiner Überraschung Ausdruck, daß der Pfarrer bei seinen streng kirchlichen Ansichten mich, einen „Laien“, eingeladen habe, das Evangelium in seiner Pfarrei zu verkündigen, und bemerkte, daß, bevor wir irgend etwas in die Wege leiten wollten, ich ihm in aller Aufrichtigkeit sagen müsse, daß meine Predigt von den seinigen jedenfalls gänzlich verschieden sein werde.

„Ich würde“, fügte ich hinzu, „den Leuten nur den einfachen Glauben an den Herrn Jesus verkündigen und ihnen sagen, daß Sein vollbrachtes Werk auf Golgatha der einzige Weg der Errettung ist, und

weiter, daß alle Opfer und kirchlichen Gebräuche, alle eigenen Werke und Gebete auch nicht das Geringste dazu beitragen können, einem Menschen zur Seligkeit zu verhelfen.“

„Ich lasse Ihnen volle Freiheit, das zu predigen, was Sie für die Wahrheit halten“, erwiderte der Pfarrer. „Und sollten Sie wirklich den Leuten nichts Gutes bringen können, so ist doch anderseits nicht zu befürchten, daß Sie ihnen Schaden werden. Die Leute wollen einmal nicht in die Kirche kommen, und wenn ich es hin und wieder mit besonderen Gottesdiensten in Schulzimmern versuche, kriege ich auch kaum mehr als ein halbes Duzend zusammen.“

Mit dieser Erklärung des Pfarrers war die Sache entschieden. Wir besprachen die Einzelheiten, und dann ging ich von Haus zu Haus, um die Leute zu der Versammlung im Schulzimmer einzuladen.

Zur festgesetzten Stunde war das Schulzimmer, zu des Pfarrers großer Überraschung, nach meiner Meinung aber als Antwort auf die Gebete, die von seiten vieler Gläubigen um dieser Sache willen zum Herrn aufgestiegen waren, so voll, daß wir selbst nur mit Mühe hineinkommen konnten. Es war ein richtiges Gedränge. Ich wurde dadurch an Mark. 5, 25—34 erinnert und sprach an jenem Abend über die arme Frau, die zwölf Jahre lang auf ihre eigene Weise Heilung gesucht, aber schließlich in ihrer Not als armes, hilfloses Geschöpf durch die dichte Volksmenge hindurch zu Jesu gedrungen und durch eine bloße Berührung geheilt worden war. Von diesem Wort ausgehend, suchte ich meinen Zuhörern so einfach wie möglich zuerst den hilf- und hoffnungslosen Zustand des Menschen als Sünder vor Gott vorzu-

stellen, und ihnen dann zu zeigen, wie alle, auch die besten, eigenen Anstrengungen des Sünders wertlos sind. Ich bat sie, zu Jesu zu gehen und sich Ihm hinsichtlich ihrer Errettung voll und ganz anzuvertrauen, da Er ja das Werk der Erlösung vollbracht habe.

„Nichts, nichts kannst du tun zur Erlösung,
Sie ist ja vollbracht, sie ist dein;
Du sollst sie nur nehmen und glauben,
Um ewig errettet zu sein.
Nichts, nichts kannst du tun zur Vergebung,
Denn Gnade, sie wird nicht verdient.
Gerechtigkeit ist dir erworben
Von Dem, der die Sünde gesühnt.

„Gute Werke v o r der Errettung tun zu wollen, bedeutet die Karre vor das Pferd spannen. Zuerst muß die Seele durch den Glauben an „das ein für allemal geschehene Opfer des Leibes Jesu Christi“ errettet sein, dann kannst du gute Werke tun aus Liebe zu einem Heiland, der dich erlöst hat.“

Indem ich meine Ansprache in dieser Weise schloß, erwartete ich kaum, die Erlaubnis zu einer zweiten Versammlung zu erhalten, und dankte deshalb, ehe ich mich setzte, Herrn L., daß er das Schulzimmer für diesen Zweck so freundlich zur Verfügung gestellt habe.

Ich werde nie vergessen, wie sich die hohe Gestalt des Pfarrers von ihrem Sitz in der Ecke des Zimmers erhob, und wie er verbindlich erwiderte:

„Ich denke, der Dank ist auf unserer Seite. Was mich betrifft, so würde ich mich herzlich freuen, wenn Sie in der nächsten Woche noch einmal zu uns reden würden.“

Drei Versammlungen wurden im ganzen im Schulzimmer abgehalten, dann mußte ich verreisen.

Da ich ein eigentümliches Gefühl hatte, als würden wir uns auf Erden nicht wiedersehen, verlangte es mich, vor meiner Abreise zu wissen, wie die Sachen zwischen dem Pfarrer und Gott standen. Von diesem Wunsch beseelt, machte ich mich eines Tages auf den Weg zu ihm. Wir begegneten uns auf der Straße. Ich sprach ihn an, und wir gingen ein Stück miteinander.

„Herr Pfarrer, wollen Sie so freundlich sein und mir sagen, w a n n Sie bekehrt worden sind?“ fragte ich ihn.

Ich fragte absichtlich nicht, o b er bekehrt sei, um seine Gefühle nicht zu verletzen.

„In einem Sinne“, erwiderte er, „bin ich die meiste Zeit meines Lebens bekehrt gewesen, doch in Ihrem Sinne bin ich es erst letzten Montagmorgen um zehn Uhr geworden.“

Sehr erstaunt erwiderte ich, wie er das meine.

„Nun“, antwortete er, „ich habe immer an meinen Heiland geglaubt, dachte aber stets, daß etwas mehr von meiner Seite nötig sei, um meine Errettung völlig sicher zu machen, und bemühte mich infolgedessen, dieses „etwas mehr“ zu tun. Am Montagmorgen aber lag ich in meinem Schreibzimmer auf den Knien, und plötzlich ging es wie ein Blitz durch meine Seele: „Es ist vollbracht!“ Dieser Gedanke überwältigte mich. Welch tiefen Frieden gibt doch die Gewißheit, daß a l l e s geschehen ist! Jetzt“, fügte er hinzu, „verstehe ich auch, was Sie an jenem Abend meinten, als Sie den Leuten sagten: „Nicht die Werke, die getan werden, um Errettung zu erlangen, sondern die, w e l c h e b e w e i s e n , d a ß w i r e r r e t t e t s i n d , s i n d i n d e n A u g e n d e s H e r r n k o s t b a r“.“

Noch manches sprach er in dieser Weise, was sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt hat, und danach trennten wir uns mit einem warmen Händedruck.

Wir sahen uns auf Erden nicht mehr wieder, denn wenige Tage nach meiner Rückkehr von der Reise verschied er. —

Wenn unter den Lesern dieser einfachen und doch, wie ich meine, eindrucksvollen Begebenheit solche sein sollten, die, wie jener teure Mann, durch eigenes Bemühen ein Werk zu vervollständigen suchen, das längst vollbracht ist, so bitte ich sie herzlich, die Wahrheit der Worte, die so oft gesungen, aber so selten geglaubt werden, zu ergreifen:

„Da ich denn nichts bringen kann,
Schmiege' ich an Dein Kreuz mich an.“

„Was Gott tut, das ist wohlgetan!“

Zu Pfarrer Woltersdorf kam häufig eine Frau, die immer etwas zu klagen hatte. Eines Tages, als sie wieder anfing, ihr Klagelied zu singen, fragte er: „Hat sie ein Gesangsbuch?“ — „O ja!“ — „Hole sie's einmal her!“ Sie bringt's, der Pfarrer schlägt's auf und spricht: „Seh' sie, hier steht das Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ das will ich jetzt herausreißen.“ Die Frau erschrickt. „Herr Pfarrer, Sie werden doch nicht!“ — „Ja, sie glaubt es ja nicht mehr.“

Die Kur schlug an. Die Frau schämte sich und lernte mit Hiob sprechen: „Wir sollten das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht auch annehmen?“

Singet dem Herrn!

Singet dem Herrn, ihr Kreaturen,
Alles was Odem hat, lobe den Herrn:
Felder und Wälder und Wiesen und Fluren,
Quelle und Bille. Blume und Stern!

Singet dem Herrn, ihr goldenen Auen
In des Frühlings blühender Pracht,
Wo in Hülle und Fülle zu schauen
Ist des Ewigen Liebe und Macht.

Singet dem Herrn, ihr rauschenden Wipfel,
Werde zur Zunge ein jegliches Blatt!
Werde, du Wald auf des Berges Gipfel,
Eine von Zeugen bevölkerte Stadt!

Singet dem Herrn, ihr Vögelein alle,
Die ihr hoch in den Lüften schwebt,
Und mit des Liedes lieblichem Schalle
Eurem Schöpfer die Ehre gebt.

Singet dem Herrn, ihr rieselnden Quellen,
Die ihr küsst der Wiese Rand;
Ströme, die ihr mit stolzen Wellen
Brauset und schäumt zum Meeresstrand.

Singet dem Herrn, ihr Wolken und Winde,
Laut, wenn im Wetter der Donner grollt,
Leise, wenn säuselnder Herbstwind gelinde
Spielt mit der Blätter sonnigem Gold.

Singet dem Herrn, auch Blume und Blüte,
Frisch erglänzend in Frühlingspracht;
Zeugen seid ihr der ewigen Güte,
Die euch aus Nacht ans Licht gebracht.

Singet dem Herrn, ihr leuchtenden Sterne,
Die ihr leise durchwandelt die Nacht,
Laut verkündend aus himmlischer Ferne,
Daß dort oben ein Auge wacht.

Singet dem Herrn, ihr Kreaturen,
Alles was Odem hat, lobe den Herrn:
Felder und Wälder und Wiesen und Fluren,
Quelle und Welle, Blume und Stern!

L. Grote

Durch Leid zum Licht

Als Sohn streng katholischer bayerischer Eltern erzogen, von Beruf Bäcker, war es bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr mein einziger Wunsch, es durch Fleiß und Sparsamkeit zu einer eigenen Bäckerei und damit auch zu einem eigenen gemütlichen Heim zu bringen. Der Weg dahin wurde mir schwer genug gemacht, denn in all der Zeit betrug mein Wochenlohn nicht mehr als drei Mark. Trotzdem gelang es mir, nach und nach einige hundert Mark zur Sparkasse zu tragen. Noch einige Jahre, und ich hoffte mein Ziel erreicht zu haben.

Da wurde ich krank und mußte ins Krankenhaus. Wieder genesen, kehrte ich zu meinem Meister zurück, aber — welch schmerzliche Überraschung — der Mann, dem ich, das kann ich wohl sagen, jahrelang in Fleiß und Treue gedient hatte, erklärte mir in dünnen, kalten Worten, er bedürfe meiner Dienste nicht mehr. Er hatte inzwischen einen anderen Gehilfen angenommen, und damit war ich überflüssig.

Betrübt ging ich auf den Speicher, um meine Habseligkeiten, die in einer Kiste verpackt lagen, zu holen. Aber wie erstarrt blieb ich vor der Kiste stehen. Sie war erbrochen. Sonntagkleider, Wäsche und — mein Sparkassenbuch fehlten. Ich fiel neben der Kiste auf den Boden und ließ meinen Tränen freien Lauf.

Das war das Ergebnis einer siebenjährigen angestrengten Tätigkeit!

Nachdem ich mich ein wenig gefaßt hatte, suchte ich meinen Meister auf und erzählte ihm mein Mißgeschick. Gleichgültig zuckte er die Achseln. Nicht einmal Teilnahme zeigte er für meinen Schmerz, trotzdem der Raub meines Eigentums unter seinem eigenen Dach ausgeführt worden war. Sein Benehmen war so sonderbar, daß argwöhnische Gedanken in mir aufstiegen. Doch was sollte ich armer Schlucker, der ganz allein da stand, gegen den Meister ausrichten? So verließ ich zur selben Stunde das Haus, in welchem alle meine Hoffnungen zertrümmert worden waren, und suchte mir ein Unterkommen in der im Ort befindlichen Herberge.

Infolge der überstandenen Aufregung wurde ich aufs neue ernstlich krank und mußte ins Krankenhaus zurück. Ich war so zu Boden geschmettert, daß ich Gott bat, mich von der Erde wegzunehmen. Glücklicherweise erhörte Gott dieses Gebet nicht. Ich wäre, wie es damals mit mir stand, wohl auf ewig verloren gegangen. Nach einiger Zeit wurde ich als gesund aus dem Krankenhaus entlassen, und da ich keine Freunde in der Stadt hatte, blieb mir nichts übrig, als wieder die Herberge aufzusuchen. Der Herbergsvater hatte Mitleid mit mir und behielt mich bei sich, versprach auch, sich für mich verwenden zu wollen. Er hielt Wort. Schon nach einigen Tagen sagte er mir eines Abends, ein Bäcker, der einige Stunden von der Stadt entfernt wohne, sei dagewesen und habe nach einem Gehilfen gefragt. Ich solle sofort hinfahren und mich um die Stelle bewerben. Frohen Mutes eilte ich zur Eisenbahn. Aber meine

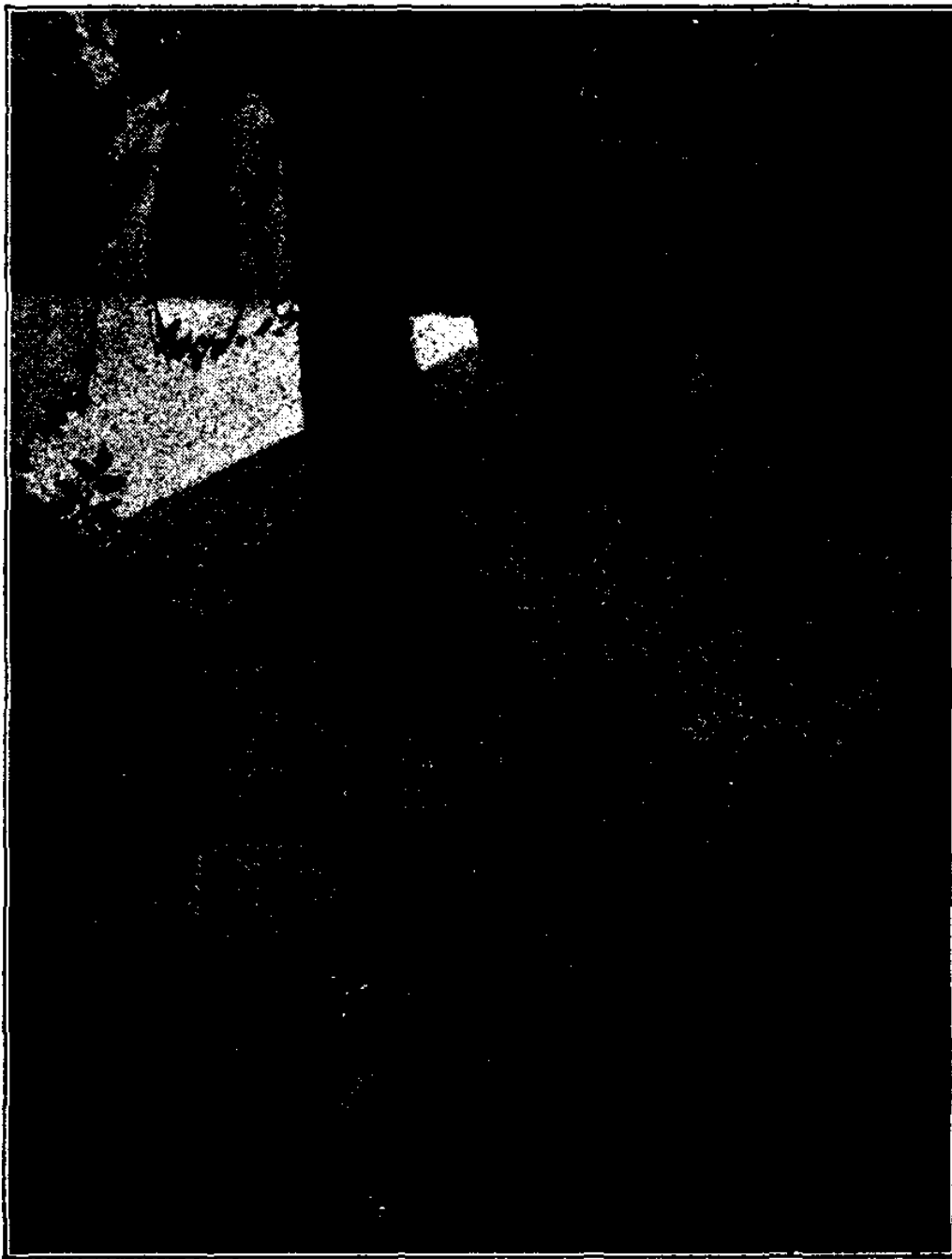
Freude war verfrüht. Ich fand zwar den Bäcker, aber die Stelle war schon besetzt. Ein anderer war mir zuvor gekommen. Trübselig stand ich auf der Straße, abermals um eine Hoffnung und noch dazu um den ausgelegten Fahrpreis ärmer. Da ich kein Geld mehr hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuß den zweistündigen Weg zur Stadt zurückzulegen — in der Nacht kein Vergnügen.

Die Tränen liefen mir über die Backen, als ich einsam und verlassen meinen Weg dahinschritt. Um wenigstens etwas Trost zu finden, begann ich meinen Rosenkranz zu beten. Ein Vaterunser nach dem anderen kam über meine Lippen. Auch die Namen mancher Heiligen rief ich an. Da mich das aber nicht glücklicher machte, wandte ich mich schließlich an Gott selbst. „O Gott“, betete ich, „Du bist der Vater der Waisen. Hilf mir und verlaß mich nicht! Die Menschen haben mich verlassen. Hilf Du mir aus meiner Not, o Gott!“ Dieses Gebet machte mich etwas ruhiger.

Kurz darauf vernahm ich hinter mir auf der einsamen, nächtlich dunklen Straße ein Geräusch. Mich umwendend, gewahrte ich ein Licht. Es kam auf mich zu, erlosch dann aber plötzlich, und zugleich erfolgte ein dumpfer Fall. Erschrocken sprang ich in den Straßengraben hinter einen dicken Baum. Wie wurde mir aber zumute, als ich auf der Straße die dunklen Umrisse einer Gestalt gewahrte, die unter schaurigem Gestöhn da umherzukriechen schien! Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken, und ich glaube, daß mir vor Angst die Haare zu Berge standen, meinte ich doch nicht anders, als es mit einem Spuk oder mit irgend einer bösen Macht zu tun zu haben. Mein Schrecken

machte jedoch einer gewissen Beschämung Platz, als die Spukgestalt sich mit einem Streichholz eine erloschene Fahrradlaterne anzündete und dabei unter recht menschlichem Stöhnen und ärgerlichen Ausrufen ihre zerschundenen Gliedmaßen rieb. Mit einem Satz sprang ich hinter meinem Baum hervor und trat auf den Mann zu, der seinerseits, als er mich so plötzlich aus dem Straßengraben auftauchen sah, einen gehörigen Schrecken bekam und um Hilfe rief. Ich beruhigte ihn mit der Erklärung, was mich veranlaßt hatte, mich in dem Graben zu verbergen, und am Ende waren wir beide froh über unsere eigenartige Begegnung. Das Fahrrad war mitten durchgebrochen. Ich erbot mich, die eine Hälfte zu tragen. Der Mann war's zufrieden, und so zogen wir denn gemeinsam, ein jeder von uns eine Radhälfte über der Schulter, gen Gera zurück.

Der freundliche Mann gab mir zwei Mark für meine Hilfe. Ich betrachtete die Gabe als eine unmittelbare Gebetserhörung und nahm mir vor, in Zukunft ohne weiteres zu Gott zu gehen und Ihm zu sagen, wie es mir ums Herz sei. Die Heiligen hatten es gewiß auch nicht anders gemacht, und Rosenkränze hatten sie wahrscheinlich auch nicht besessen. Mein nächstes, größeres Anliegen an Gott war natürlich, Er möge mir gute Arbeit und guten Verdienst verschaffen. Das betete ich immer wieder, und es war wirklich erstaunlich, wie Gott auch auf dieses Gebet antwortete. Auf den Rat meines Beschützers und Freundes, des Herbergsvaters, beschloß ich, mich im Rheinland und in Westfalen nach einer Stelle umzusehen, und schon bald erhielt ich durch seine Vermittlung eine solche in Hagen in Westfalen angeboten.



. . . Mein Schrecken machte jedoch einer gewissen Beschämung Platz, als die Spukgestalt sich mit einem Streichholz eine erloschene Fahrradlaterne anzündete und dabei unter recht menschlichem Stöhnen und ärgerlichen Ausrufen ihre zerschundenen Gliedmaßen rieb . . .

Sogar das Reisegeld wurde mir von dem neuen Meister zugesandt.

So reiste ich denn nach Westfalen. Ich wurde freundlich aufgenommen und fühlte mich bald so wohl in dem neuen Wirkungskreise, daß mein ganzes Herz von Dank erfüllt war gegen den Geber aller guten Gaben. Ich beschloß, Ihm fortan mein Leben zu widmen, das ohne Gott, so kam es mir vor, doch nur eitel und leer war und zudem einer dunklen Ewigkeit zuführte. Die Seligkeit zu erlangen war doch das Wichtigste für einen Menschen. Aber wie sollte ich Gott dienen, wie die guten Werke vollbringen, die nötig waren, um mich Gott annehmlich zu machen und mir einen Platz im Himmel zu sichern? Nach längerem Nachdenken kam ich dahin, den Gedanken an Geld, eigene Bäckerei und eigenes Heim ganz fallen zu lassen und als Laienbruder in ein Kloster einzutreten. In einer katholischen Zeitung las ich, daß in einem Kloster zu Machen, das mit einem Krankenhaus und einer Irrenanstalt verbunden war, Laienbrüder aufgenommen würden. Dort meldete ich mich und erhielt nach Erledigung der notwendigen Formalitäten die Zusage der Aufnahme. Zunächst standen mir freilich nur die niedrigsten Arbeiten in Aussicht. Aber sie schienen mir die beste Gelegenheit zu bieten, den frommen Mönchen zu beweisen, wie bereit ich war, Gott und meinen Mitmenschen in Liebe zu dienen.

Als ich meinen guten Meister von meinen Absichten in Kenntnis setzte, schüttelte er bedächtig den Kopf.

„Den Himmel sich verdienen“, meinte er dann, „kann kein Mensch. Man kann nur aus Gnaden selig werden durch den Glauben an unseren Herrn Jesus

Christus, der für Sünder am Kreuz gestorben ist. In der Bibel steht geschrieben: „Es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes und werden u m s o n s t gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist“.“ (Röm. 3, 23. 24.)

Er führte noch andere Schriftstellen an, um seine mir völlig unfaßbare Behauptung zu beweisen. Aber meiner Meinung nach war das eine ganz falsche Auffassung. Der Weg war ja so leicht und so einfach! Warum hat Gott denn dem Menschen Seine Gebote gegeben, fragte ich mich, wenn er gar nichts zu tun braucht, um selig zu werden?

Auf Einladung meines Meisters begleitete ich ihn an einem der nächsten Tage in eine christliche Versammlung. Was ich da hörte, vermochte mich aber auch nicht in meiner Überzeugung irrezumachen, und als der Redner zum Schluß die Anwesenden, die etwa in ihren Gewissen beunruhigt seien, aufforderte, zurückzubleiben, damit man sich weiter mit ihnen beschäftige und mit ihnen bete, sagte ich mir: Nein, das ist nichts für dich. Du hast die Erfahrung gemacht, daß jeder Mensch für sich selbst zu Gott beten kann. Auch hat der Heiland gesagt: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater im verborgenen“. Ich folgte also der Aufforderung nicht.

Einige Tage später trat der Meister mit der Zeitung in der Hand zu mir und sagte:

„Lies mal hier, was in dem Kloster vorgekommen ist, wo du als barmherziger Bruder eintreten willst. Da hat ein gewisser Bruder Heinrich sich jahrelang schwere Mißhandlungen an Geisteskranken zu-

schulden kommen lassen. Die Sache wird eben in Köln vor Gericht verhandelt."

Als ich den Bericht las, war ich ganz entsetzt. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, schrieb sofort an das Kloster und bat um Aufklärung darüber, ob es wahr sei, was in den Zeitungen berichtet werde. Daraufhin erhielt ich meine Papiere und Zeugnisse zurück mit der Bemerkung, daß ich jetzt nicht mehr aufgenommen werden könne; ich habe mich schwer versündigt dadurch, daß ich den Zeitungsberichten Glauben geschenkt habe. Ich müsse Buße tun, und falls ich nochmals in dieser Weise schreibe, werde man mich wegen Verleumdung zur Anzeige bringen.

Diese Antwort hatte zur Folge, daß ich die Zeitungsberichte zunächst für erlogen hielt. Aber als die Untersuchung des Falles, die ich fieberhaft verfolgte, immer mehr die Begangenen Verbrechen zu beweisen schien und es schließlich sogar hieß, daß das Kloster vom Staat aufgehoben werden solle, geriet ich in Angst und Betrübnis. Noch war es mir unmöglich zu glauben, daß solche Dinge von frommen Mönchen verübt worden sein könnten. Auf den Rat meines Meisters entschloß ich mich daher, den Mann aufzusuchen, der die Sache ans Licht gebracht hatte. Was ich hörte, schmettete mich förmlich zu Boden. Ich konnte fortan nicht mehr daran zweifeln, daß die bösen Dinge wirklich vorgekommen waren.

Gott ließ für mich aus dem Bösen Gutes hervorgehen. Er ließ mich erkennen, daß die Menschen, mögen sie nun in einem Kloster oder in der Öffentlichkeit leben, von Natur allesamt verderbte Sünder sind. Weiter ließ Er mich einsehen, daß ich selbst ein Sünder war, und daß an dieser Tatsache auch durch

alle vermeintlich guten Werke, die ich getan hatte oder noch tun würde, nichts geändert werden konnte. Ich geriet in Sündennot. Es wurde mir klar, daß der Weg, den ich beschreiten wollte, mir keine Hilfe bringen würde, und die Worte, die mein gläubiger Meister zu mir gesprochen hatte, als ich ins Kloster gehen wollte, gewannen fortan eine ganz andere Bedeutung für mich. Ich begann zu der Überzeugung zu kommen, daß sie tatsächlich die göttliche Wahrheit enthielten, und fing nun an, mit Eifer Gottes Wort zu lesen. Im Lichte dieses Wortes lernte ich meinen verlorenen Zustand immer mehr erkennen. Wenn ich jetzt im Gebet vor Gott hintrat, geschah es nicht mehr in dem Gedanken, durch Beten und gute Werke mich Gott wohlgefällig zu machen und mir so den Himmel zu verdienen, sondern ich schrie zu Gott um Erbarmen im Gefühl meiner Schuld und Sünde. Wie töricht war ich doch gewesen, mir einzubilden, ich armseliger, durch und durch verdorbener Mensch könne mir aus eigener Kraft die Seligkeit erwerben! In diesen schweren Tagen trat vor allem das Bild des Schächers am Kreuz vor meine Seele. Dieser Mensch, der seiner Verbrechen wegen mit Recht die Todesstrafe empfing, durfte mit Jesu ins Paradies eingehen. Weshalb? Seiner guten Werke wegen? Ach! er hatte keine aufzuweisen. Er hatte nichts als seine Sünden. Aber weil er dies einsah und im Glauben sich an den sterbenden Erlöser neben ihm wandte, durfte er im gleichen Augenblick aus dessen Munde das herrliche Wort vernehmen: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“. Aus Gnaden und nur aus Gnaden ward diesem Mann die Seligkeit zuteil, weil er geglaubt hatte. Jetzt wurde

es mir bald klar, daß da nur ein Mittler ist „zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle“. (1. Tim. 2, 5. 6.) Durch den Glauben an diesen einen Mittler, an Sein vollbrachtes Erlösungswerk, fand ich die Vergebung meiner Sünden und Frieden für mein unruhiges, friedeloses Herz.

Sollte unter den Lesern dieser Zeilen jemand sein, der in seinem Leben Ähnliches erfahren hat wie der Schreiber, so sei er versichert, daß Gott in allem Seine Hand hat. Verluste, Krankheiten, böse Erfahrungen mit anderen, Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit der Menschen — alles kann und soll in Seiner Hand als Mittel dienen, um Herz und Blicke auf Gott selbst zu richten. Seine Wege sind oft im Meer und in tiefen Wassern, Seine Gedanken aber sind stets Gedanken der Gnade und des Erbarmens. Er liebt den Sünder und möchte ihn retten.

Zweimal Befreit

In einem Gefängnis in Brasilien sah ein Mann, der eines Mordes wegen zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt worden war, dem Ende seiner Strafe entgegen.

Zwanzig Jahre ist eine lange Zeit, und mancher, dem für so viele Jahre die Freiheit genommen wurde, hat die Gefängnismauern schon vor Abbüßung seiner Strafe verlassen — als Leiche. Dieser Mann aber trat ins Leben zurück. Eines Tages öffneten sich die schweren Torflügel vor ihm, und er war frei. Aber

— was nützte ihm die Freiheit? Von jemand, der zwanzig Jahre lang im Gefängnis gesessen hat, wollen die Menschen nichts wissen, und Verwandte hatte der Mann nicht. Zielloos wanderte er durch die Straßen, nicht wissend, wohin er sich wenden solle. Schon war er an den letzten Häusern angelangt, wo das weite Land beginnt, da tönte der Gesang eines geistlichen Liedes, von Klavierspiel begleitet, an sein Ohr. Worte und Klänge fesselten ihn. Er näherte sich dem Gebäude und blieb horchend stehen. Eine Tochter des Hauses bemerkte ihn, lud ihn, von Mitleid für den bleich und ungepflegt aussehenden Menschen bewegt, ein ins Haus zu treten und bot ihm einen Stuhl an. Dann holte sie ihm eine Tasse Kaffee. Er schlürfte sie mit Behagen und bemerkte dazu:

„Solch guten Kaffee hab' ich seit zwanzig Jahren nicht mehr getrunken“.

Das Haus, in welchem der Mann eine so freundliche Aufnahme gefunden hatte, gehörte einer gläubigen Familie, deren Haupt ein tüchtiger Kaufmann war.

Während der Unbekannte noch bei seiner Tasse Kaffee saß, kehrte der Hausherr aus seinem Geschäft in der Stadt zurück und erzählte nebenan frohen Mutes seiner Gattin von besonderen geschäftlichen Erfolgen, die er an diesem Tage gehabt habe. Die Mitteilungen waren sicher nicht für das Ohr eines Mannes bestimmt, der eben seine zwanzig Jahre verbüßt hatte, aber er hörte sie und dachte bei sich:

„Wenn er so gute Geschäfte gemacht hat, wird er wohl viel Geld bei sich haben“.

In Brasilien ist man zwischen vier und sechs Uhr zu Mittag. Da es gerade um diese Zeit war, wurde

der Fremdling zum Essen eingeladen, was er sich nicht zweimal sagen ließ. Als das Essen vorüber war, war es schon ziemlich spät geworden. Der Hausherr forderte daher den Gast auf, die Nacht bei ihm zu bleiben, trotzdem er inzwischen erfahren hatte, woher er kam, und weshalb er so lange im Gefängnis gewesen war. Daß der Fremde auch diese Einladung ohne Zögern annahm, braucht uns nicht zu wundern. Leider müssen wir aber der Wahrheit gemäß berichten, daß die lange Kerkerhaft ihn nicht um eine Spur gebessert hatte, sondern daß er sofort mit sich zurate ging, wie er in der Nacht seinen freundlichen Gastgeber berauben könne. Zu diesem Zweck merkte er sich genau Lage und Beschaffenheit der einzelnen Räume des Hauses und überlegte, wie er seinen verbrecherischen Plan am besten ausführen könne.

Gegen acht Uhr hielt der Familienvater die gewohnte Abend-Andacht, bei der auch der Fremde zugegen war — für diesen ein ganz neues Erlebnis. Nachdem man ein Lied gesungen hatte, las der Hausherr einen Abschnitt aus der Bibel und sprach im Anschluß daran ein von Herzen kommendes Gebet, in welchem er unter anderem auch für den unglücklichen Gast betete, daß Gott ihm helfen und ihm Gesundheit und Arbeit schenken möge, vor allem aber, daß Er ihm behilflich sein wolle, den Südenpfad zu verlassen, ein neues Leben in Ehrbarkeit anzufangen und in Jesu Christo seinen Heiland und Erretter zu finden.

Nachdem man sich zur Ruhe begeben hatte, lag der Fremdling in der ihm angewiesenen Kammer lang in Widerstreit mit seinen inneren Gefühlen. Das innige Gebet des Hausherrn war doch nicht ohne Ein-

druck geblieben. Es hatte eine Saite in seinem Herzen erklingen lassen, die längst keinen Ton mehr von sich gegeben hatte. Wohl war sein Wille immer noch, zu rauben, aber ein anderer Wille stand ihm entgegen, und das war der Wille Gottes, der ihn von seinen Sünden befreien und seine Seele retten wollte. Sein Inneres war wie zermüht. Sein Herz, sein Wille, seine Neigungen waren wie zerteilt. Er lag in heftigem Kampf zwischen der Erinnerung an das erfahrene Gute und den Begierden seines bösen Herzens. Zugleich dachte er mit Furcht an den Teil des Gebets, der ihm persönlich gegolten hatte.

So vergingen einige Stunden harten Kampfes, bis der Heilige Geist ihn von seinem verbrecherischen Vorhaben überführt hatte und zuletzt der Wille Gottes siegte. Sich vor Gott demütigend, kniete der Mann nieder, allein mit dem heiligen und barmherzigen Gott, bekannte seine vielen und schweren Sünden und bat um Vergebung. So wurde der Verbrecher noch in der gleichen Nacht ein Mensch, auf den man das Wort anwenden durfte: „Das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden“. (2. Kor. 5, 17.) Zur Ruhe gekommen in Jesu Christo, den er in einfältigem Glauben ergriffen hatte, und also den Frieden Gottes schmeckend, konnte er sich niederlegen und erquickenden Schlaf finden. Am nächsten Morgen wurde er schon früh wach, stand auf und verließ sein Zimmer. Als erster begegnete ihm sein gütiger Gastgeber, bei dessen Anblick er sich der Tränen nicht erwehren konnte. Weinend bekannte er ihm seinen finstern Plan, wie er ihn in der Nacht habe berauben wollen, und bat ihn herzlich um Vergebung. Zugleich erzählte er, wie der Heilige Geist nach der Abendandacht in ihm

gewirkt und ihn nach hartem Kampf in Jesu Ketterarme geführt habe.

Im Hause war große Freude, als man den wunderbaren Bericht hörte, und es gab viel Lobens und Dankens für das, was Gottes Gnade an diesem Sünder getan hatte.

Der Neuebekehrte bewies in der Folge durch sein Leben, daß er in Wahrheit in Christo Jesu eine neue Schöpfung geworden war. Durch ehrliche Arbeit verdiente er seinen Unterhalt und führte einen gottseligen Lebenswandel.

Der freundliche Leser erlaube mir, ihn zum Schluß auf drei Punkte hinzuweisen, die mir in dieser Geschichte bemerkenswert erscheinen.

Der erste und wichtigste Punkt ist das wunderbare, gnädige Handeln Gottes dem armen, durch menschliche Zucht nicht gebesserten Manne gegenüber. Er lenkte seinen Schritt zu dem Hause des gläubigen Mannes, veranlaßte ihn durch das Hören des Liedes zum Stehenbleiben, gab der Tochter des Hauses ins Herz, den wahrlich kein Vertrauen Erweckenden einzuladen, und führte alles so, daß noch in der gleichen Nacht aus dem aus irdischer Kerkerhaft Befreiten ein Befreiter Jesu Christi wurde, aus dem unglücklichen Sklaven Satans und der Sünde ein demütiger Diener des Fürsten des Lebens und ein wahrhaft glückliches Kind Gottes. Das ist die Weise des barmherzigen Gottes, der nicht das Verderben, sondern das Heil des Sünders will.

Willst du, mein lieber Leser, der du noch nicht in Jesu Sühnungsblut geborgen bist, nicht auch auf Sein Tun mit dir achten? Gott läßt sich auch an dir

nicht unbezeugt. Eben jetzt redet Er durch diese Zeilen zu deinem Herzen und Gewissen.

Der zweite Punkt ist die schöne christliche Barmherzigkeit, die wir bei dem Kaufmann und seiner Familie dem unbekannten Mann gegenüber finden. Man mag einwenden: Es war aber doch unvorsichtig, einem wildfremden Menschen und ehemaligen Mörder so rückhaltlos zu vertrauen. Das ist an und für sich richtig. Wollte man ohne weiteres jeden ehemaligen Zuchthäusler, der einem ins Haus kommt, ähnlich empfangen, so könnte man leicht böse Erfahrungen machen. Aber was der Kaufmann tat, geschah nicht ohne Überlegung und vor allem nicht ohne Ausblick nach oben. Er handelte im Vertrauen auf Gott, dem er in Übereinstimmung mit seiner ganzen Familie den unheimlichen Gast anvertraut hatte. Die Liebe Christi drängte ihn, und so durfte er hoffen, daß er nicht würde beschämt werden. Ich glaube, wenn wirklich die Liebe Christi die Triebfeder unserer Handlungen ist, werden wir so leicht keinen Fehler machen, auch dann nicht wenn der nüchterne Verstand von unüberlegtem, ja, törichtem Tun reden muß.

Die Liebe und Dankbarkeit zu ihrem Herrn war es auch, was diese Familie ihre gemeinsamen Loblieder singen, was sie gemeinsam das Wort Gottes lesen und beten ließ. Und das ist der wichtige dritte Punkt. Wohl jeder gläubigen Familie, in der es also zugeht! Es ist fürwahr eine gute, nachahmenswerte Gewohnheit, die das eigene Herz glücklich erhält, und zu der Gott sich bekennt, wie dies unsere Geschichte so schön zeigt.

Drei Ärzte

Von drei Ärzten will ich berichten. Einer von ihnen nimmt eine Sonderstellung ein. Ich werde zum Schluß auf diesen Arzt zu sprechen kommen. Die beiden anderen möchte ich nebeneinander stellen. Der eine von ihnen war oder ist ein wirklicher Arzt und Forscher, der andere ein Seelenarzt. Beide haben auf ihrem Gebiet, der Behandlung unglücklicher Aussätziger, Großes geleistet, und beide haben für ihre Arbeit die größten Opfer bringen müssen, die nur ein Mensch zu bringen vermag.

Der erste Arzt ist ein Engländer, der wegen seiner hohen und bleibenden Verdienste auf dem Gebiet der Lepraforschung vom König von England in den Adelsstand erhoben worden ist. Nachdem Dr. Turner, so heißt er, sich in Süd-Afrika bei der Bekämpfung der Rinderpest und während des Burenkrieges durch Eindämmung der Typhusepidemien Verdienste erworben hatte, widmete er sich ununterbrochen den Aussätzigen im Asyl von Prätorien. Nach England zurückgekehrt, setzte er in seinem Laboratorium die Forschungen über den Aussatz fort. Da fielen ihm eines Tages beim Rasieren eigentümliche Flecken an seiner Hand auf. Er erschrak aufs tiefste. Eine nähere Betrachtung ließ keinen Zweifel darüber, daß es Aussatz-Flecken waren. Im Kampf gegen den furchtbaren Feind, dem er manche Schläge zugefügt, hatte dieser ihn selbst tödlich getroffen.

Von diesem Tage an zog Dr. Turner sich vom Leben zurück und schloß sich freiwillig von der Öffentlichkeit ab. Abgeschieden von seinen Mitmenschen, setzte

er seine Forschungen unentwegt fort. Mit der Zeit wurde ihm das Leben zur Qual. Die schreckliche Krankheit nahm ihren Fortgang, sodaß er sich nach einiger Zeit den linken Arm abnehmen lassen mußte.

Ob Dr. Turner heute noch lebt, weiß ich nicht. Den Ausatz hat er nicht aus der Welt geschafft, und ein wirksames Mittel dagegen hat er ebenfalls nicht gefunden, aber trotzdem können wir ihm unsere Bewunderung nicht versagen. Es darf ihm nachgerühmt werden, daß er seine ganze Kraft im Dienst der leidenden Menschheit verzehrt hat. Für sie hat er sich geopfert.

Der zweite Arzt, den ich erwähne, hat in anderer Weise den am Ausatz leidenden Menschen zu helfen gesucht als Dr. Turner. Weder suchte noch fand er ein Heilmittel gegen die schreckliche Krankheit. Sein Dienst unter den Ausätzigen aber hat viele der Unglücklichen zu glücklichen Menschen gemacht trotz Krankheit und Tod.

Das Feld der Tätigkeit dieses Arztes waren die Sandwich-Inseln im Großen Ozean. Dort brach vor Jahrzehnten eine verheerende Ausatzseuche aus, die derart um sich griff, daß mit der Zeit an 700 Kranke gezählt wurden. Scharenweise mußten sie von ihren gesunden Landsleuten abgesondert werden. Es ist nicht meine Aufgabe, die Leiden dieser armen Ausgeschlossenen zu schildern. Ich möchte vielmehr mitteilen, wie ihnen ein starker Trost gebracht wurde. Gottes Geist wirkte — wie, weiß ich nicht — so stark in ihrer Mitte, daß sie um einen Prediger baten, der bereit wäre, ihnen das Heil in Christo zu verkündigen. Es war fürwahr kein leicht zu erfüllender Wunsch, den die dem Tode geweihte Schar aussprach. Wer sich

zu ihnen begab, war für immer mit ihnen verbunden und mußte damit rechnen, daß er mit der Zeit ihr furchtbares Los teilen würde. Nur Gott konnte Mut und Kraft zur Erfüllung einer solchen Aufgabe geben. Er tat es. Ein Mann fand sich, von der Liebe Christi getrieben, bereit, sein Leben in den Dienst der Aussätzigen zu stellen. Er übernahm sein schweres Amt mit den Worten:

„Ihr Anblick ist zwar abstoßend, allein unser Herr ist für sie wie für uns gestorben. Sie sind unsere Brüder. Wir lieben sie und werden nie aufhören, sie zu lieben.“

Der todesmutige Entschluß des Mannes wurde selbst von Gegnern des Christentums bewundert. Die Früchte seiner Arbeit aber wird erst die Ewigkeit offenbaren. Ergreifend schildert ein Besucher der Kolonie den Eindruck, den es macht, wenn der Bote des Herrn inmitten seiner großen Schar steht und ihnen die kostbare Person Christi vorstellt, oder wenn er ihren Gesang leitet, der dem Lobe des Lammes Gottes geweiht ist.

Und nun komme ich zu dem dritten Arzt, der der Arzt der Ärzte ist, der Arzt für Leib und Seele. Es ist lange her, daß dieser Arzt persönlich auf Erden Seine Heilkraft an Schwachen und Kranken, ja, selbst an Toten erwies, lange her, daß Er zehn aussätzigen Männern, die Ihm von ferne ihr jammervolles: „Jesu, Meister, erbarme dich unser!“ zuriefen, die erhabene Antwort gab, die nur der Sohn Gottes erteilen konnte: „Gehet hin und zeigt euch den Priestern“. (Die Priester sollten die inzwischen eingetretene Heilung feststellen.) Neunzehnhundert

Jahre sind verflossen, seit Er jenem anderen Aussätzigen, der Ihm nahte mit der zagenden Bitte: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen“, die Gesundheit wiedergab durch Sein hoheitsvolles und doch so unendlich gnädiges Wort: „Ich will; sei gereinigt!“ Wie hat jener wunderbare Arzt unermüdlich gewirkt in Gnade und Liebe und tiefem Erbarmen! Welch erstaunliche Heilungen hat Er zustande gebracht! Da gab es keinen Fehlschlag, keine Krankheit, die für Ihn unheilbar gewesen wäre. War einer taub oder stumm oder blind, aussäßig oder besessen — vor diesem Arzt mußte jede Krankheit weichen.

Aber, mein lieber Leser, das ist nicht das Größte, das Jesus getan hat. Dieser Arzt hat ein Heilmittel erfunden gegen das, was aller Menschen Verderben ist, was aller Menschen zeitliches und ewiges Schicksal besiegelt, ob sie nun vor neunzehnhundert Jahren gelebt haben oder ob sie heute leben — ein Heilmittel gegen den schrecklichsten und verderblichsten Aussatz, den Aussatz der Sünde. Das war die größte Tat des Mensch gewordenen Sohnes Gottes, daß Er starb „zur Abschaffung der Sünde“. Dieses gewaltige Werk war der eigentliche Zweck Seiner Menschwerdung, denn Sein Tod ist das Mittel, das allen Menschen helfen kann. Seine Heilungen, so wunderbar sie sein mochten, wurden nur einer beschränkten Anzahl von Menschen zuteil, aber Er ist „für alle gestorben“. Von dem Aussatz der Sünde kann seitdem jeder geheilt werden, der einsieht, daß er wirklich aussäßig und damit unrettbar dem zeitlichen und dem zweiten Tode — das ist der „See, der mit Feuer und Schwefel brennt“ — verfallen ist. Zur Heilung von diesem Aussatz aber ge-

nügte nicht einfach ein Wort aus dem Munde Jesu. Da mußte eine besondere Grundlage gelegt werden. Um den an der Sünde Krankenden wirksam helfen zu können, mußte Jesus Christus selbst den Sold der Sünde schmecken, dazu mußte Er in den Tod hinein und in das Gericht des gerechten und heiligen Gottes wider die Sünde. Gottes Gerechtigkeit mußte befriedigt werden. Sie ist befriedigt worden durch das Opfer Christi „als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken“. Indem Jesus sich selbst geopfert hat, indem Er unsere Schuld auf sich nahm und für sie gestraft wurde, als hätte Er sie selbst verübt, hat Er für uns, für jeden, der an Sein vollbrachtes Werk glaubt, eine ewig gültige Erlösung erfunden. So wie das wunderbare Lamm Gottes für Sünden litt, die es nie verübt hatte, um der Sünde willen gerichtet wurde, die nie in Ihm gewesen war, so ist heute derjenige für immer von aller Schuld, von dem Aussatz der Sünde befreit, der im Glauben annimmt, daß seine Sünden Jesu zugerechnet worden sind.

Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe!
 Der gute Hirte leidet für die Schafe;
 Die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte,
 Für Seine Knechte.

Glaubst du das, mein Leser? Gibt es einen Tag in deinem Leben, an dem du zu Gott gegangen bist, damit Er dir um Jesu willen alle Schuld vergebe und dich annehme als Sein Kind? Glücklicher Mensch, der die Heilskraft des Blutes Jesu Christi an sich erfahren hat! Statt einer ewigen Nacht voll finsternen Grauens liegt die Herrlichkeit Gottes vor ihm. An ihm ist eine Heilung vollzogen worden, die so vollkommen ist, daß er heute schon ewiges Leben be-

sicht, wenn auch ihre ganze Größe erst in der Ewigkeit geschaut werden wird.

Wer aber noch nicht mit Jesu in wahre Lebensverbindung getreten ist, der ist noch mit dem ekelhaften Aussatz der Sünde behaftet, und sein Ende ist das Verderben. Gott sei Dank! noch ist es Zeit zu erkennen, daß Einer da ist, der helfen kann und will. Und wer zu diesem Helfer naht mit dem Wort jenes armen Aussätzigen: „Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen“, der wird auch heute noch die tröstende, befreiende Antwort vernehmen: „Ich will; sei gereinigt!“

Geteilte Strafe

Nemand hatte einen munteren, vierzehnjährigen Sohn, der Schüler eines Gymnasiums war. Eines Tages kam der Klassenlehrer zum Vater des Knaben und erkundigte sich:

„Ist Ihr Sohn krank? Er ist seit drei Tagen nicht mehr zur Schule gekommen.“

Der Vater wurde traurig. Sein Junge war ganz gesund. Leichtfertigerweise hatte er sich tagelang an der Schule vorbeigedrückt.

Bald darauf kam der Knabe nach Hause. Der Vater rief ihn zu sich auf sein Zimmer und sagte ernst:

„Soeben war dein Lehrer da und hat mir erzählt, was du in den drei letzten Tagen getrieben hast. Es tut mir weh, mein Kind. Bisher hatte ich dich für aufrichtig gehalten und dir in allen Stücken vertraut, und jetzt warst du drei Tage lang eine — lebendige Lüge. Ich bin tief betrübt.“

Dem Knaben fiel die Sanftmut des Vaters schwer aufs Herz. Eine strenge Züchtigung wäre ihm lieber gewesen. Dann sprach der Vater:

„Wir wollen miteinander beten!“

Sie beugten ihre Kniee, und während des Gebets kam dem Knaben seine Sünde zum vollen Bewußtsein. Er begann zu weinen, und auch in den Augen des Vaters glänzten Tränen. Dann sagte der Vater:

„Mein Kind, es gibt ein unumstößliches Lebensgesetz: Wo Sünde ist, da muß Leiden sein. Diese beiden Begriffe sind nicht zu trennen. Gott hat mir, deinem Vater, heute eine schwere Aufgabe gestellt. Ich darf mich ihr aber nicht entziehen. Komm mit mir in die Dachstube. Wir stellen dir dort ein Pult ans Fenster und machen dir ein Bett zurecht. Das Essen wird dir zur gewohnten Zeit gebracht werden; jedoch, mein Kind, — drei Tage und drei Nächte mußt du dort oben bleiben, gerade so lange, wie du eine lebendige Lüge gewesen bist.“

Herzlich küßte jetzt der Vater seinen Sohn, ging dann mit ihm nach oben und schloß ihn in dem stillen Dachzimmer ein.

Als abends die Eltern beim Nachtessen allein zu Tisch saßen, vermochten sie kaum einen Bissen zu sich zu nehmen. Sie gedachten unausgesetzt ihres einsamen Sohnes, der oben auf dem Boden des Hauses eingeschlossen war. Auch im Wohnzimmer, wo sie nachher beisammensaßen, war's diesmal still, ungewohnt still. Es war für beide ein schwerer Abend. Sie gingen zu Bett, konnten aber nicht schlafen. Ihre Herzen waren zu bewegt. Mitten in der Nacht sprach der Vater:

„Mutter, ich halte es nicht länger aus, — ich gehe hinauf zu unserem Kind!“

Er ging auf den Speicher, klinkte die Tür auf und tastete nach dem Bett des Sohnes. Der Knabe war noch wach und weinte leise vor sich hin. Herzlich umarmte ihn der Vater und machte sich dann selber im Zimmer ein Lager zurecht. So tat er's auch in der folgenden Nacht und auch in der dritten: er nahm teil an der Strafe seines Sohnes.

Als der Knabe erwachsen war, wurde er ein Verkündiger des Evangeliums, nicht nur mit seinen Lippen, sondern mit seinem gesamten Leben. Die Liebe seines Vaters hat er nie vergessen.

Diese einfache Begebenheit läßt uns an zweierlei denken, was für den Menschen wichtig ist in seinen Beziehungen zu Gott. Zunächst an die ernste und bedeutungsvolle Tatsache: Gott kann die Sünde nicht einfach wegnehmen und die Strafe für sie nicht einfach aufheben. Die Sünde muß gesühnt werden.

Aber was hat Gott — und das ist das zweite unfafßbar Große — was hat Gott getan, um dem Sünder zu helfen? Hat Er, wie dieser irdische liebende Vater, die Strafe mit dem Sünder geteilt? Nein, in Seinem Sohne Jesus Christus ist Er gekommen und hat dort, wo die Sünde hinführen muß, im Tode nämlich, die Strafe ganz auf sich genommen. Er hat alles getan. Die ganze furchtbare Last hat Jesus getragen.

Wer hat je eine solche Liebe gesehen? Sollte ihr nicht unser ganzes Leben gehören?

Wie Gott einer Mutter Gebet erhörte

Viele Jahre betete eine gläubige Witwe inbrünstig um die Bekehrung ihres einzigen Sohnes, der zu ihrem größten Kummer ein böses, gottloses Leben führte. Kalt und gefühllos gegen die freundlichen Bitten und Ermahnungen der Mutter, trieb er es immer schlimmer, bis er so tief in Schande und Elend gesunken war, daß ihm als letzte Zuflucht nur noch übrigblieb, zur See zu gehen.

Der Schmerz der armen Frau, als sie so von dem Sohn Abschied nehmen mußte, war unbeschreiblich. Als einziger Trost blieb ihr, den Ungerechten in die Hände ihres treuen Gottes befehlen zu dürfen. Sie händigte ihm ein Neues Testament ein, in das sie seinen Namen geschrieben hatte, und bat ihn unter Tränen, dieses Büchlein nicht fortzuwerfen, sondern um ihretwillen darin zu lesen. Sie konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Herr ihn durch Sein Wort suchen und finden werde.

Jahre vergingen. Die arme Mutter hörte während dieser Zeit nicht ein Wort von ihrem Kinde, an das sie Tag und Nacht dachte. Endlich machte sie sich zu dem Hafenplatz auf, von dem das Schiff abgesegelt war. Sie hoffte, dort irgend etwas über das Schicksal des Fahrzeugs und damit ihres Sohnes zu erfahren. Ihre Hoffnung sollte in Erfüllung gehen, aber ach! nicht zu ihrer Freude. Nach einiger Zeit erfuhr sie durch einen Kapitän, daß das betreffende Schiff untergegangen sei. Der Mann bemerkte dazu, es sei ein junger Mann auf dem Schiffe gewesen (und er nannte den Namen ihres Sohnes), der so

böse und lasterhaft gelebt habe, daß es nur als eine Erlösung zu begrüßen wäre, wenn alle, die ihm ähnlich seien, auch gleich ihm ein Grab in der Tiefe des Meeres fänden.

Wer kann die Gefühle der armen Mutter ermessen, der diese Worte wie ein scharfes Schwert durch die Seele drangen? Sie zog sich nun ganz in die Einsamkeit zurück und wohnte in einem kleinen Hause unweit eines Seehafens. Von Menschen selten gesehen, jedoch von Gott allzeit beobachtet und geliebt, beweinte und beklagte sie das traurige Ende ihres einzigen Kindes.

Wieder vergingen mehrere Jahre. Eines Tages saß die unglückliche Frau, noch immer ihrem Schmerz nachhängend, einsam in ihrem Häuschen, als unerwartet jemand an ihre Tür klopfte. Ein Matrose, nur mangelhaft bekleidet, stand draußen und bat um eine milde Gabe. Wie es ihre Gewohnheit war, fragte die Witwe freundlich nach seinen Umständen, und er erzählte ihr seine Geschichte. Oftmals hatte er Schiffbruch gelitten. Doch während des Erzählens begannen seine Augen zu leuchten, und er fing an, die wunderbaren Wege Gottes zu preisen. Vor mehreren Jahren, so erzählte er, habe er einen Schiffbruch erlebt mit einem jungen Manne, der eine bessere Erziehung genossen hatte als ein gewöhnlicher Matrose. Sie waren zusammen auf eine Insel verschlagen worden, wo sein Gefährte nach all den ausgestandenen Schrecken und Gefahren nach kurzer, heftiger Krankheit gestorben war.

„Ich werde ihn nie vergessen“, fuhr der Erzähler fort, und seine eben noch leuchtenden Augen blickten ernst. „O wie er weinte und seine Sünden be-

klagte! Wie er betete! Beständig las er im Neuen Testament. Das Buch, so sagte er mir, habe seine Mutter ihm beim Abschied gegeben, und er habe es gut aufgehoben. Diesem Testament und seiner Mutter, fuhr er fort, verdanke er alles, was seiner Seele Ruhe und Frieden gegeben habe. Vor seinem Tode übergab er mir das Testament mit den Worten: „Nimm es, Jakob, lies es! Gott segne dich! Ich gebe dir damit alles, was ich habe.““

Seltene Ahnungen stiegen während der Erzählung in der Seele der Mutter auf. Mit zitternder Stimme bat sie den Matrosen, sie das Testament sehen zu lassen. Dieser öffnete darauf seinen zerrissenen Rock, zog ein vielbenutztes, kleines Buch hervor und zeigte es ihr. Es war das Neue Testament, das sie einst ihrem Sohne gegeben hatte. Auf dem ersten Blatt stand ihr eigener Name und daneben der Name ihres Sohnes, von ihr selbst hineingeschrieben.

Wer kann das Erbarmen Gottes ergründen, des Hörers der Gebete, besonders derjenigen einer Mutter! Er selbst war dem Verirrten nachgegangen, bis Er ihn gefunden hatte, und hatte ihn in Sicherheit gebracht.

„Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen“

In unserer letzten Versammlung, erzählt ein württembergischer Prediger, als wir uns über die Bergpredigt unterhielten, sagte einer der Anwesenden:

„Es muß sehr schwer sein, das Wort in die Tat

umzusetzen: „Dem, der mit dir vor Gericht gehen und deinen Leibrock nehmen will, dem laß auch den Mantel“.

„Es ist gewiß nicht leicht, wenn wir dabei an uns denken“, meinte ein anderer; „doch wer den Frieden Gottes im Herzen hat, vermag es. Er kann den Mantel mit dem Leibrock aufgeben, wenn es sich darum handelt, Frieden mit seinem Nächsten zu halten.“

Ein Dritter erzählte hierauf das folgende schöne Beispiel von dem, was die Gnade vermag:

Ein Gläubiger hatte einen übellaunigen, streitsüchtigen Nachbar, den er wiederholt dadurch zu gewinnen suchte, daß er ihm Gutes für Böses vergalt. Aber alles blieb erfolglos. Da kam der Nachbar, der Bierbrauer war, in Geldverlegenheit. Es fehlte ihm eine größere Summe zum Ankauf von Gerste. Er klopfte überall an, wo er meinte, Geld borgen zu können. Aber alle Mühe war umsonst. Zuletzt wandte er sich an den Pfarrer. Als auch dieser sich für außerstande erklärte, ihm eine so große Summe vorzustrecken, war jede Hoffnung, den Kauf abschließen zu können, dahin.

Durch andere hörte der gläubige Nachbar von der Not des ihm ohne Grund so feindlich gesinnten Mannes. Kurz entschlossen nahm er die nötige Summe, brachte sie dem Pfarrer und bat ihn, sie dem Bierbrauer zu geben, doch so, als käme sie von ihm, dem Pfarrer, selbst.

Der Nachbar empfing das Geld unter aufrichtigen Dankesbezeugungen. Schon nach kurzer Zeit brachte er es dem Pfarrer zurück und erzählte freudig, daß ihm noch kein Geschäft ein solches Gedeihen

gebracht habe; ein wahrer Segen habe auf dem Gelde geruht.

„Das wundert mich nicht“, erwiderte der Pfarrer ernst. „Wissen Sie auch, von wem das Geld kommt? Es kommt von Ihrem Nachbar, der von Ihrer Verlegenheit hörte und es mir für Sie gab.“

Die Miene des Bierbrauers verfinsterte sich.

„Hätten Sie mir das vorher gesagt, Herr Pfarrer, so hätte ich das Geld schwerlich genommen.“

„So, und wissen Sie auch, woher der Segen kommt?“ fragte der Pfarrer.

Der andere schwieg.

„Der Segen kommt von dem Gebet, das Ihr Nachbar für Sie zu Gott emporgesandt hat. Gott hat den frommen Mann erhört und Sie um seines willen gesegnet. Und nun gehen Sie und bitten Sie denselben Gott, daß Er Ihr Herz ändern möge, damit auch Sie mit brüderlicher Liebe erfüllt werden. Gott wird Sie erhören, wenn Sie mit dieser Bitte zu Ihm kommen.“

Tiefbeschämt ging der Bierbrauer heim. Bald aber kam er wieder und bekannte dem Pfarrer unter Tränen, Gott habe ihm gezeigt, daß er ein verlornener Sünder sei. Nun wies der Pfarrer ihn zu Dem, der gekommen ist, um Verlorene zu erretten, der Erbarmen hat mit allen, die Ihn suchen, und der die Mühseligen und Beladenen freundlich einladet, mit ihrer ganzen Schuld zu Ihm zu kommen.

Das tat der zerknirschte Mann, und aus dem Feinde wurde ein wahres Kind Gottes und ein treuer, liebender Bruder.

Die Töchter des Barons von Arenburg

Es war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Herrlich lag der Genfer See da in seiner Pracht. Die scheidende Sonne verwandelte das tiefe Blau der weiten Gewässer in goldene und violette Farben, während sie um das eisgekrönte Haupt des Mont-Blanc fern im Süd-Osten einen rosenroten Schleier wob.

Da kehrten zwei feingekleidete junge Damen von ihrem Spaziergang zu einem lieblich am Gestade des Sees gelegenen Städtchen zurück. Sie waren so sehr in ein anscheinend ernstes Gespräch vertieft, daß sie kaum acht hatten auf die Schönheit der Umgebung. Es waren die beiden Schwestern Adeline und Juliane von Arenburg, die vor wenigen Tagen mit ihrem Vater, Baron Arenburg, von Italien gekommen waren und nach kurzer Rast am Genfer See auf ihr Schloß in Süd-Frankreich zurückzukehren beabsichtigten.

Mit Rücksicht auf seine Gesundheit, und um die traurigen Gedanken zu zerstreuen, die ihn seit dem

Tode seiner Gattin nicht mehr losließen, hatte der Baron vor etwa einem Jahre die Heimat verlassen und war mit seinen Töchtern nach Italien gereist. Doch matter und kränker als zuvor war er von dort zurückgekehrt, und ein Vorempfinden, daß seine Zeit auf Erden gemessen sei, drängte ihn, so bald als möglich die am Genfer See unterbrochene Heimreise fortzusetzen.

An diesem Tage hatte der Baron sich besonders schwach gefühlt und den größten Teil des Tages auf einem Ruhebett liegend verbracht. Er hatte seine Kinder gebeten, den wunderbaren Nachmittag zu einem letzten Spaziergang in die schöne Umgebung zu benutzen.

Auf diesem Spaziergang nun waren die jungen Mädchen an eine einsam gelegene Berghütte gekommen, aus der ihnen Gesang entgentönte. Sie waren lauschend stehen geblieben und hatten sich endlich, nachdem der Gesang verstummt war, einer Anzahl Leute, die von verschiedenen Seiten auf das Häuschen zugingen, angeschlossen. Drinnen, in der niedrigen Stube, hatten sie ungefähr dreißig Personen beisammen gefunden, die alle mit tiefem Ernst auf die Worte eines Mannes lauschten, der an einem Tischchen saß und ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegen hatte. Die Erscheinung des Mannes war auffallend ehrwürdig. Als Adeline und Juliane eintraten, las er gerade die Worte vor: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“, und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.

„Diese Worte“, fuhr er alsdann fort, „kommen aus dem Munde Dessen, der redete, wie nie ein

Mensch geredet hat, aus dem Munde unseres Herrn Jesus Christus, des Sohnes Gottes, der vom Himmel kam, um für sündige Menschenkinder zu sterben.“

Darauf erklärte er, wie alle Menschen von Natur sündig, und wie ihre besten Handlungen, ja, sogar ihre Gebete, gemessen an der unendlichen Heiligkeit und vollkommenen Reinheit Gottes, von Sünde befleckt seien; daß aber Jesus, der Reine und Heilige, von Gott gegeben worden sei, um Sühnung zu tun für ihre Sünden.

„Liebe Freunde“, so etwa schloß der Greis seine Ansprache, „die Zeit eilt rasch dahin, und der Tod kommt. Laßt uns nicht säumig sein in bezug auf unsere unsterblichen Seelen! Laßt uns auf unsere Kniee sinken vor Gottes Sohn, unserem anbetungswürdigen Heiland! Laßt uns ernstlich zu Ihm beten, indem wir unsere Herzen zu Ihm erheben! Bedenkt! Wo wollt ihr Trost suchen, wenn der Tod kommt, wenn liebende Freunde um euch her weinen, aber nicht vermögen, der kalten Todeshand zu wehren, die euch der Ewigkeit überliefern muß! O Freunde, geht zu Jesu, solange es noch Zeit ist! Er will euch retten, retten von dem kommenden Zorn und dem Gericht Gottes, das über alle Unbußfertigen und Gottlosen kommen muß. Er will euch stützen und trösten, während ihr durch die Schwierigkeiten und Versuchungen dieses Lebens geht, und euch leiten in Sein himmlisches Reich.“

Mit tiefer Ehrfurcht waren Juliane und Adeline danach dem Gebet gefolgt, mit dem der ehrwürdige Greis die Versammlung schloß. Sie hatten nicht alles Gehörte verstanden, aber ihre Herzen waren ergriffen worden von der seither nie gehörten Botschaft, daß

„Jesus Christus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten“.

Von diesem Erlebnis erfüllt, waren sie zum Städtchen zurückgewandert.

„Wir reisen jedenfalls nicht vor morgen nachmittag“, sagte Adeline. „Wieviel gäbe ich darum, den ehrwürdigen Mann nochmals predigen zu hören, und ach, wenn doch unser lieber Vater diese Worte des Trostes auch einmal hören könnte! Wer weiß, wie bald er vielleicht schon für immer von uns genommen werden wird!“

Bei diesen Worten blinkten Tränen in den Augen der Sprecherin. Auch Juliane blickte ernst, doch weinte sie nicht.

„Ich erinnere mich“, versetzte sie lebhaft, „daß der Prediger davon sprach, Jesus nähme alle auf, die zu Ihm kommen. Für die, die Ihn liebten, sei der Tod nur gleich dem Schlafe. Laß uns versuchen, Adeline, uns alles, was er gesagt hat, ins Gedächtnis zurückzurufen. O, wenn wir doch nur das Buch besäßen, aus dem er so manches gute Wort vorgelesen hat!“

An diesem Abend knieten Adeline und Juliane, bevor sie sich zur Ruhe begaben, nieder und beteten zu Jesu, dem Sohne Gottes, von dessen Erbarmen und zärtlicher Liebe sie an diesem Tage gehört hatten. Sie wußten kaum, was sie sagen sollten, aber in einfältigem Ernst schütteten sie ihre Herzen vor Ihm aus. Sie baten auch, Er möge sie in irgend einer Weise in den Besitz des kostbaren Buches gelangen lassen, das so gute Botschaften enthielt, damit sie fähig werden möchten, auch ihrem geliebten Vater die Botschaft zu bringen, daß es nicht der Vermittlung

der Heiligen bedürfe, sondern daß man unmittelbar sich an Gottes Liebe wenden könne.

Am nächsten Tage verließ die kleine Familie den Ort am Genfer See, und an einem trüben, stürmischen Tage langten sie auf Schloß Arenburg an. Die Krankheit des Barons machte schnelle Fortschritte. Bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Der Tod nahte mit eilenden Schritten, und je näher er kam, desto mehr verlangten die Töchter danach, daß der geliebte Vater die frohe Botschaft von der Liebe Jesu, des Sohnes Gottes, vernehmen möchte.

Da geschah es, nicht viele Tage nach ihrer Ankunft im Schloß, als die Schwestern im Park spazieren gingen, daß sie einen alten Mann bemerkten, der an einem Riemen eine lederne Tasche trug. Es war ein reisender Händler. Der Fremde näherte sich den jungen Damen, begrüßte sie höflich und pries ihnen seine Ware an. Die Schwestern kauften etliches, und dann sagte der alte Mann:

„Meine verehrten Damen, ich habe noch etwas, das mehr wert ist als Gold und Perlen. Das ist das Wort des lebendigen Gottes, das die wunderbare Geschichte des Sohnes Gottes enthält, der auf die Erde herabgekommen ist, um für sündige Menschen zu sterben.“

Überrascht blickten die jungen Mädchen einander an. Hatten sie recht gehört? Der alte Mann sprach ganz ähnlich wie der ehrwürdige Prediger vom Genfer See. Und das Buch, das er ihnen anbot, war sicherlich dasselbe, aus dem jener vorgelesen hatte. Ohne Zögern zahlten sie den nicht unerheblichen Kaufpreis, und die Augen des alten Mannes leuchteten, als er sah, mit welcher tiefer Freude und Dankbarkeit

diese jungen Mädchen das kostbare Buch an sich drückten.

Unverzüglich begannen sie darin zu lesen und Worte des Trostes und Friedens für sich sowohl als auch für den sterbenden Vater zu suchen.

Als sie am Abend an seinem Bett saßen, bat Adeline um die Erlaubnis, ihm etwas vorlesen zu dürfen. Obwohl fast zu müde, um zuzuhören, mochte der Vater doch seinem geliebten Kinde die Bitte nicht abschlagen, und als Adeline die so bedeutungsvollen Gleichnisse vom verlorenen Schaf und verlorenen Sohn aus dem 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums las, da vergaß der Kranke seine Müdigkeit und lauschte mit Interesse dem Vorgelesenen.

Tag für Tag lasen Adeline und Juliane seitdem ihrem Vater abwechselnd aus dem teuren Buche vor, und Gott segnete die Bemühungen der Liebe. Alle drei erkannten, daß ein Mensch nur durch Glauben gerechtfertigt werden kann, und alle drei wandten sich im Glauben an den einen Mittler zwischen Gott und Menschen, den wunderbaren Menschen Jesus Christus, der Gott und Mensch in einer Person ist. Im Glauben an den Herrn Jesus wurde der kranke Vater so glücklich, daß er mehr als einmal ausrief:

„O kann es denn sein, daß alle meine großen Sünden, ja, daß sie alle ausgelöscht sind in dem kostbaren Blute meines Heilandes Jesus Christus?“

Nachdem der Baron der Vergebung seiner Sünden in Christi Blut gewiß geworden war, erzählte er seinen Kindern, daß er in früher Jugend eine Wärterin gehabt habe, die von den Waldensern war. Wenn er auch das meiste von dem, was sie ihn gelehrt, vergessen hatte, erinnerte er sich doch, daß sein Vater

sich oft darüber gewundert hatte, daß die Worte und Gebete der einfachen Magd dem Herzen seiner Gattin Frieden und Freude gebracht hatten, als sie krank und leidend daniederlag. Er erinnerte sich auch, daß die Mutter vor ihrem Tode ihre Hand auf seinen Kopf gelegt und gebetet hatte, daß ihr geliebtes Kind, bevor es sterbe, zu derselben kostbaren Hoffnung gelangen möchte, die solch ein Licht um ihr Sterbelager verbreitete. Sein Vater hatte dann, von seinem Beichtvater veranlaßt, bald nach dem Tode der Mutter die fromme Wärterin entlassen. Das Gebet der Mutter aber war jetzt beantwortet worden.

Nicht lang mehr sollte Baron Arenburg bei seinen Kindern weilen. Er entschlief in Frieden. Als Adeline und Juliane in tiefem Schmerz zusahen, wie die geliebte Hülle ins Grab gesenkt wurde, war es ihnen zugleich ein köstlicher Trost, den teuren Vater bei dem Heiland zu wissen, der ihn geliebt hatte, und bei dem er nun von allen Leiden und Schmerzen ausruhen durfte.

Nach dem Tode des Barons kam ein Oheim, der einzige Verwandte der jungen Mädchen, aufs Schloß. Es kam ihm bald zu Ohren, daß die Priester sehr zornig seien, weil der Baron die letzte Slung vor seinem Tode verweigert und ruhig erklärt hatte, er bedürfe ihrer Freisprechung nicht mehr, da alle seine Sünden in dem Blute Jesu abgewaschen seien.

Auch vernahm er, daß die jungen Mädchen die eigentliche Veranlassung zu der ihm unerklärlichen Sinnesänderung seines Bruders gewesen wären, weil sie ihm beständig aus der Bibel vorgelesen hätten, und daß die Priester sich bisher vergeblich bemüht hätten, sie zur Herausgabe dieses Buches zu bewegen.

Es fehlte nicht an Stimmen, die dem Oheim rieten, seine beiden Nichten vor die Wahl zu stellen, entweder die Bibel aufzugeben, oder als solche, die der Kirche abtrünnig geworden, ihr ganzes Eigentum zu verlieren, das dann ihm, als dem nächsten Erben, zufallen mußte. Für die beiden Schwestern kamen jetzt schwere, versuchungsreiche Tage. Der Oheim folgte nicht ungern dem ihm erteilten Rat und stellte seine Nichten vor die entscheidende Wahl. Im Grunde seines Herzens mochte er wohl hoffen, sie möchte so ausfallen, daß der wertvolle Besitz sein würde. Und so geschah es auch. Der Glaube siegte.

Adeline und Juliane wollten lieber alles andere aufgeben als das ihnen so teuer gewordene Wort Gottes. Damit war die Sache zu ihren Ungunsten entschieden, und der Oheim wurde zum Besitzer des großen Erbes erklärt. Zwar zahlte er seinen Nichten noch eine größere Summe Geldes aus, die sie in den Stand setzte, sich niederzulassen, wo es ihnen gefiel, aber des schönen, so sehr geliebten väterlichen Erbes gingen sie für immer verlustig.

So verließen Adeline und Juliane das elterliche Schloß, in dem sie eine so glückliche Kindheit verlebt hatten, nur von einer treuen Dienerin begleitet. Sie beschloßen, sich an den Ort zu begeben, wo sie zuerst die herrlichen „Worte des Lebens“ gehört hatten.

Nach beschwerlicher und ermüdender Reise langten sie wieder in dem kleinen Städtchen am Genfer See an, und schon am folgenden Tage suchten sie die Berghütte auf, wo sie von dem ehrwürdigen Prediger, Vater Adrien, und dessen Gattin herzlich aufgenommen wurden. Als sie ihre Geschichte erzählt und von dem glücklichen, friedevollen Heimgang ihres Vaters

berichtet hatten, pries Vater Adrien laut und voll dankbarer Freude das gnadenreiche Tun Gottes. Im Laufe der Unterhaltung stellte es sich heraus, daß er ein Landsmann der beiden Schwestern war, der ihre Heimat sehr wohl kannte. Mit Freuden begrüßten sie es, als die alten Leute, die über den Verlust einer erwachsenen Tochter trauerten und außerdem nur noch einen Sohn hatten, der in einem fernen Gebirgstal als Waldenser-Prediger dem Herrn diente, ihnen vorschlugen, als ihre Kinder ganz bei ihnen zu bleiben.

Nun begannen wieder glückliche Tage für die beiden Schwestern nach all dem Leid und den Enttäuschungen der letzten Wochen und Monate. Sie hatten ein neues Elternhaus gefunden. Mit der Zeit erfuhren sie, daß ihr Pflegevater ein Nachkomme des Grafen von Toulouse war, der in früheren Zeiten den Bekennern der Wahrheit treu zur Seite gestanden und deswegen viel zu leiden gehabt hatte. Sein eigener Vater, ein jüngerer Sprößling jenes edlen Hauses, war in das Tal der Waldenser geflohen, da er „lieber gewählt hatte, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, als die zeitliche Ergözung der Sünde zu haben“. Er hatte seinen Sohn in dem reinen Glauben der „Kinder der Berge“ erzogen, unter denen er selbst als ein einfacher, hingebender Diener Gottes gelebt hatte und gestorben war.

Während die Schwestern täglich in den Wahrheiten der Schrift unterwiesen wurden und sich mit ihren Pflegeeltern von dem unterhielten, was ihre Herzen verband, wurde ihnen die neue Heimat mit jedem Tage lieber. Doch das Band sollte noch inniger geknüpft werden.

Eines Abends trat unerwartet ein stattlicher jun-

ger Mann ins Zimmer. Der alte Herr stieß einen Freudenschrei aus und warf sich in die Arme seines Sohnes, der gekommen war, um längere Zeit bei den Eltern in der friedlichen Berghütte von seinem anstrengenden Dienst auszuruhen.

Der junge Mann war das getreue Abbild seines Vaters. Wie er war er ein lebendiger, treuer Christ, dabei von heiterer Gemütsart und einnehmendem Wesen. Er wurde bald der beständige Begleiter der Schwestern bei ihren Gängen in die Berge und zu den Alten und Kranken, und beide gewannen ihn lieb wie einen leiblichen Bruder. Zwischen Adeline und Theodor entspann sich jedoch ein Verhältnis besonderer Art, das die Eltern mit großer Freude wahrnahmen. Sie hätten sich keine bessere Schwiegertochter wünschen können als Adeline, und so kam es, daß wenige Zeit später der alte Herr die Hände der jungen Leute zum Lebensbund ineinander legte, überzeugt, daß sie einander helfen würden, die herrliche Sache zu fördern, an der ihrer beider Herzen so innigen Anteil nahmen.

Jahre schwanden in Glück und Frieden dahin. Adeline war ihrem Mann in sein Gebirgstal gefolgt und ihm eine treue Gehilfin geworden.

Da geschah es, als Theodor und Adeline, die mit ihren zwei Kinderchen zum Besuch bei den Eltern weilten, mit Juliane eines Tages von einem Gang in die Berge zurückkehrten, daß ein Eilbote in reicher Kleidung an der Tür der Berghütte stand. Er überbrachte einen Brief an die beiden Schwestern, der die Botschaft enthielt, daß ihr Oheim im Sterben liege und schwerlich noch so lang leben werde, um sie noch

sehen zu können. Der Oheim schrieb, er bereue tief, so grausam an seinen Nichten gehandelt zu haben, und ließ sie bitten, in ihr Heim, nach Schloß Arenburg, zurückzukehren. Er gestand ihnen, daß die Worte, die sie ihm noch vor ihrer Abreise gesagt, ihn beständig verfolgt hätten, und daß er es als eine Gewissenserleichterung empfinde, das begangene Unrecht, soweit ihm dies möglich sei, wieder gutzumachen, indem er ihnen ihr Eigentum frei zurückgebe.

In der Berghütte wurden diese Nachrichten, die möglicherweise eine Trennung der so innig miteinander verbundenen Personen zur Folge haben konnten, mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. Die Liebe zur alten Heimat hatten die langen Jahre der Abwesenheit freilich nicht auslöschen können, aber anderseits hatte erst die neue Heimat den Herzen wirkliche Befriedigung gebracht. Was sollte man tun? Nach langem Schweigen sagte Juliane:

„Ich glaube, ihr beiden, Adeline und Theodor, solltet nach unserem lieben Arenburg gehen. Ich habe die Hoffnung, daß der Herr dort eine Aufgabe für euch hat. Es sind Seelen dort, die nach dem lebendigen Wasser dürsten. Da wäre es verkehrt, wo die Gelegenheit sich bietet, ihnen nicht behilflich zu sein. Ich aber bleibe bei unseren lieben Eltern hier, und es wird mir eine ganz besondere Freude sein, ihnen jetzt, wo mein Einkommen ein höheres wird, die Jahre des Alters ein wenig erleichtern zu können.“

Nach langer Beratung wurde Julianens Vorschlag angenommen. An jenem Abend betete Vater Adrien, daß der Herr seine Kinder auf ihr neues Arbeitsfeld geleiten und sie dort zu einem Segen für noch viele setzen wolle.

Es muß hier bemerkt werden, daß sich in Frankreich inzwischen mancherlei ereignet hatte, was den Protestanten günstig war. Der ihnen gewogene Heinrich IV. war auf den Thron gekommen und hatte ihnen durch das Edikt von Nantes volle Glaubensfreiheit gewährt. So war es den Schwestern, obgleich sie noch immer sogenannte Ketzer waren, möglich, in Frieden zu dem Sitz ihrer Vorfahren zurückzukehren.

Sie erreichten Arenburg nach längerer beschwerlicher Reise. Der Oheim war inzwischen gestorben, hatte aber, seinem Versprechen getreu, seine Nichten in aller Form wieder in ihr Erbteil eingesetzt.

Mit ganzer Hingabe nahmen Theodor und Adeline, während Juliane in die Schweiz zurückkehrte, nun ihre Arbeit in dem Lande ihrer Väter auf, um denen, die in Finsternis saßen, die Kunde des Evangeliums zu bringen. Freilich mußten sie mit aller Vorsicht zu Werke gehen, denn die Feindschaft war immer noch groß. Aber es gelang ihnen doch, Junge und Alte zu erreichen und manche auf den Pfad zu führen, der wie das glänzende Morgenlicht ist, „das stets heller leuchtet bis zur Tageshöhe“. In den Mauern der alten Burg wurde jetzt das Lob Gottes gesungen und das reine Evangelium von der Liebe eines Gott-Heilandes verkündigt.

Während vieler Jahre arbeiteten die Schloßbewohner eifrig an der Ausbreitung der guten Botschaft, besuchten Waisen und Witwen in ihrer Drangsal, wozu die damalige Zeit viel Gelegenheit bot, und erhielten sich selbst von der Welt unbefleckt. Ihre Bemühungen blieben nicht ungesegnet. Viele Herzen öffneten sich der Liebe des Herrn, und noch heute leben

solche, in deren Familien mit dankbarer Freude die Geschichte der guten Baronin von Arenburg und ihres edlen Gatten erzählt wird. Auch von Juliane, die sich inzwischen mit einem jungen Prediger verheiratet hatte, der an die Stelle von Vater Adrien getreten war, ging viel Segen aus. Im Verein mit ihrem Gatten blieb sie bis an ihr Lebensende bemüht, in den Fußspuren ihres göttlichen Meisters zu wandeln, „umhergehend und Gutes tuend“.

Wenn auch in späteren Jahren durch Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufgehoben wurde und aufs neue ernste Verfolgungen ausbrachen, blieb doch der „aufs Wasser geworfene“ Same, der die Verheißung hat, daß er „nach vielen Tagen“ aufgehen wird.

Des Großvaters Befehring

Der Großvater, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, war ein großer, starker Mann. Er war in mehr als einer Hinsicht groß und stark, denn er hatte neben seinen starken Armen und Beinen einen starken Geist, auf den er sich, es mochte sich handeln um was es wollte, verlassen zu können glaubte. Er bedurfte keinerlei Stütze. Selbst vor dem heiligen Gott wollte er mit seiner Kraft bestehen. Zeitlebens war er gut und fromm gewesen. Er brachte das sichtbarlich dadurch zum Ausdruck, daß er eine Anzahl schöner Bibelsprüche an die Wände seines Zimmers gehängt hatte, in dem er seinen Besuch zu empfangen pflegte.

Eines Tages schritt der Großvater in diesem Zimmer auf und ab. Er dachte über sein Leben und

so manche wohlgelungene Tat nach und kam dabei, wie so oft schon, zu der Überzeugung, daß er Ursache habe, mit Gott und sich selber zufrieden zu sein. Während er sinnend auf- und abschritt, trat sein kleiner siebenjähriger Enkel ins Zimmer, betrachtete den Großvater eine Zeitlang, trat dann schnell auf ihn zu, umfaßte seine Kniee und fragte:

„Großvater, kennst du auch den Herrn Jesus?“

Dem Großvater ging es wie ein Ruck durch alle Glieder. Einen Augenblick sah er den kleinen Fragesteller erstaunt an, dann schob er ihn etwas unwirsch beiseite und sagte:

„Ei, laß mich doch gehen!“

Wenn der Großvater aber auch den kleinen Frager abschütteln konnte, die Frage selbst wurde er nicht so schnell los. „Kennst du den Herrn Jesus?“ Merkwürdige Frage! Wie mochte der Knirps nur dazu kommen? Er setzte seinen Gang durchs Zimmer fort, aber sonderbar, das Zimmer schien mit einemmal so klein geworden zu sein. Mit ein paar langen Schritten war es durchgemessen. Der kleine Reinhard hatte sich unterdessen an die Wand gedrückt und schaute von dort den Großvater etwas scheu an, als ob er fragen wollte: Ob er mir wohl böse ist? Nein, böse war der Großvater nicht. Und als der Blick des kleinen Mannes so fragend auf ihm ruhte, lächelte er ihn freundlich an. Dieses Lächeln gab dem Jungen seinen Mut zurück. Vergnügt verließ er die Ecke, in die er sich zurückgezogen hatte, sprang wieder auf den Großvater zu, umflammerte aufs neue seine Kniee und fragte:

„Großvater, soll ich Ihn dir mal zeigen?“

„Ja, dann zeig' Ihn mir mal.“

Da rückte Reinhard einen Stuhl an ein Schränkchen, auf dem Bilder und Nippfachen standen, kletterte hinauf und zeigte auf ein Bild, das den Heiland darstellte mit den beiden Emmausjüngern, wie sie zu Ihm sagen: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden“.

„Der da, Großvater, das ist Er“, sagte der Kleine. „Ich kenne Ihn. Wir haben heute in der Sonntagschule die Geschichte gehabt.“

Damit kletterte er wieder von seinem Stuhl herunter, stellte sich wie vorher an die Wand, betrachtete von dort den Großvater und wartete, was er wohl zu dem schönen Bilde sagen würde.

Der Großvater sagte gar nichts, aber von diesem Augenblick an nahmen seine Gedanken eine ganz bestimmte Richtung. Er mußte nochmals vor dem Bild stehen bleiben und es nachdenklich betrachten. Wenigstens dreißig Jahre hatte es da gestanden. Wer weiß wie oft hatte er es gesehen, aber nie hatte er sich etwas dabei gedacht. „Ich kenne Ihn!“ hatte der Kleine gesagt. Er war gefesselt von der einen Person, die der Großvater nicht kannte.

Er nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf. Da kam Reinhard abermals gesprungen.

„Großvater, soll ich dir auch mal was singen?“

„Ja, sing mir mal was!“

Der Kleine umflammerte wieder die Kniee des Großvaters, schaute ihn unverwandt an und sang:

Gott ist die Liebe, will mich erlösen,
Gott ist die Liebe, Er liebt auch mich.
Drum sag' ich noch einmal: Gott ist die Liebe,
Gott ist die Liebe! Er liebt auch mich.

Er sandte Jesum, weil ich verloren . . .

Länger hielt der Großvater es nicht aus. Ziemlich unsanft schob er den kleinen Sänger beiseite.

„Nun ist's genug!“

Traurig stand Reinhard in seiner Ecke. Warum wollte denn Großvater das schöne Lied nicht weiter hören? Der starke Großvater wäre am liebsten aus dem Hause gelaufen, fort, nur fort! Aber er durfte doch dem Kleinen nicht entlaufen. War er denn nicht ein Mann, ein starker, großer Mann, dazu auch ein frommer Mann? Er dachte an alle seine kirchlichen Ehrenämter, die er seit Jahr und Tag bekleidete, dachte an sein vergangenes Leben, an seine vielen guten Werke, und ruhelos schritt er wieder im Zimmer auf und ab, auf und ab.

Der kleine Reinhard schaut sich den Großvater noch eine Zeitlang an. Er weiß nicht recht, was er heute von ihm denken soll. Da plötzlich schießt er wieder auf ihn zu, umflammert seine Beine, schaut zu ihm auf und ruft:

„Großvater, soll ich's dir noch einmal singen?“

„Nein, mein Junge, nun ist's aber genug!“ erwidert der Großvater und — läuft hinaus.

Der kleine Reinhard kehrte bald darauf zu seinen Eltern nach Hause zurück. Sein Werk war getan, und er dachte sich nichts weiter dabei. Der Großvater aber kam an diesem Abend aus dem Denken nicht mehr heraus. Als seine Frau um elf Uhr zu ihm sagte: „Vater, nun geh zu Bett und höre endlich das Marschieren auf!“ folgte er dem gutgemeinten Rat nicht, sondern setzte seinen Hut auf und ging, anstatt zu Bett, zu einem eine halbe Stunde entfernt wohnenden Bekannten, der ihm vor Jahren erzählt hatte, was sein Enkel ihm heute vorgesungen.



„Der da, Großvater, das ist Er“, sagte der Kleine.
„Ich kenne Ihn. Wir haben heute in der Sonntagschule die
Geschichte gehabt.“

Der Bekannte war ein Landwirt und lag natürlich um diese späte Abendstunde mit den Seinigen längst in tiefem Schlaf. Aber den Großvater hatte alle innere Kraft und Gelassenheit verlassen, und eine verzehrende Unruhe hatte ihn gefaßt. Er klopfte so lang an die Haustür, bis sich ein Fenster oben öffnete und eine Stimme fragte, wer denn da sei.

„Ich“, lautete die klägliche Antwort. „Bitte, machen Sie mal auf!“

Der Bauer schien den nächtlichen Störenfried an der Stimme zu erkennen. Mit Hemd und Hose bekleidet, öffnete er die Tür, und seine erste Frage war:

„Herr L., stimmt Ihre Kasse nicht?“

„Doch, meine Kasse stimmt schon. Aber hier“ — damit wies der Besucher auf seine Brust — „hier stimmt's nicht. Mein kleiner Enkel hat mir heute nachmittag ins Herz gesungen, was Sie mir schon vor fünfzehn Jahren gesagt haben.“

Der Bauer schlug vor Freude und Überraschung die Hände zusammen.

„O Herr L.“, rief er, „wie groß ist Gottes Liebe! Jetzt wollen wir Ihm zusammen danken.“

Damit faßte er seinen Besucher an der Hand und suchte ihn, während er selbst zum Gebet niederkniete, auch auf die Kniee zu ziehen. Aber das Knieen war dem Großvater ein ungewohntes und saures Geschäft.

„Geht das denn nicht auch so?“ fragte er.

„Nein, so geht es nicht“, lautete die Antwort. Damit zog der Bauer den Großvater auf die Kniee herab in den Staub. Es machte ihm nicht wenig Mühe, denn der Großvater war wirklich groß und

stark. Als er ihn endlich auf den Knien hatte, rief er seinetwegen von Herzensgrund zu Gott um Erbarmen. Der Großvater betete mit, aber es war noch nicht das Richtige. Er war noch zu groß und zu stark. Eine halbe Stunde später wanderte er wieder nach Hause, aber ohne Frieden. Die Unruhe war noch nicht gewichen.

Da wurde es ihm unterwegs mit einemmal klar: „Was bist du doch ein stolzer, ungebrochener Mann! In den Himmel willst du, und Frieden mit Gott und Ruhe für dein Herz willst du auch! Aber dich vor Gott beugen willst du nicht! Welche Mühe hatte der Bauer mit dir, dich nur auf die Kniee zu bringen!“

Mit diesen Gedanken im Herzen blieb der Großvater plötzlich stehen, warf sich dann mitten auf der Landstraße auf die Kniee, hob die Arme gen Himmel und schrie:

„O Gott, erbarme Dich über mich stolzen Mann!“

Was der Großvater in dieser Stunde sonst noch gebetet hat, weiß ich nicht. Wir brauchen es auch nicht zu wissen, denn das war eine Sache zwischen ihm und Gott allein. Aber das weiß ich, als er sich jetzt wieder von seinen Knien erhob, da wußte er, daß seine Sünden vergeben waren in Christi Blut, und mit Friede und Freude im Herzen kam er nach Hause.

Es hat nicht allzu lang gedauert, da erkannte auch die Großmutter, daß sie verloren war, und auch sie wandte sich im Glauben zu Jesu und fand in Ihm ihr ewiges Heil. Und mit der Zeit ist die ganze Familie den beiden Alten auf diesem Wege nachgefolgt.

Ja, es ist wahr, „Gott ist die Liebe, will

mich erlösen“, aber nur an einem gebrochenen, zerschlagenen Herzen kann Er Seine Liebe großmachen.

Ein gläubiger Freund hat mir die vorstehende Geschichte erzählt. Er hat sie bei einem Besuch von dem Großvater selbst gehört, als er ihn fragte, wie er und seine betagte Gattin so glücklich geworden seien.

Lebensfahrt,

Als der berühmte Weltumsegler und Entdecker James Cook nach jahrelanger, unsagbar entbehrungsreicher Seefahrt mit seinem Schiff auf der Meede von Batavia, der Hauptstadt der niederländischen Insel Java, lag, war es das erste, daß er sein von der Reise sehr mitgenommenes Schiff ausbessern ließ. Wie erstaunten aber, ja, wie erschraßen die Schiffszimmerleute, als sie, nachdem der Segler auf die Seite gelegt war, sahen, wie das Schiff, auf dem eine große Anzahl Menschen die so gefährliche Reise von der Ostküste Australiens nach Batavia gemacht hatten, in Wahrheit aussah! Man höre! Ein großer Teil des sogenannten falschen Kiels war zertrümmert, der eigentliche Kiel gleichfalls an mehreren Stellen stark beschädigt, der Schiffsrumpf selbst aber, das heißt dessen Planken, war bis auf eine Stärke von — sage und schreibe — zwei Millimeter abgescheuert und abgerieben. Und selbst diese dünne Schale erwies sich bereits von Würmern angefressen. Also einer Schiffswand von noch nicht der Dicke einer Schuhsohle war das Leben von mehr als hundert braven

Männern anvertraut gewesen! War es nicht ein Wunder Gottes, daß die Seefahrer auf solch gebrechlichem Fahrzeug den bergenden und rettenden Hafen erreicht hatten? Welche Angst und Sorgen hätten Leiter und Mannschaft durchlebt, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätten, wie riesengroß die Gefahr war, in der sie alle schwebten!

Bald flog die wie ein Märchen klingende Nachricht im Hafen von Batavia von Mund zu Mund und weckte selbst in den wetterfesten, kältesten Seemannsnaturen Erstaunen und Grauen.

Kapitän Cook aber und auch einige seiner Seeleute erkannten, daß allein Gottes treue, allmächtige Hand es gewesen war, die das Schiff wie auf Adlers Flügeln über die Wogen der stürmischen Meere getragen und es dem sicheren Hafen zugeführt hatte. Gern gaben sie dem göttlichen Retter die ganze Ehre, und niemand wagte es, angesichts der sichtbaren Bewahrung darüber zu spotten.

Die Begebenheit aus dem Leben des berühmten Seefahrers ist ein ernstes Sinnbild von unser aller Leben. Jeder Mensch befindet sich auf der Lebensfahrt durch ein Meer, dessen Wogen das Schifflein gar schnell verschlingen können. Die Beschaffenheit der einzelnen Schiffe ist dabei sehr verschieden. Es gibt starke und gebrechliche, gut und falsch geleitete, sicher und unsicher fahrende Schiffe, jenachdem. So verschieden aber die einzelnen Schiffe auch sein mögen, alle haben doch nur ein Ziel! Die Küste, welcher jedes Menschen Lebensschiff zusegelt, heißt — d e r T o d. Die Ziele, die der Mensch erreichen möchte, sind freilich andere, ganz andere, aber das Ende ist in jedem Falle der Tod.

Ein ernster Gedanke! Der Tod das Ende alles Strebens und Arbeitens, alles Kennens und Sagens? Ja, so ist es. An dieser Tatsache kommt niemand vorbei. „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben“, so sagt Gottes Wort — „danach aber das Gericht“. Wie? Ist denn das Ende eines jeden Menschen außer dem Tode noch Gericht? Ja und nein. Gott sei gepriesen! wenn auch die Tatsache des Todes für alle Menschen besteht, können doch viele ihre Lebensfahrt ruhig und getrost vollenden. Für sie ist der Tod nicht der König der Schrecken, sondern die Pforte zur ewigen Herrlichkeit. Am Gericht kommt freilich keiner vorbei, denn alle Menschen sind Sünder, und Gott muß in Seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit die Sünde richten. Weil Er aber den Tod und das ewige Verderben des Sünders nicht will, hat Er den eigenen Sohn, den Menschen Jesus Christus, an des Sünders Statt gerichtet; und wer nun „an Ihn glaubt, geht nicht verloren, sondern hat ewiges Leben“. Mit anderen Worten: Wer auf der Fahrt durch dieses Leben sich selbst richtet, d. h. rückhaltlos den Stab über sich bricht, wer erkennt und anerkennt, daß er ein verlorener, verdammungswerter Sünder ist, und alsdann im Glauben seine Zuflucht nimmt zu dem am Kreuz von Gott gerichteten Menschen- und Gottessohne, der kommt nicht mehr in das Gericht nach dem Tode. Für einen solchen hat das ernste „danach aber das Gericht“ seine furchtbare Bedeutung verloren. Sein Gericht hat der Eine bereits getragen, der für ihn in den Tod ging, und er selbst ist durch den Glauben an Ihn „aus dem Tode in das Leben übergegangen“. Ein solcher darf den alten Spruch auf sich anwenden:

Wer da stirbt, e h' er stirbt,
Der stirbt nit, w a n n er stirbt.

Für ihn hat der Tod seine eigentliche Kraft verloren, und wenn seine Lebensfahrt einmal endet, so strandet sein Schifflein nicht an der grausigen Felsenküste ewigen Verlorenseins, sondern läuft in den Hafen der ewigen Seligkeit ein.

Und nun, mein Leser, erlaube mir die Frage: Wie ist's um deine Lebensfahrt bestellt?

„D mein Schiff ist noch stark, die Planken sind fest, und bisher ist die Fahrt gut und sicher vonstatten gegangen. Ich habe die besten Aussichten.“

Mein Lieber, denke an Cook's Schiff! Da schienen die Planken auch noch fest, und doch, wie war's in Wirklichkeit um sie bestellt? Was wäre aus dem Schiff geworden, wenn Gott nicht ein Wunder getan hätte?

So scheint auch manches Menschen Lebensschiff sicher und fest. Man ist gesund und rüstig, das Geschäft ruht auf guter Grundlage, die Aussichten sind günstig. Da plötzlich naht ein Sturm. Krankheit kommt — o wie schnell und todbringend kann sie kommen! Das Geschäft wankt und bricht zusammen — erlebt man es nicht hundert- und tausendfach in unseren Tagen? Und was die günstigen Aussichten betrifft — plötzlich muß man mit Schrecken erkennen, daß man sich gründlich getäuscht hat. „Plötzlich kommt sein Verderben; im Augenblick wird er zerschmettert ohne Heilung.“ (Bergl. Spr. 6, 15.)

Nichts im Leben hat Bestand. Alles ist dem Wechsel unterworfen, und wie furchtbar und jäh kommt er oft!

Wie kann man sich da schützen?

Nun, mit den Wechselfällen des Lebens müssen wir alle rechnen. Wer aber Jesum als Führer und Berater hat, der steht nicht fassungslos und verzweifelt da, wenn Leid und Schwierigkeiten kommen. Er ist auf alles gefaßt, und in allen Wechselfällen des Lebens darf er erfahren, daß „bei Ihm keine Veränderung ist, noch eines Wechsels Schatten“. (Jak. 1, 17.) Und was das Reiseziel angeht, so weiß er, daß Der, dem er das Steuer seines Schiffleins anvertraut hat, es mit Seiner starken Hand so lenken wird, daß das glückliche Land, das Land des ewigen Friedens und der „Fülle von Freuden“, sicher erreicht wird.

Die verlorene Bibel

Am 30. Juli 1905 hatte die frohe Botschaft von dem Heil in Christo Jesu mein Herz erreicht. Ich hatte sie im Glauben angenommen und war sehr glücklich geworden. Mit Freuden las ich Gottes Wort. Manchmal forschten wir, ein Freund und ich, gemeinschaftlich darin, und ich darf wohl sagen, daß wir in dieser Zeit genußreiche Stunden verlebten.

In den Weihnachtstagen des gleichen Jahres machte ich eine kleine Reise. Ich benutzte zunächst den Frühzug, traf unterwegs mit meinem Freund zusammen, und dann fuhren wir miteinander weiter. In einem Städtchen stiegen wir aus und setzten unsere Reise auf Schusters Kappen fort. Es war ein prächtiger Marsch auf Fußwegen durch den herrlich verschneiten Winterwald.

Beinahe am Ziel angelangt, griff ich nach un-

ferem gemeinsamen, guten Freunde, meiner Taschenbibel, die ich immer bei mir trug. Die Tasche war leer. Ich mußte die Bibel mit ihren mancherlei Bemerkungen verloren haben. Meine Überraschung und meine Trauer waren nicht gering. Ich hatte viel verloren.

Was tun?

Wir standen gerade an einem Bretterzaun. Hinter ihm knieten wir nieder, um zu beten. Trotz meines Verlustes mußte ich Gott zunächst für Seine viele Liebe danken, die Er mir erwiesen hatte. Mochte auch meine Bibel verloren sein, alles das, was Er in mein Herz gesenkt hatte, blieb doch mein sicheres Teil, und gewiß, Er würde auch diese Sache zum Besten lenken. Ich schloß mit der Bitte: „Laß den, der die Bibel findet, mit dem Buche so glücklich werden, wie ich es geworden bin!“

Als wir uns von unseren Knien erhoben und mein Freund mich nochmals fragte, was ich tun wolle, um wieder in den Besitz meiner Bibel zu gelangen, konnte ich ruhig erwidern:

„Ich habe es dem Herrn gesagt. Ich kaufe mir eine neue Bibel, und die verlorene möge der Herr segnen!“

Ich habe nicht lang auf eine neue Bibel zu warten brauchen. Der Bruder meines Freundes, der auch den Herrn kannte, gab mir einige Tage später ganz die gleiche Bibel als Geschenk.

Das Leben nahm seinen Gang. Ich hatte meine verlorene Bibel fast vergessen, da brachte mir die Post eines Morgens ein Päckchen. Ich öffnete es und stieß einen Überraschungsruf aus. Meine alte Bibel!

Beim Durchblättern fand ich zu meiner Freude, daß die Bibel von anderer Seite benutzt worden war, aber wie floß erst mein Herz über von Dankbarkeit, als ich hinten in der Bibel ein Briefchen fand, das mir Aufschluß darüber gab, in welcher wunderbarer Weise Gott mein Gebet beantwortet hatte.

Der Schreiber, der die Geschichte meiner verlorenen Bibel kannte, und durch dessen Bemühung ich wieder in ihren Besitz gelangt war, schrieb mir:

In einer christlichen Zeitschrift las ich folgendes:

Wir erhielten in den letzten Tagen einen Brief von einem Eisenbahnsekretär nachstehenden Inhalts:

„Bei einem Dienstgang durch den Wartesaal fand ich auf einem Tisch eine Bibel, jedoch ohne Namen. Durch einen Bibellesezettel, der sich darin fand, bin ich auf Ihre werthe Adresse (Verlag . . .) hingewiesen worden und bitte Sie nun, mir dieses Buch in hebräischer Übersetzung und außerdem die gleiche Bibel mit Goldschnitt zu senden.

„Ich bin von Geburt ein Jude und habe in diesem Buche gelesen und darin gefunden, was mein Herz begehrte. Nun möchte ich es zu eigen besitzen, um darin lesen zu können.“

Es ist mir schwer zu beschreiben, welche Freude diese Mitteilung in unserem kleinen Kreise hervorrief. Wir kamen zusammen, um überglücklichen Herzens Gott miteinander auf den Knien zu danken. Nun hatte ich zwei Bibeln, und dazu die köstliche Erfahrung, wie der Herr die Gebete der Seinen zu beantworten weiß.

„Er tut Großes und Unerforschliches, Wunder bis zur Unzahl“

[Hiob 5, 9]

Der Geschichtschreiber Sattler erzählt in seiner historischen Beschreibung Württembergs eine Begebenheit, die zwar unglaublich klingt, aber trotzdem den Anspruch erheben darf, durchaus wahr zu sein, da Sattler nicht nur ein rechtschaffener, sondern auch ein höchst nüchterner Berichterstatter ist.

Erstaunlich ist, so schreibt er, was Gott zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Stadt Heidenheim an einer armen Witwe getan hat. Der Mann dieser Frau hinterließ bei seinem Tode seiner Gattin neun unerzogene Kinder, aber kein Vermögen dazu. Wie sollte sie die Kinder durchbringen? Woher Nahrung und Kleidung für sie nehmen? Das waren Fragen, auf die sie keine Antwort wußte. Sie rechnete und überlegte — Unmögliches stand vor ihr. Nur Einer konnte in solcher Lage helfen, und an Ihn wandte sich die arme, alleinstehende Frau in ihrer großen Not.

„Sieh hier, o Gott, meine Kinder, die ich nicht durchzubringen weiß“, so betete sie. „Ich muß sie Dir übergeben, denn ich kann sie nicht erhalten. Hier hast Du sie. Sie sind Dein. Du vermagst sie zu kleiden und zu ernähren, denn Du bist ja der Vater der Waisen.“

In der nächsten Nacht träumte sie, daß jemand sie auffordere, Wasser aus dem nächsten Brunnen zu

schöpfen, dieses in Gläschen zu füllen und als Arznei für kranke Augen zu verkaufen, jedes Gläschen aber nur für einen Kreuzer (etwa 4 Pfennig). Eine arme Botenfrau werde kommen, an der sie die Zuverlässigkeit der Arznei prüfen könne.

Unsere Freundin schenkte dem Traum zunächst keine besondere Beachtung. Als sich aber am nächsten Tage wirklich eine Frau bei ihr einstellte, die ein schmerzliches Augenleiden hatte, und bei der die verschiedensten Arzneien ohne jeden Erfolg angewandt worden waren, und als die Frau über ihren hoffnungslosen Zustand gar beweglich klagte, dachte sie an ihren Traum. Sie ging, holte aus dem bezeichneten Brunnen klares Wasser und nötigte der Frau, die von der einfachen Arznei zuerst nichts wissen wollte, ein Gläschen davon auf. Und siehe da, nach dem Gebrauch des ersten Gläschens waren ihre Augen gesund.

Da nun die Botenfrau vielen bekannt war, die sie oft wegen ihrer kranken Augen bedauert hatten und sich jetzt über die schnelle Hilfe wunderten, und sie überall erzählte, daß ihr die Witwe geholfen habe, so war es kein Wunder, daß die Kur bald ruckbar und die Ärztin berühmt wurde. Viele suchten bei der Witwe Heilung, und der Verkauf des Wassers setzte sie in den Stand, sich und ihre vielen Kinder ehrlich durchzubringen.

Wie sichtbarlich Gott durch dieses Wunder auf das Gebet der Witwe antwortete, bestätigt noch der Umstand, daß, als die Kinder erwachsen und fähig waren, selbst für sich und die Mutter zu sorgen, sich die Kraft des Wassers wieder verlor.

„Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“

Es war im Herbst 1902. Die langen Militär-Dienstjahre lagen hinter mir, und ich freute mich, den bunten Rock, der damals wirklich noch bunt war, ausziehen und ihn wieder mit dem einfachen Gärtnerkittel vertauschen zu können. In einer Stadt am Niederrhein fand ich eine gute Stelle.

Es war ein ziemlich großer Betrieb. Ich freundete mich mit dem Obergärtner an, einem ehrlichen und tüchtigen Menschen. Wir wurden bald so vertraut miteinander, daß er mir vorschlug, ein Geschäft mit ihm anzufangen. Der Vorschlag hatte manches Verlockende, und da im nahen Westfälischen zur Zeit eine brachliegende Gärtnerei zu pachten war, bestand Aussicht auf baldige Verwirklichung des Planes. Wir fuhren zusammen nach der betreffenden Stadt und sahen uns die Gärtnerei an, die uns gut gefiel.

Nun aber trat ein für mich sehr wichtiges Ereignis ein, das ein Hindernis für die beabsichtigte Verbindung mit dem Obergärtner zu werden drohte. In unserem Geschäft war ein junger Mann tätig, der sich in einem Stück sehr von den übrigen Angestellten unterschied. Ich darf wohl sagen, daß wir alle uns Mühe gaben, unsere Pflicht zu tun, und daß der Besitzer des Geschäfts mit uns allen zufrieden war. In dieser Hinsicht mochte also kein großer Unterschied

zwischen den einzelnen bestehen. Aber in einem Punkte unterschied Max sich sehr von uns anderen. Während wir übrigen damit zufrieden waren, vor Menschen so dazustehen, daß niemand uns etwas nachsagen konnte, und während wir weiter alle Mühe darauf verwandten, in diesem Leben vorwärts zu kommen, hatte Max ein höheres Ziel. Er diente vor allem dem „Herrn Christus“, und es war sein ernstes Bestreben, auch andere mit diesem Herrn in Verbindung zu bringen. Mit einem Wort: er war ein treuer, aufrichtiger Christ, nicht nur dem Namen und Bekenntnis, sondern auch dem Herzen nach. Nachdem er selbst Vergebung seiner Sünden und Frieden mit Gott gefunden hatte, wünschte er auch seine Umgebung zu Jesu, der einzigen Quelle wahren Glücks, zu führen.

Es versteht sich von selbst, daß Max auch mich von meinem verlorenen Zustand zu überzeugen suchte, und durch Gottes Gnade kam ich bald dahin, das als richtig zu erkennen. Gott selbst brachte mich in Sein Licht. Ich erkannte, daß vor Ihm nur das von Bestand ist, was Er selbst gewirkt hat, und so widerstrebe ich nicht lang der an mich ergehenden Aufforderung, sondern nahm die Gnade an, die Gott in Seinem geliebten Sohne jedem Sünder bietet.

Aber nachdem ich nun in dem heiligen Gott meinen Vater gefunden hatte, wurde ich vor eine Frage gestellt, die mich, im Gegensatz zu der für Herz und Gewissen gefundenen Ruhe, stark beunruhigte. Es war diese: Kannst du jetzt noch, da dir die Welt gekreuzigt ist und du der Welt, mit einem weltlichen Menschen — er mag im übrigen so gerecht und ehrbar sein, wie er will — ein Geschäft anfangen? Wer-

den da nicht sehr bald Meinungsverschiedenheiten entstehen, und kann Gott zu einer solchen Verbindung zwischen einem Gläubigen und einem Ungläubigen Seinen Segen geben?

Die Frage machte mir umsomehr zu schaffen, als schon am nächsten Tage eine Besprechung mit dem Obergärtner über die beabsichtigte Geschäftsgründung stattfinden sollte. Im Gedanken daran bat ich meinen neuen Herrn inständig um Kraft, mit meinem zukünftigen Geschäftsteilhaber ein offenes Wort über meine veränderte Stellung reden zu können. In dem Zimmer, in welchem ich mich gerade aufhielt, stand ein Gestell mit Büchern. Da ich unter ihnen etwas zu finden hoffte, was mir zur Lösung der Frage behilflich sein möchte, ließ ich meinen Blick über die Bücher gleiten und fand da wirklich eine kleine Schrift, betitelt: „Seid nicht in einem ungleichen Joch mit Ungläubigen!“ Wie ich später erfuhr, hatte Max dieses Heft in das Büchergestell gelegt. Davon wußte ich aber nichts, und von Herzen dankte ich Gott für die Klarheit, die ich durch das Lesen des Heftes empfing.

Als am nächsten Tage der Obergärtner kam, um mit mir zu reden, konnte ich ihm freimütig sagen, was ich mittlerweile in Christo gefunden hatte, und daß ich auf Grund des Wortes Gottes von der Einrichtung eines Geschäftes mit ihm, dem unbekehrten Manne, absehen müsse.

„Es besteht eine große Kluft zwischen uns beiden“, sagte ich unter anderem, „die nur dadurch überbrückt werden kann, daß du zu mir herüberkommst, das will sagen, daß du auch wie ich aus Überzeugung Christ wirst. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.“

„So, so“, meinte der Obergärtner, „Christ aus Überzeugung! Ich kenne mehrere sogenannte „überzeugte Christen“, aber ich muß gestehen, daß ihr Christentum für mich bisher wenig Überzeugendes hatte. Sie lebten und handelten nicht anders als ich auch. Es wäre darüber noch manches zu sagen.“

„Meinst du denn“, versetzte ich, „daß Gott dich deswegen dereinst vom Gericht freisprechen wird, weil manche Christen sich durch ihr Leben nicht von den Ungläubigen unterscheiden?“

Auf diese Frage blieb er mir die Antwort schuldig, aber es war kein ärgerliches Schweigen. Er empfand wohl selbst, daß Gott den Hinweis auf die Fehler und Unvollkommenheiten anderer nicht als Entschuldigungsgrund für ihn selbst gelten lassen werde. Eine Zeitlang stand er sinnend da.

„Und ich kann es nicht...!“ stieß er plötzlich unvermittelt hervor.

„Manu“, fragte ich erstaunt, „was soll das denn bedeuten?“

Als Antwort nahm er ein Goldstück aus der Tasche und warf es mit den Worten: „Ich kann es jetzt niemand anders mehr geben!“ auf den Tisch.

Mit diesem Goldstück hatte es eine besondere Bewandnis. Max hatte es von einer Reise mitgebracht, die er für das Geschäft gemacht hatte. Im Beisein des Chefs und auch von mir selbst hatte er es am Morgen des Tages auf den Tisch gezählt, wobei das Goldstück so sonderbar geklungen hatte, daß wir es für falsch hielten. Der Obergärtner aber hatte es an sich genommen und lachend erklärt, er werde es schon wieder an den Mann bringen.

Er war also jetzt anderen Sinnes geworden. Ich

muß gestehen, daß ich mich über seine Worte freute, zeigten sie mir doch, daß sein Gewissen wach geworden war. Leider aber benutzte er die Gelegenheit aufs neue, um an dem Verhalten des Chefs Kritik zu üben, der doch auch ein „Christ“ sein wolle, aber kein Wort dagegen geäußert habe, als es sich darum handelte, das verdächtige Goldstück einem anderen Menschen anzuhängen. Wir unterhielten uns noch eine Zeitlang über die Sache und kamen dann überein, falls das Goldstück wirklich falsch sei, uns mit Max, der es mitgebracht hatte, in den Schaden zu teilen, damit er ihn nicht allein zu tragen brauche. Vorher aber sollte bei einer Bank das Stück auf seine Echtheit geprüft werden.

So geschah es. Der Chef erbot sich, selbst zur Bank zu gehen und die Prüfung vornehmen zu lassen. Dabei stellte es sich heraus, daß das Goldstück echt war. Es hatte nur einen Sprung und deshalb keinen Klang. Über diesen Ausgang, der die Kritik des Obergärtners an seinem Chef gegenstandslos machte, war ich nicht wenig erfreut.

Noch mehr aber erfreute es mich, in den nächsten Tagen zu entdecken, daß unsere Unterredung nicht ohne tieferen Eindruck auf meinen Freund geblieben war. Die Erinnerung an das kommende Gericht hatte ihn stark beunruhigt. Er bat selbst um eine Unterredung mit einem erfahrenen älteren Christen, der imstande sei, ihm zu sagen, wie er seine Unruhe loswerden könne.

Ich tat sofort die nötigen Schritte, und durch einen besonderen Umstand fügte es sich, daß noch an dem gleichen Tage, statt eines, sich zwei ältere Gläubige auf den Weg machten, um den Obergärt-

ner zu besuchen. Doch das war nun meinem Freunde wiederum nicht recht. Zwei ältere Herren, vor denen er seinen Herzenszustand offenbaren sollte! Das war zu viel. So hatte er es nicht gemeint. Ganz verlegen schlug er den beiden vor, zunächst einen Besuch bei einem im Hause wohnenden Schwerkranken zu machen; er selbst wolle mit ihnen gehen. Der Vorschlag wurde angenommen, und so begaben sich alle miteinander — auch die Frau des Obergärtners ging mit — in das Zimmer des Kranken, der im letzten Stadium der Schwindsucht lag und jeden Augenblick abgerufen werden konnte. Sie fanden den Sterbenden, ach! in keiner Weise darauf vorbereitet, einem heiligen Gott zu begegnen. So zögerten die beiden gläubigen Freunde nicht, ihm ernstlich zuzureden, Buße zu tun und das Erbarmen Gottes anzurufen.

Der Obergärtner sollte in dieser Nacht noch eine erschütternde Mahnung an den Ernst der Ewigkeit erhalten. Es war nach Mitternacht, da erschien er ganz verstört in meiner Wohnung.

„Kannst du einen Toten anfassen?“ fragte er mich schauernd. Ich antwortete, wenn es nötig sei, würde ich es wohl können, aber es wurde mir doch eigentümlich bei dem Gedanken zumute, als ich sah, wie erschüttert mein Freund war.

Er bat mich dann, mit ihm zu gehen. Unterwegs berichtete er mir von der Unterredung der beiden Herren mit dem Sterbenden, die leider nicht den beabsichtigten Erfolg gehabt hatte.

„Es war furchtbar, den Kranken zu sehen, nachdem die beiden Besucher gegangen waren“, erzählte er. „„Gebt mir Bier — es gibt Leben! Gebt mir Milch — es gibt Blut!“ rief er ein über das andere Mal.

Man reichte ihm das Gewünschte. „O großer Gott, laß mich nicht in die ewige Verdammnis kommen!“ schrie er dann, und man merkte, wie Verzweiflung den armen Menschen ergriff. Den gleichen Ausruf tat er mehrere Male. Es war schrecklich! Und so ist er dahingegangen.“

Wir traten in das Zimmer, in dem eben eine unsterbliche Seele den letzten Kampf gekämpft hatte und dann an ihren Ort gegangen war, und ich wünschte, daß alle Leichtfertigen und Spötter den Toten hätten sehen können, wie er dalag, die rechte Hand vor dem Munde geballt, und die Linke weit von sich gespreizt, während die Bettdecke weggetreten war. Ein solches Bild von dem Ernst des Todes ohne Christum vergißt sich so leicht nicht.

Auch ich war ganz erschüttert.

„Glaubst du, daß mit dem Tode alles aus ist?“ fragte ich meinen Freund.

„Nein“, erwiderte er, am ganzen Leibe bebend, „wer solches gesehen hat, kann nicht leugnen, daß es ein Weiterleben nach dem Tode gibt.“

Wir legten den Toten in seinem Bett wieder zurecht, und dann ging ein jeder von uns in tiefem Ernst seinen Weg.

War der Obergärtner schon durch unsere Unterredung zum Nachdenken über seinen Zustand gekommen, so versetzte ihn das Erlebnis mit dem Toten in eine solche Seelenangst, daß es sogar einem anderen Hausbewohner, einem im ersten Stock wohnenden Gerichtsvollzieher, auffiel, obwohl dieser von der eigentlichen Ursache keine Ahnung hatte.

Nicht lang nach dem Tode des Schwindstüchtigen trat starker Frost ein, und zwar so, daß die Was-

serleitungen abgesperrt werden mußten. Für das Haus, in dem er wohnte, hatte unser Obergärtner das Absperren übernommen. Am ersten Abend, als die Leitung entleert werden mußte, ging er, nachdem er zuvor die anderen Hausbewohner, darunter den Gerichtsvollzieher, von seinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt hatte, in den Keller, um den Hauptkahn abzusperrern und das Rohr zu entleeren. Gerade wollte er wieder nach oben gehen, da tönte ihm plötzlich, wie es schien, aus dem im Keller liegenden Kofshaufen heraus, eine schaurig klingende Stimme ans Ohr:

„B. B., mach dein Testament! In drei Tagen mußt du sterben...“

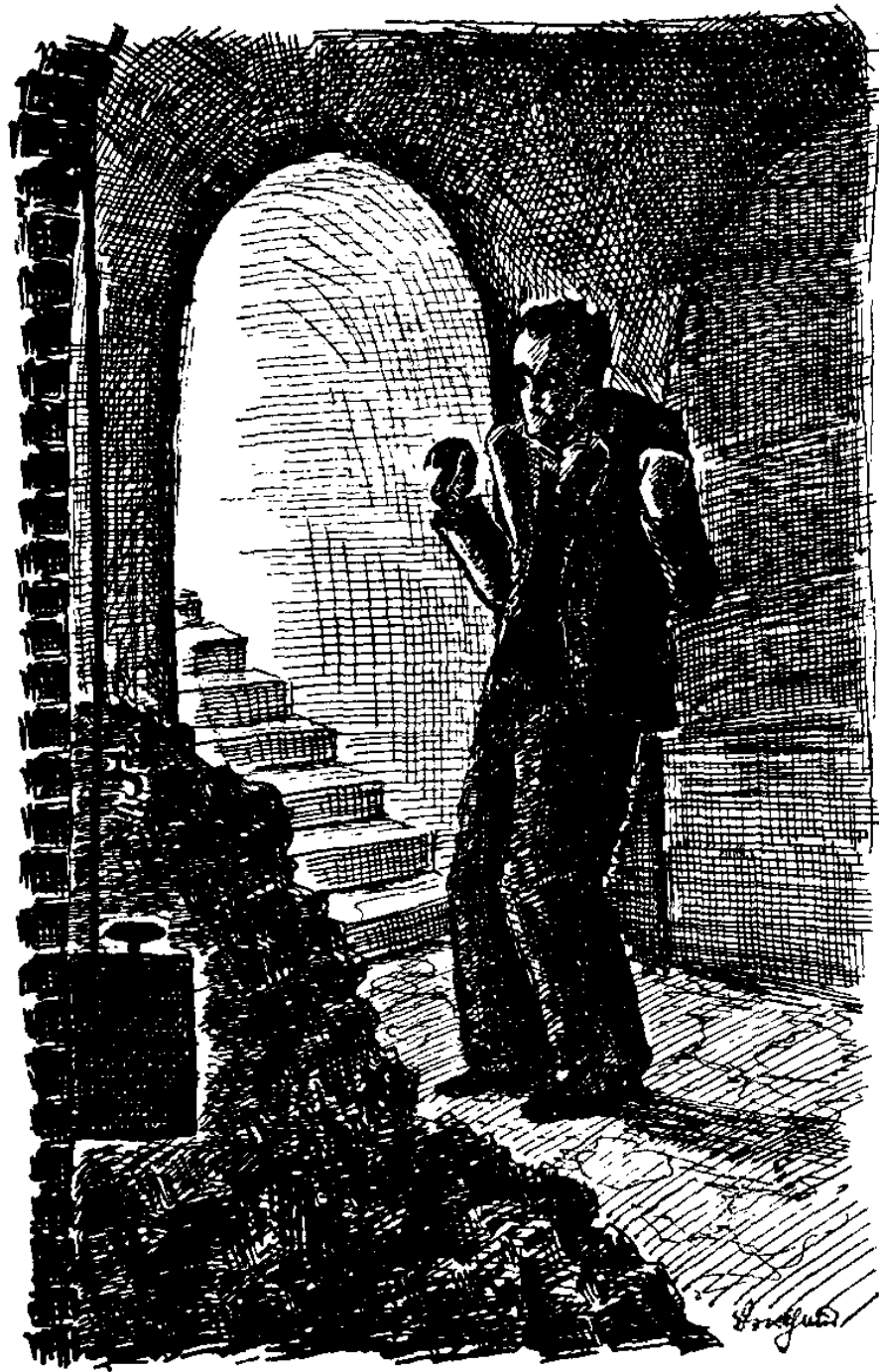
Wie an den Boden gewurzelt, blieb er stehen. Er fühlte deutlich, wie sich ihm vor Schrecken die Haare auf dem Kopf sträubten.

Da — noch einmal:

„B. B., mach dein Testament! In drei Tagen mußt du sterben!“

Es klang wie eine Warnung aus dem Abgrund. Kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren. Dann wurde es wieder still, ganz still. Der Obergärtner war kein ängstlicher Mensch, aber dieses Wort, von dem er nicht wußte, woher es kam, bewirkte doch, daß er mehr tot als lebendig in seine Wohnung hinaufwankte.

Als er mir am nächsten Tage dieses Erlebnis erzählte, noch ganz unter dem Eindruck der ausgestandenen Angst stehend, glaubte ich zunächst, meines Freundes Nerven müßten von den Aufregungen der letzten Zeit derart angegriffen sein, daß er sich die ganze, unfaßbare Geschichte eingebildet habe. Ich re-



. . . . Wie an den Boden gewurzelt, blieb er stehen. Er fühlte deutlich, wie sich ihm vor Schrecken die Haare auf dem Kopf sträubten.

Da – noch einmal:

„B., B., mach dein Testament! In drei Tagen mußt du sterben!“

Es klang wie eine Warnung aus dem Abgrund

dete ihm deshalb zu, sich zu schonen, benutzte aber doch die Gelegenheit, um ihn nochmals dringend zu bitten, jetzt nicht länger zu zögern, sondern umgehend seine Sache mit Gott zu ordnen und sich zu Jesu zu wenden. Mochte die Stimme gekommen sein, woher sie wollte, mochte er sie sich eingebildet haben oder nicht, der Tod konnte in der Tat jeden Augenblick kommen, und wehe, wenn er ihn nicht bereit fand, wehe, wenn sein Ende dem des unglücklichen Schwindsüchtigen gleichen würde!

Am Abend des zweiten auf diese Unterhaltung folgenden Tages fand der Obergärtner mit seiner Frau Frieden durch den Glauben an Den, „der Jesum, unseren Herrn, aus den Toten auferweckt hat, welcher unserer Übertretungen wegen dahingegeben und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist“. (Röm. 4, 24. 25.)

Das unheimliche Erlebnis im Keller fand bald seine natürliche Aufklärung. Der im ersten Stock wohnende Gerichtsvollzieher, der die Seelenangst des Obergärtners gesehen, hatte sich einen Scherz mit dem verängstigten Manne erlaubt und die Worte durch das vom Wasser entleerte Rohr gerufen, nicht ahnend, welch eine furchtbare Wirkung sie auf seinen Bekannten ausüben würden.

Immerhin hat der Mann mit seinen Worten recht behalten. B. ist in der Tat nach drei Tagen gestorben, allerdings nicht dem Leibe nach. Aber an diesem Tage starb er, was seinen alten Menschen anging, und wurde nun in Christo eine ganz neue Schöpfung.

Der schwarze Doktor

Dor einigen Jahren weilte Dr. E. J. Davis, ein West-Indier von Geburt, der in seinem Vaterland als der „gute schwarze Doktor“ bekannt war, in England. Als er eines Tages eine Fahrt mit der Eisenbahn machte, saß eine ältere Dame ihm gegenüber, die den Mann aus dem fernen Land lange aufmerksam musterte.

„Wie interessant der Mann aussieht“, sagte sie schließlich zu der Freundin neben ihr. „Er muß einer kultivierten Rasse angehören. Ich möchte wissen, wer er ist.“

„Er scheint von West-Indien zu stammen“, antwortete die jüngere Dame.

„Könnten wir doch nur mit ihm reden!“ fuhr die ältere fort. „Ich möchte ihm so gern den Weg zum Himmel zeigen. Wie traurig zu denken, daß solch ein gebildeter, verständig aussehender Mann ein Götzendiener ist! Schade, daß wir ihm nichts sagen können, denn er scheint unsere Sprache nicht zu verstehen.“

„Vielleicht kann er Englisch lesen, wenn er es auch nicht verstehen und sprechen kann“, meinte die jüngere.

„Sie könnten ihm ja einen Traktat anbieten“, mischte sich jetzt einer der Mitreisenden ins Gespräch.

Die alte Dame öffnete darauf ihre Tasche und wählte aus einer Anzahl Traktate ein Schriftchen aus, das sie dem Fremden mit freundlichem Lächeln überreichte, während sie ihm bedeutete, es zu lesen. Er nahm es höflich dankend an und las es still. Nach-

dem er es zu Ende gelesen, dankte er der Dame zu deren nicht geringer Verlegenheit in fließendem Englisch für ihre freundliche Teilnahme an seinem Seelenheil, indem er zugleich erklärte, daß ihm die Sache sehr wichtig sei. Er fuhr dann fort:

„Ich hörte Sie sagen, gnädige Frau, daß Sie mir gern den Weg zum Himmel zeigen möchten. Wollen Sie nun so freundlich sein und mir sagen, wie ich sicher dorthin kommen kann? Dieses Schriftchen sagt mir nicht, wie ich meiner Errettung gewiß sein kann. Es fordert mich nur auf, meine Sünden zu bereuen, sie zu bekennen und dann zu beten. Aber wie kann ich wissen, wann ich genug gebetet, bekannt und bereut habe? Können Sie mir nicht sagen, was ich dann weiter zu tun habe?“

„Nun, wenn Sie fleißig in der Bibel lesen und beten“, antwortete die Dame, „kommen Sie sicher in den Himmel.“

„Haben Sie nicht eine Bibel zur Hand? Dann könnten Sie mir vielleicht zeigen, wo es steht, daß ich in den Himmel komme, wenn ich fleißig in der Bibel lese und bete?“

Sie hatte keine Bibel in ihrer Tasche. Auch von den übrigen Reisenden hatte auf Befragen niemand eine Bibel bei sich. Da griff der schwarze Mann in seine Tasche, holte eine viel benutzte Bibel hervor und fragte:

„Es ist ja wohl dieses Buch, das Sie meinen, nicht wahr? Wollen Sie mir nun, bitte, die Stelle zeigen, die mir sagt, wie ich die Gewißheit erlangen kann, auf dem Wege zum Himmel zu sein?“

Die Dame nahm die Bibel, blätterte eine Weile verlegen darin und sagte:

„Ich weiß nicht mehr genau, wo es steht, aber es wird irgendwo davon gesprochen, daß es nötig sei, die Sünden zu bekennen und ernstlich zu beten.“

„Verzeihen Sie, wenn ich hartnäckig scheine! Aber wie kann ich wissen, daß ich genug gebetet habe, um Gott zu befriedigen? Können Sie mir nicht sagen, wo ich das finde?“

Die Dame wandte sich an ihre Freundin und fragte:

„Weißt du es nicht?“

„Nein“, lautete die Antwort.

In immer größer werdender Verwirrung fragte die alte Dame darauf die anderen Reisenden um Rat. Die Bibel ging von Hand zu Hand, aber niemand konnte die Stelle finden. Endlich gab sie die Bibel zurück mit der Bemerkung:

„Ich kann Ihnen leider nicht sagen, wo es steht. Aber wenn Sie einmal zu Herrn M. nach Folkestone gehen wollen, so wird der es Ihnen sicher sagen. Er ist ein frommer Mann und wird Ihnen gern helfen.“

„Aber vielleicht erreichen wir Folkestone garnicht mehr, gnädige Frau. Der Zug kann entgleisen, und wir können alle umkommen. Kann denn niemand von euch Christen einem armen Fremdling erzählen, wie er errettet werden kann? Ihr seid voller Mitleid über seine Unwissenheit und geistliche Verfinsternung. Könnt ihr ihm denn nicht zum Licht verhelfen?“

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß Sie beten müssen“, versetzte die Dame wieder. „Die Bibel lehrt es.“

Jetzt öffnete der Fremde selbst die Bibel, schlug Joh. 3, 16 auf und las: „Also hat Gott die Welt

geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, und ebenso Joh. 5, 24: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“, ferner Apstgsch. 13, 38. 39: „Durch diesen (Christus) wird euch Vergebung der Sünden verkündigt; . . . in diesem wird jeder Glaubende gerechtfertigt“.

„Sind dies vielleicht die Stellen, die Sie meinten, meine Dame?“

„Ja, das ist es, woran ich mich nicht mehr erinnern konnte.“

„Aber Sie sagten mir doch, daß ich beten und Reue fühlen müsse. Dieses kostbare Buch dagegen erklärt, daß ich an den Herrn Jesus Christus glauben muß, und daß ich dann nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe. Gelobt sei Sein Name! Der arme Heide kann auf das gesegnete Wort vertrauen und wissen, daß er für den Himmel gerettet ist — gerettet durch das Werk des Herrn Jesus Christus, das Er am Kreuze vollbracht hat. Er ist glücklich zu wissen, daß er von allem gerechtfertigt worden ist durch das für Sünder vergossene Blut Christi, und nicht durch seine eigenen guten Werke, seine Gebete, seine Reue oder sein Bekenntnis.“

Und nun fuhr der schwarze Mann fort, seinen erstaunten Mitreisenden von der Liebe Gottes zu erzählen, der den eingeborenen Sohn gegeben, um für Sünder zu sterben, und von der Liebe, die den Sohn getrieben habe, auf die Erde zu kommen, um den Willen des Vaters zu erfüllen. Er sagte ihnen, daß

Der, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht worden ist, auf daß „wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“.

„Hören Sie auf, mein Herr“, sagte schließlich einer der Mitreisenden ärgerlich. „Hier ist nicht der Platz für solche Reden, und es ist auch nicht die Zeit dazu.“

„Wann ist denn die Zeit, und wo der Platz in diesem christlichen Lande, um über Christum zu sprechen?“ fragte der Doktor ruhig, aber bestimmt.

„Der Sonntag ist die Zeit, und die Kirche der Platz, nicht aber ein Eisenbahnabteil.“

„Erlauben Sie mir nur noch ein Wort, meine Herrschaften“, erwiderte der Doktor ernst. „Wir werden bald am Ziel unserer Reise sein und einander vielleicht nie mehr auf Erden begegnen. Lassen Sie mich Ihnen da noch auf Grund dieses Buches sagen, daß es nur einen Weg zum Himmel gibt. Jesus sagt von sich selbst: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich“. (Joh. 14, 6.) Und der Apostel Petrus bezeugt von Ihm: „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apsstgsh. 4, 12.) Es ist sicher gut, in der Bibel zu lesen, aber wenn Sie den Herrn Jesus Christus nicht annehmen und, was Ihre Errettung betrifft, auf Ihn allein vertrauen, dann wird Ihnen all Ihr Beten und Bereuen nichts helfen. Gott hat das Heil geschenkt in Seinem geliebten Sohn, und Er bietet es Ihnen als eine freie Gabe an, um die Sie sich nicht zu bemühen brauchen, sondern die Sie einfach an-

zunehmen haben. Der Evangelist Johannes schreibt: „So viele I h n (den von Gott Gesandten) a u f = n a h m e n , denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“. Glauben Sie mir: Das einzige, was Sie tun können, ist, die Gabe Gottes dankbar anzunehmen. Wenn Sie Gott das Geringste bringen wollen, seien es Gebete, Tränen, gute Vorsätze, Mildtätigkeit, oder was es sei, so lehnen Sie damit die freie Gabe ab. Sie suchen dann, sich den Weg zum Himmel durch Dinge zu erkaufen, die Gott ein „unflätiges Kleid“ nennt. Was sagt dagegen dieses gesegnete Buch über die Errettung? Lassen Sie mich Ihnen die Stelle noch zum Abschied vorlesen: „Durch die Gnade seid ihr errettet, mittelst des Glaubens; und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme“.“ (Eph. 2, 8.)

Damit war die eigenartige Unterredung im Eisenbahnabteil beendet. Der schwarze Doktor setzte seine Reise glücklichen Herzens fort. Hoffen wir, daß die, welche seine Lehrmeister hatten sein wollen, ernstlich darüber nachgedacht haben, wie schwerwiegend die Folgen sein müssen für den, der es versäumt, achtzuhaben auf das, was G o t t g e s p r o c h e n h a t .

Gleichwie die Sonne, wenn sie aufgeht, so mit ihrem Licht die Welt erfüllt, daß man Mond und Sterne nicht mehr sieht noch achtet, die doch des Nachts auch ihr Licht geben, so sollen doch alle, es heißen gelehrte, weise, heilige Leute, Christo weichen, ja, Zeugnis geben, daß Er allein sei das Licht, von dem alle Menschen erleuchtet werden, und sie selbst auch desselben müssen teilhaftig werden, und in der Christenheit alles Licht, Weisheit und Lehre außer Christo aufhöre oder allein in Ihm sich finden lasse. Martin Luther

„Ich will nicht sterben!“

Ich will nicht sterben! Nein, ich will nicht sterben!“

Arme Frau! Sie war eines der vielen Opfer der schrecklichen Grippe-Epidemie, die vor einigen Jahren die europäischen Länder so schwer heimgesucht hat. Ihr Vater war ein hoher Offizier, ihre Mutter galt für eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Das Leben hatte auch ihr viel duftende Rosen gestreut. Unter viel Lust und Vergnügen waren ihre Tage dahingeeilt, aber jetzt, mit einemmal, hatte die harte Faust des Königs der Schrecken sie mit eisernem Griff gepackt, und wie sehr sie sich auch gegen diese Macht sträuben mochte — es war vergebliche Mühe.

Wie wahr ist doch das Sprichwort: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt, und seine Blume ist abgefallen.“ Die erschütternde Wahrheit dieses Ausspruchs des großen alttestamentlichen Propheten erwies sich auch in dem vorliegenden Fall. Die schöne Blume war dem Verwelken nahe. Eben hatte der Arzt erklärt, er habe keine Hoffnung mehr, sie müsse sterben.

Es war ein entsetzlicher Augenblick für das arme Menschenkind, das mit allen Fasern am Leben hing. Mit der erstaunlichen Kraft, die Sterbende mitunter noch aufzubringen vermögen, richtete sie sich im Bett hoch empor und schrie voll Verzweiflung jene Worte der Angst und eines ohnmächtigen Willens:

„Ich will nicht sterben! Nein, ich will nicht sterben!“

Dann sank sie mit verzerrten Zügen in die Kissen zurück und — ging hinüber in die dunkle Ewigkeit.

Ähnlicher Fälle gibt es mehr. Vielleicht hat der Leser, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, auch schon einen solchen in der eigenen Familie erlebt. Oder man hat davon gelesen, hat auch dabei gedacht: „So etwas ist in der Tat schrecklich! So möchtest du nicht sterben“, und — hat vergessen, was man erlebt oder gelesen hatte. Satan versteht es ja meisterhaft, empfangene ernste Eindrücke durch andere zu verwischen. Bekanntlich ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert.

Auf die Gefahr hin, schon oft Gefragtes zu wiederholen und dir, mein Leser, damit lästig zu fallen, möchte ich dich anlässlich des oben erzählten Falles, der sich, wie gesagt, in der Familie des Schreibers selbst ereignet und einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hat, vor die Frage stellen:

Wohin wäre d e i n e Seele gegangen, wenn der Todesengel in der Nacht, in der jene unglückliche Frau starb, seine eisige Hand auf dich gelegt hätte? Oder, wo würdest du hingehen, wenn in dieser Nacht, oder gar in der Stunde, da du diese Zeilen liest, Gott deine Seele von dir forderte? Bitte, geh der Frage nicht aus dem Wege! Es ist der Mühe wert, sie ernstlich zu erwägen, denn es ist furchtbar, nicht sterben zu wollen, nicht sterben zu können, aber sterben zu müssen. Und einmal kommt die Sterbestunde, und danach für alle, die nicht in Christo geborgen sind, das G e r i c h t. Diese Tatsache mußten die neuigkeitslüsternen Athener als ernsteste Neuigkeit aus dem Munde des Apostels Paulus

hören. Er schloß seine Rede auf dem Areopag mit den Worten: „Gott gebietet jetzt den Menschen, daß sie alle allenthalben Buße tun sollen, weil Er einen Tag gesetzt hat, an welchem Er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann, den Er dazu bestimmt hat“. (Apgs. 17, 30. 31.) Ja, der Tag des Gerichts ist festgesetzt, und der Richter ist bestimmt.

Mein Leser! Ich kenne dich nicht. Vielleicht finden das Achselzucken der Ungläubigen, der Spott deiner weltlichen Freunde und die Redensarten der sogenannten Aufgeklärten mehr Beachtung bei dir als die Mahnung des Wortes Gottes. Vielleicht läßt du dich durch sie beeinflussen, ebenfalls den Gedanken an die Ewigkeit zurückzuweisen, die Gnade eines Gottes zu verschmähen, der reich ist an Barmherzigkeit (Eph. 2, 4), und die frohe Botschaft von Seinem Sohne Jesus Christus zu verachten.

Glaube mir, Freund, du handelst töricht, wenn du das tust. Wie töricht, das wird dir dann voll und ganz zum Bewußtsein kommen, wenn Der, dessen Gnade du heute mit Füßen trittst, Seinen Platz auf dem Thron des Gerichts einnehmen und es dann nicht mehr heißen wird: Komm, laß dich retten! sondern: Geh! Geh in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln!

Heute mag es dir lästig sein, einen Rückblick auf dein Leben zu werfen und zu erkennen, wie vielfach du gegen Gott gesündigt hast — und doch ist das der erste notwendige Schritt zum ewigen Leben — dann wird deine ganze Geschichte vor dir aufgerollt werden, die lange schwarze Liste deiner Sünden wirst du wiederfinden, und dein Gericht wird

unwiderruflich sein. „Wir müssen alle vor dem Richterstuhl des Christus offenbar werden.“ Fürwahr, ein ernstes Müssen!

Lieber Freund, willst du wirklich nicht Buße tun und dem Evangelium glauben? Noch ist die Gnadentür weit geöffnet, und wer will darf kommen. Noch ist es nicht zu spät! Noch strömt die Gnadenflut wie ein mächtiger Strom. Noch wartet der Herr darauf, angenommen zu werden, damit Er denen, die an Seinen Namen glauben, das Recht gebe, Kinder Gottes zu werden. (Vergl. Joh. 1, 12.)

Friede, tief wie ein Strom

Es ist während einer Schlacht in einem der Kriege des vorigen Jahrhunderts. Eine dichte Rauchwolke hüllt die kämpfenden Heere ein, die zäh um den Sieg ringen. Der Kanonendonner ist noch nicht verstummt, als der Tag sich seinem Ende zuneigt und die Schatten der Nacht sich langsam auf das Schlachtfeld herabsenken. Kalt streicht der Abendwind darüber hin. Während der Kampflärm abnimmt, tönt das Achzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden umso schauriger.

Der Tod hat reiche Ernte gehalten. Einige Soldaten bemühen sich um einen schwerverwundeten Kameraden. Ihn behutsam tragend, versuchen sie, sich einen Weg durch die Leichenhaufen zu bahnen.

„Laßt mich liegen, es lohnt sich nicht der Mühe“, bittet der Verwundete mit schwacher Stimme. „Ich weiß, ich muß sterben. Macht euch also keine weitere Mühe mit mir, ich bitte euch.“

Seinem Wunsch willfahrend, legen sie ihn traurig nieder — er war ihnen ein guter Kamerad gewesen — und kehren zu ihrer Kompagnie zurück.

Einige Minuten verstreichen. Da tritt ein Offizier an den Sterbenden heran und fragt freundlich:

„Was kann ich für Sie tun?“

„Nichts, Herr Hauptmann, ich danke Ihnen“, erwidert der Soldat.

„Wünschen Sie etwas Wasser?“ fragt der Offizier, und seine Stimme klingt bewegt.

„Nein, ich danke, Herr Hauptmann, ich werde in wenigen Augenblicken diese Erde verlassen.“

„Gibt es denn nichts mehr, was ich für Sie tun könnte? Soll ich an Ihre Angehörigen und Freunde schreiben und ihnen einen letzten Gruß in Ihrem Namen senden?“

„Ich habe niemand, dem Sie schreiben könnten“, erwidert der Sterbende. „Wenn ich jedoch eine Bitte aussprechen darf! In meinem Tornister ist ein Neues Testament. Wollen Sie darin Joh. 14 aufschlagen und ungefähr am Schluß des Kapitels den angestrichenen Vers lesen, der von Frieden spricht? Sie würden mir damit einen großen Dienst erweisen.“

Der Offizier beugt sich nieder, öffnet den Tornister und nimmt ein vielbenutztes Testament heraus. Er schlägt es auf, und bald fällt sein Auge auf den bezeichneten Vers. Einen Augenblick schaut er in das Gesicht des Sterbenden. Auf den bleichen, schmerzdurchfurchten Zügen liegt es wie Himmels-
glanz, und er muß sich abwenden, um seine Tränen zu verbergen. Der Anblick dieses Sterbens und das Testament in seiner Hand ruft Vergessenes in ihm

wach. Die letzten Augenblicke im Leben seiner geliebten Mutter treten vor sein Geistesauge. Es waren die Worte dieses Verses, die sie sterbend gesprochen, und die ihre Züge so wunderbar verklärt hatten. Und jetzt soll er sie im verfliegenden Schlachtenlärm einem jungen Krieger vorlesen, der ebenso wie sie zu sterben im Begriff ist? Er ermannt sich und liest mit fester, klarer Stimme:

„Frieden lasse ich euch, m e i n e n Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch. Euer Herz werde nicht bestürzt, sei auch nicht furchtsam.“

Es ist kaum eine Minute vergangen, seit der Offizier das Testament in der Hand hält. Doch wieviele Erinnerungen sind in der kurzen Zeit durch die Seelen der beiden Männer gegangen! Die Gedanken des Sterbenden wanderten zurück in das Dorf, in dem er seine Jugend verbracht hatte, und dankbar gedachte er jener Tage, wo er als Kind den lieben alten Prediger auf seinen Gängen zur Verkündigung des Evangeliums begleiten durfte. Er erinnerte sich der Gebete, die damals um seine eigene Bekehrung zu Gott emporgestiegen waren, und sein Herz jubelte in der Hoffnung, bald den im Himmel wiederzufinden, der ihn auf den Weg des Heils geführt hatte.

So zurückschauend, dringen die wunderbaren Abschiedsworte des Herrn an sein Ohr, und im Geist sieht er bereits die Herrlichkeit Dessen, der „Frieden gemacht hat durch das Blut Seines Kreuzes“.

Und was waren die Gedanken des Offiziers? Viele Jahre hatte er seine Bibel nicht mehr angesehen, und auch jetzt las er jene bedeutsamen Worte Jesu nicht aus eigenem Bedürfnis heraus, sondern auf den Wunsch eines einfachen sterbenden Mannes. Aber

die gelesenen Worte hatten ihn, wie wir hörten, an das Sterbelager der Mutter geführt, deren Hoffnung Christus und deren Ende so friedevoll war. Ihre guten Ratschläge hatte er Zeit seines Lebens außer acht gelassen und sie dann ganz vergessen. Er verkehrte mit Männern, die sich über Gottes Wort lustig machten. Und er selbst hatte sich oft eingeredet, ein Soldat habe keine Zeit für religiöse Dinge. Aber hier auf dem Schlachtfeld mit all seinem Grauen und seiner Todesnot sah er aufs neue, welch eine Kraft aus dem Wort hervorging, das er geringgeschätzt und vernachlässigt hatte. Der hier zu seinen Füßen liegende Mann besaß Frieden, tiefen Frieden angesichts des Todes. Er brauchte nur das Antlitz des Sterbenden zu betrachten, um davon überzeugt zu werden.

„Es muß etwas an dieser Religion sein, das mir unbekannt ist“, sagte der Offizier zu sich selbst. „Das was einen Sterbenden auf dem Schlachtfelde so zu trösten vermag, ist wert, daß man es besitzt.“

Der Soldat, als habe er die Gedanken des Offiziers erraten, richtet sich mit letzter Kraft in die Höhe und sagt:

„Ich danke Ihnen für die große Freundlichkeit, die Sie mir erwiesen haben, Herr Hauptmann. Ich besitze diesen Frieden und werde bald bei meinem Herrn sein.“

„Behalten Sie das Buch“, fügt er unter großer Anstrengung hinzu. „Es hat mich zu Jesu geführt. Es wird auch Sie zu Ihm führen.“

Damit sinkt er zurück, und seine Seele ist entflohen.

Der Offizier steckt das Buch in die Tasche und eilt zu seinem Regiment zurück.

„Wenn ich verschont werde“, sagt er zu sich selbst, „so werde auch ich diesen Frieden kennen lernen.“

Und er hat ihn gefunden, den Frieden, der tief ist wie ein Strom, gefunden in Christo Jesu. Der, welcher des sterbenden Soldaten Beistand und Freude war bis zum letzten Augenblick, hat auch dem Offizier gegeben, was die Welt nicht bieten kann.

Auf dem Schlachtfeld soll lange ein Grabstein gestanden haben, der neben dem Namen des Soldaten und seiner Regimentsnummer die eingemeißelten Worte trug:

„Leben erbat er von dir, du hast es ihm gegeben: Länge der Tage immer und ewiglich.“

Der glucker-Tom von Basingstoke

Als Dr. Marsh, ein gesegneter Prediger des Evangeliums, als Hilfsprediger an die Kirche nach St. Lawrence in England berufen worden war, mußte die Kirche gerade an dem folgenden Sonntag wegen Ausbesserungsarbeiten geschlossen bleiben. Dr. Marsh begrüßte es daher freudig, als ein Freund ihn aufforderte, jenen Tag bei ihm in Basingstoke zu verbringen, wo er auch Gelegenheit finden werde, mit dem Wort zu dienen, weil der dortige Hilfsprediger hierzu die Kanzel angeboten habe.

Wider Erwarten kehrte aber der Pfarrer, der für einige Zeit abwesend gewesen war, schon in jener Woche zurück, und als dieser von der Verabredung hörte, erklärte er:

„Dieser junge Marsh mit seinen evangelistischen Ideen wird nicht in meiner Kirche predigen.“

„Dann werde ich also morgen, anstatt ein Prediger, ein Zuhörer sein“, bemerkte Dr. Marsh mit der ihm eigenen Seelenruhe, als ihm diese Neuigkeit überbracht wurde. „Ich kann immerhin beten. Das kann mir niemand verwehren.“

Aber der Herr, auf den er einfältig vertraute, hatte eine andere Arbeit für ihn. Früh am Sonntagmorgen kam von dem Prediger einer kleineren Kirche in einem der Vororte der Stadt ein Bote mit der Bitte, da der Prediger plötzlich erkrankt sei, doch an seiner Statt den Dienst zu übernehmen. Marsh war dazu gern bereit und predigte an diesem Morgen die frohe Botschaft von Christo unter Zugrundelegung des Wortes: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt“. Am Schluß des Vortrags kündigte er auch für den Nachmittag eine Predigt an.

Die Neuigkeit, daß der junge Prediger, dem die Kanzel in der großen Kirche verweigert worden war, am Nachmittag wieder in der kleinen Kirche sprechen werde, verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Zur festgesetzten Stunde war die Kirche über-
voll. Selbst auf dem freien Platz vor dem Eingang drängten sich Scharen von Zuhörern. Alle wollten den Mann reden hören, den sie für beleidigt hielten, und ihm ihre Sympathie kundtun.

Unter der Menge im Mittelschiff stand ein Mann, der wegen seiner Gottlosigkeit und der lästerlichen Reden, die er stets im Munde führte, in ganz Basingstoke unter dem Namen „Flucher-Tom“ bekannt war. Er war ein Anführer auf dem Gebiet der

Sünde und Ruchlosigkeit. Seit siebzehn Jahren hatte er keine Kirche mehr betreten, und auch heute hatte ihn nur die Neugierde hergeführt.

Dr. Marsh wählte zu seiner Predigt den Text aus dem Propheten Hesekiel: „Ich werde einen neuen Geist in euer Inneres geben“, und führte zum Schluß die Worte an: „Wenn nun ihr, die ihr böse seid, euren Kindern gute Gaben zu geben wisset, wieviel mehr wird der Vater, der vom Himmel ist, den Heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!“

„Dieses Angebot“, bemerkte er dazu, „ergeht nicht an Gottes Kinder, sondern einfach an die, welche bitten. Wenn der böseste Mann unter uns von hier heimgehen und beten würde, Gott möge um Christi willen durch Seinen Geist in ihm wirken, daß sein Herz umgewandelt werde, damit Gottes Heiliger Geist fortan Wohnung in ihm nehmen könne, so wird Gott hören und das Gebet beantworten.“

Gottes Geist fügte es, daß diese Worte in das Herz des Flucher-Tom fielen.

„Ich bin der böseste Mann hier“, sagte er zu sich selbst, „ich will heimgehen und beten.“

Sein Weg führte ihn an der von ihm regelmäßig besuchten Wirtschaft vorbei. Aber ohne sich durch die Zurufe seiner Bekannten beirren zu lassen, eilte er heim, warf sich auf die Kniee und versuchte in den Worten, die er von der Kanzel gehört hatte, zu beten. Und sein Gebet fand Erhörung.

Von diesem Tage an war der Flucher-Tom ein anderer Mensch. Was er bis dahin der Sünde und dem Teufel gedient hatte, diente er jetzt Gott. Er stellte seine freie Zeit ganz in den Dienst des Herrn Jesus, besuchte Kranke und Bedrängte und wirkte

während eines halben Jahrhunderts zu reichem Segen in seiner Vaterstadt. Sein Name „Flucher-Tom“ war in „Beter-Tom“ umgewandelt worden.

Erst nach dreißig Jahren, als Dr. Marsh wieder einmal in jener Kirche predigte, erfuhr er, welches ein gesegnetes Ergebnis sein erster Dienst in der kleinen Kirche mit sich gebracht hatte. Da bat Tom ihn nach der Predigt um eine Unterredung und erzählte ihm die Geschichte seiner Bekehrung.

Wieder nach Verlauf vieler Jahre wurde Dr. Marsh eines Tages nach Schluß einer Versammlung von einem Fremden begrüßt, der ihm erzählte, daß der „Beter-Tom“ von Basingstoke jetzt „Sänger-Tom“ im Himmel geworden sei. Reich gesegnet waren seine letzten Stunden gewesen. Triumphierend in seinem Heiland, war er heimgegangen.

Die zurückgebrachten Schuhe

Meine erste Missionsreise dauerte fünf Monate, erzählt ein Missionar. Ich hatte fünf Chinesen bei mir, welche die Bücher und Traktate trugen, die wir verkauften und verteilten.

Eines Abends machten wir halt in einem Ort, wo ich predigte, bis die Dunkelheit hereinbrach. Als die Leute sich verliefen, bemerkte ich, daß meine Schuhe verschwunden waren, die ich neben mich gestellt hatte. Das war umso schlimmer, als ich in der Nachbarschaft keine anderen erhalten konnte und am nächsten Morgen früh aufbrechen wollte. So kniete ich mit meinen Leuten nieder und betete, daß Gott den Dieb veranlassen möchte, die Schuhe zurückzubringen. „Ich dachte, die Leute wären alle meine Freunde“, sagte

ich im Gebet, „und nun hat mich doch jemand beraubt. Was soll ich tun? Ich will anhalten mit Flehen, bis der Dieb die Schuhe zurückbringt.“ Da es inzwischen spät geworden war, aßen wir zu Abend und gingen zu Bett.

Des Morgens ganz früh schob jemand die Schuhe durch das mit Papier beklebte Fenster und rief: „Hier sind deine Schuhe! Hör' auf mit Beten! Ich habe Angst vor deinem Gott.“ Diese Sache machte tiefen Eindruck auf meine Leute und auf die Ortsbewohner. An die Möglichkeit einer solch schnellen Gebetserhörung hatte niemand gedacht.

Dein Wille geschehe!

Im kleinen Stübchen im Abendschein
Ein armes Muttchen sitzt ganz allein.
Am offenen Fenster die Blumen blühen,
Und Nektardüfte ins Stübchen ziehn.
Ich lausch und lausche, alles ist still!
Ein Seufzen hör' ich: Wie Gott es will.

Es ist dem Herzen bange gar sehr,
Vom Auge rinnen die Tränen schwer.
Weiß ist der Scheitel, die Züge rein,
Gar einsam fühlt sich das Mütterlein.
Faltet die Hände und betet still:
„Und dennoch, Vater, gescheh' dein Will!

„Das kleinste Würmchen erhältst doch Du,
„Und all mein Sehnen bringst Du zur Ruh—
„Einst finde ich alle die Lieben mein,
„Wie reich und glücklich werd ich dann sein.
„Dum bringe ich Dir mein Leben dar.
„Dein Wille gescheh', Herr, immerdar!“

Fr. Maria Martinelli

Die Missionskiste

Sie weiblichen Mitglieder einer Missionsgesellschaft waren damit beschäftigt, die jährliche Missionskiste zu packen.

Durch die bunten Fensterscheiben fiel das Licht auf die emsige Gruppe und malte farbige Flecke auf den Fußboden. Man plauderte fröhlich. Einige unterhielten sich über die vielen Gaben, die eingegangen waren, andere gedachten der Freude, die ihr Liebeswerk in vielen Herzen hervorrufen würde.

Den ganzen Morgen wurde eifrig gearbeitet. Gegen Mittag war die Kiste fertig und der Deckel festgenagelt. Mit einem Gefühl befriedigter Genugtuung schickten sich alle an, nach Hause zu gehen. Sie merkten kaum, daß die Tür leise geöffnet wurde, und eine Frau, blaß und schmal, in einem verblichenen Kleide eintrat. Einen Augenblick sah die Fremde scheu im Kreise umher. Dann, als ihr Blick auf die geschlossene Kiste fiel, überwand sie sich und sprach die ihr zunächst stehende Dame bescheiden an.

„Ich hoffe“, sagte sie mit einem ängstlichen Blick auf die Kiste, „daß es noch nicht zu spät ist. Ich konnte nicht eher kommen, möchte aber doch so gern auch meinen kleinen Beitrag mitschicken.“

Die Angeredete blickte auf das Päckchen, das die Sprecherin in der Hand hielt, und entgegnete:

„Es tut mir leid, liebe Frau, aber die Kiste ist schon zu. Wären Sie nur zehn Minuten früher gekommen! Jetzt ist es zu spät.“

Es schien einen Augenblick, als könne die kleine Frau die Worte nicht fassen. Tränen traten ihr in die Augen, und ohne ein Wort weiter zu sagen, wandte sie sich wieder zur Tür.

Draußen im Flur aber blieb sie stehen. So konnte sie nicht auf die Straße gehen. Sie suchte die Tränen mit ihrem kleinen, bunten Taschentuch zu trocknen. Aber es half nichts.

„Nie konnte ich bisher etwas für die Mission geben, und nun, da es mir möglich ist, wird meine Gabe nicht angenommen“, stammelte sie vor sich hin.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und ein junges Mädchen trat aus dem Zimmer. Sie war die jüngste unter der Schar der Helferinnen und fühlte sich noch ein wenig scheu und verlegen. Als sie aber das weinende kleine Persönchen sah, vergaß sie die eigene Schüchternheit, legte ihre Hand auf die Schulter der Frau und sagte freundlich:

„Weinen Sie nicht! Man ist gerade dabei, die Kiste wieder zu öffnen. Ich lief deshalb hinter Ihnen her und bin froh, daß Sie noch nicht fort sind. Lassen Sie mich Ihr Päckchen zurückbringen, oder wollen Sie es vielleicht gern selbst in die Kiste packen?“

In den Augen der Fremden leuchtete es auf.

„Es kann also doch noch mitgehen?“ fragte sie gespannt.

„Gewiß“, versicherte das junge Mädchen und nahm ihr das Päckchen ab.

„Es ist hauptsächlich um Mutters willen. Um meinetwillen würde ich es nicht so schmerzlich empfunden haben“, erklärte die kleine Frau mit einem dankbaren Blick und entfernte sich darauf mit freundlichem Gruß.

Das junge Mädchen eilte in das Zimmer zurück. Eine der Helferinnen nahm ihr das Päckchen ab und versuchte, es an einer Seite in die Kiste hineinzuschieben. Dabei zerriß die papierene Hülle ein wenig, und erstaunt sah die Dame, was das Päckchen enthielt.

„Welch eine Idee, so etwas einem Missionar zu senden!“ rief sie aus. „Es ist ein christlicher Abreißkalender und dazu ein sehr hübscher, der gewiß einige Mark gekostet hat. Wie schade, daß diese Art Leute nicht verständiger ist! Das für den Kalender ausgelegte Geld würde einem Missionar, der doch alle Bibeltexte kennt, von größerem Nutzen gewesen sein.“

Ein unbeschreiblicher Ausdruck glitt über das Gesicht des jungen Mädchens, als sie diese Worte vernahm.

„Der armen Frau schien die Sache aber sehr wichtig zu sein“, wandte sie schüchtern ein; „sie weinte, weil sie fürchtete, das Päckchen hätte zurückbleiben müssen. Um ihrer Mutter willen sei ihr so viel daran gelegen, sagte sie.“

Auf diese Worte erfolgte keine Erwiderung. Einige der Helferinnen meinten sich jetzt zu erinnern, die kleine Frau vor nicht langer Zeit in Trauerkleidern gesehen zu haben. Schließlich sagte eine:

„Ich würde es mir nicht vergeben können, wenn wir sie so hätten gehen lassen. Und“, setzte sie mit leichter Bewegung in der Stimme hinzu, „es kommt mir fast so vor, als ob ihr Beitrag von größerer Bedeutung wäre als alles, was ich in meinem Leben für die Mission gegeben habe.“

* * *

Auf der Missionsstation gab es in diesem Jahr drückende Zeiten. Der Missionar, dem die Kiste zum Verteilen zugegangen war, berichtete nur wenig darüber in die Heimat, aber jeder Monat, der vorüberging, grub tiefere Linien in sein Gesicht. Manchmal glaubte er, die Entbehrungen mit seiner Familie nicht länger ertragen zu können. Seit Monaten schon hatte er kein Geld mehr empfangen, weder von der Gemeinde, der er seine Kraft widmete, noch von der Missionsverwaltung. Wiederholt war er Sonntags mit dem Vorhaben von Hause gegangen, den Versammelten zu sagen, daß er notwendig etwas Geld haben müsse. Aber wenn er dann in ihre armen, leidenden Gesichter sah, war ihm der Mut dazu entfallen, und er hatte sie selbst noch ermuntern können, auf Gott zu vertrauen, hatte für sie und mit ihnen gebetet und dabei seine eigene Not vergessen.

Seine Lage wurde mit jedem Tage schwieriger. Die anhaltenden Entbehrungen hatten die Kräfte seiner Frau so völlig aufgezehrt, daß sie sich nicht mehr von ihrem Lager erheben konnte. Der Arzt sagte: aus Mangel an kräftiger Nahrung. Die Kinder waren abgemagert und sahen erbärmlich aus. Betty, die älteste, war in ihrer liebevollen Fürsorge des Vaters Trost, aber mit täglich größerer Sorge sah er in ihr stets blasser und schmäler werdendes Gesichtchen.

Manchen Abend, wenn er müde und erschöpft von der Arbeit nach Hause gekommen war, hatte es ihn beim Anblick der leidenden Gattin, über die die kleine Betty sorgenvoll hingebeugt stand, wieder hinausgetrieben, um draußen beim Schein der Sterne hin und her zu wandern, zu Gott rufend und sein Hirn zermarternd, wie er Hilfe schaffen könne. Aber

der Himmel schien ehern, und er fand keinen Ausweg. Auf Kredit konnte er nichts bekommen, weil die Lebensmittelhändler ihn haßten und ihn am liebsten aus dem Ort vertrieben hätten. Als das letzte Geldstück ausgegeben war, hatte er sich doch schließlich überwunden und sich um Hilfe an die Verwaltung gewandt, aber bis jetzt war keine Antwort gekommen.

Es war Montagabend, die Zeit, zu der die Post ankommen mußte. Der Sonntag war ein ungewohnt schwerer Tag gewesen, und der Missionar fühlte, daß er kaum noch die Kraft hatte, eine weitere Enttäuschung zu ertragen. Da er es im Hause nicht mehr aushalten konnte, machte er sich fertig, um nach der Post zu sehen. Vielleicht kam endlich, endlich die ersehnte und erbetene Hilfe.

„Es kann spät werden, Betty“, sagte er, sich an der Tür umwendend. „Wartet nicht mit dem Abendbrot auf mich. Ich möchte heute nichts haben.“

Betty wandte ihr Gesicht ab. Sie begriff nur zu gut.

„Ja, Vater“, sagte sie mit erstickter Stimme.

Dann schloß sich die Tür, und der Missionar trat ins Dunkle hinaus. Ein freundlicher Nachbar hatte die kleineren Kinder an diesem Tage zu sich genommen, und Betty war mit ihrer Mutter allein. Sie setzte sich still an ihr Bett und vergrub das Gesicht in die Kissen. Die magere Hand der Mutter strich ihr liebevoll über das Haar.

„Nicht verzweifeln, Liebling“, tröstete sie mit matter Stimme. „Es ist gewiß so das Beste. Es muß das Beste für uns sein, obschon es schwer ist.“

Betty richtete sich müde empor.

„Ich weiß nicht mehr, was ich hoffen soll, Mutter. Gestern habe ich dir das letzte bißchen Tee gegeben, und nun ist nichts mehr für dich da, und das bricht mir fast das Herz.“

Die Mutter faßte liebevoll die Hand ihres Kindes.

„Betty“, sagte sie, „wir dürfen das Vater nicht merken lassen. Ich kann gut ohne Tee auskommen. Bleib' du nur tapfer um seinetwillen.“

„Ich will es versuchen“, schluchzte das Kind. „Aber, Mutter, oft frage ich mich, ob Gott uns vergessen habe.“

„Betty!“ rief die Mutter erschrocken.

Das Kind saß unbeweglich da. Der Ausdruck des Elends auf ihrem kleinen, blassen Gesichtchen ließ sie um Jahre älter erscheinen. Dieser Anblick war für die Mutter das Schmerzlichste, was sie während all der schweren Jahre durchgemacht hatte. Sie zog ihr Töchterlein an sich und sagte mit einer Stimme, so eindringlich, wie Betty sie nie vorher gehört hatte:

„Betty, mein Kind, bete, und auch ich werde beten! Laß nicht ab zu bitten, bis du wieder glauben kannst, daß Gott Liebe ist, daß Er uns nicht versäumen kann, sondern zu Seiner Zeit für uns sorgen wird.“

Gehorsam kniete das Kind neben dem Bett der Mutter nieder. Nur das Ticken der Uhr unterbrach die Stille im Zimmer. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten verstrichen. Eine halbe Stunde war vorüber. Da endlich sah das Kind auf, und ein Ausdruck des Friedens lag auf ihrem Gesichtchen.

„Es ist wieder gut, Mutter“, sagte sie leise.

„Kannst du wieder vertrauen, Betty?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, Mutter, aber ich bin jetzt ganz sicher, daß uns auf die eine oder andere Weise Hilfe zuteil werden wird, und sollte es auch noch nicht heute oder morgen sein.“

„Wenn sie aber auch den darauffolgenden Tag noch nicht kommt, Betty?“ fragte die Mutter.

„Dann muß auch das gut sein“, erwiderte das Kind mit bebenden Lippen.

Sie stand auf, küßte die Mutter und ging zur Haustür, um zu sehen, ob der Vater noch nicht zurückkomme. Ach, wie gern hätte sie ihm einen gemütlichen Empfang bereitet! Sie wußte, wie er litt. Hätte sie es ihm nur ein wenig behaglich machen können! Aber es gab nichts, was sie im Augenblick für ihn tun konnte. Sie fröstelte in der kalten Nachtlust, trat an den Herd und setzte einen kleinen Topf auf, um Wassersuppe für die Mutter zu kochen. Es war das einzige, was die Küche noch bot, und trotz ihres neu-erwachten Vertrauens vermochte sie diese Arbeit nur mit schmerzlichen Gefühlen zu tun, denn sie wußte, wie schwer es der Mutter fiel, Wassersuppe zu essen.

Da fiel ihr Blick auf den Kalender, den sie in der Missionskiste — es war jetzt beinahe ein Jahr her — gefunden hatten. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, um den Text zu lesen. In der Not und Verzweiflung der letzten Tage war nicht daran gedacht worden, die drei letzten Blättchen abzureißen. Sie las die Textworte jetzt nacheinander. Das erste lautete: „Ich bin das Brot des Lebens: wer zu mir kommt, wird nicht hungern“. (Joh. 6, 35.) Mit bebender Stimme las sie die Worte. Sie riß das Blättchen ab und las weiter. Inzwischen war der Vater leise eingetreten. Sein bleiches Gesicht war von

Schmerz entstellt. Auch heute war die ersehnte Hilfe nicht gekommen. Da klang es zuversichtlich:

„Und es wird geschehen: ehe sie rufen, werde ich antworten“. (Jes. 65, 24.)

Betty riß auch dieses Blättchen ab, und dann blieb sie verduzt stehen. Anstelle des folgenden Textes sah sie einen schmalen Briefumschlag, der an den Kalenderzettel befestigt war. Nie vorher hatte sie ihn bemerkt. Sie löste ihn ab und öffnete ihn. Ein sorgfältig zusammengefaltetes Briefchen lag darin.

Als sie sich umwandte, sah sie den Vater in der Tür stehen, eilte auf ihn zu und gab ihm das Briefchen. Auf seine hoffnungslose Miene achtete sie in diesem Augenblick nicht.

„Was kann das zu bedeuten haben?“ fragte sie erwartungsvoll.

Der Missionar trat an den Tisch und zündete die Lampe an. Er entfaltete das Briefchen und starrte einen Augenblick wie geblendet auf die Schrift. Dann ließ er die Arme auf den Tisch niedersinken und barg sein Gesicht in die Hände. Zwei längliche Zettel waren aus dem Brief gefallen. Betty hob sie auf, und auch sie wurde blaß. Es waren zwei Banknoten im Werte von etwa fünfundachtzig Mark.

Wenige Augenblicke später saßen Vater und Kind am Krankenbett der Mutter. Der Missionar hatte die schmale Hand seiner Frau in die seine genommen, während Betty ihr Gesichtchen gegen die Wange der Mutter lehnte. Dann las der Vater:

„Lieber, unbekannter Freund!

Ich bin nur eine einfache Näherin, aber auf meine Person kommt es nicht an. Das Geld ist nicht von mir, sondern von meiner Mutter. Da ich außer

ihr nichts auf der Welt besaß, hatte ich das Geld gespart, um sie irgendwohin zu bringen, wo sie Genesung finden könne. Statt dessen nahm Gott sie zu sich und machte es so besser mit ihr. Nun lege ich das Geld in diesen Umschlag, damit Sie es an dem Geburtstag der Heimgegangenen finden, und ich bitte Gott, daß es Ihnen ein wenig von dem Segen bringen möge, der meine Mutter mir während ihres Lebens gewesen ist.“

Betty richtete sich auf, voll Staunen über das Wunderbare, das sich zugetragen hatte. So hatte Gott also gehört; ja, Er hatte geantwortet, lang bevor sie gebetet hatte.

„Liebe, liebe Mutter“, rief sie jubelnd, „jetzt sollst du deinen Tee bekommen!“

Die Missionsverwaltung hielt eine Sitzung ab. Einen Brief in der Hand, trat der Vorsitzende in die Versammlung, die an diesem Tage stattfand. Es war ein Schreiben des Missionars, der im fernen Lande auf so wunderbare Weise Gottes Hilfe erfahren hatte und nun seine Erfahrungen denen mitteilte, die die Missionsliste gepackt und verschickt hatten. Schon früher waren dankerfüllte Briefe von Missionaren gekommen, aber keiner hatte in so herzbewegender Weise von bitterster Not und Armut und der darauf so wunderbar erfolgten Hilfe berichtet.

„Ich weiß nicht, wer sie ist, die dieses schöne Werk getan hat“, so schloß der Vorsitzende seine Mitteilung. „Vielleicht weiß sie in unserer Mitte, denn ich glaube, daß es manche solcher fröhlichen Geber unter uns gibt, wenn wir sie auch nicht kennen. Gott aber kennt sie alle und wird ihr Tun nicht unbelohnt

lassen. Möge Gott auch hierdurch wieder zu unseren Herzen reden und jeden von uns bereit und willig machen, unsere eigenen Erfahrungen, auch wenn sie schmerzlich sind, wie in dem Fall der unbekannten Spenderin, zu einem Segen für andere zu gestalten.“

Die kleine Näherin saß auf der Galerie und weinte, aber es waren Freudentränen. Ihr Herz jubelte, daß Gott gerade sie zu solch einem Segen bestimmt hatte. Wie empfand sie in dieser Stunde die Wahrheit des Wortes ihres geliebten Herrn: „Geben ist seliger als nehmen“! Diese Erfahrung sollte, so gelobte sie sich, ein Ansporn für die Zukunft für sie sein.

Möchte das Gehörte auch uns alle anspornen, „stark zu sein und unsere Hände nicht erschlaffen zu lassen“, weil „es Lohn gibt für unser Tun!“ (Bergl. 2. Chron. 15, 7.)

Es hat noch Zeit!

Ein gläubiger Bekannter schreibt:

Wir waren beide über zwanzig Jahre in demselben Betrieb tätig. Ich hatte bereits in den ersten Jahren dieser Zeit Frieden mit Gott gefunden und hatte von da an gesucht, auch meine Kollegen mit dem Heil in Christo bekannt zu machen. Besonders ihm, mit dem ich das Zimmer teilte, war ich ein ständiger Warner geworden, was ihm lästig, ja, eine Zeitlang geradezu verhaßt war. Natürlich hatte ich nicht jeden Tag mit ihm reden können — vieles Reden schadet ja manchmal mehr als es nützt — aber stets hatten Schriften zu seiner Verfügung gestanden. Im Anfang war er sehr feindlich gewesen,

und bei manchem Schabernack, der mir gespielt wurde, hatte er seine Hand mit im Spiele gehabt.

Mit den Jahren schien er sich etwas an mich und meine Art gewöhnt zu haben. Die Feindschaft ließ nach, und es kam sogar dahin, daß er einige Male mit mir ging, um das Evangelium zu hören. Daß auch viel für ihn gebetet wurde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Aber alles bewirkte keine Änderung. Mochten auch hie und da die ernstesten Hinweise auf Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, sowie auf den furchtbaren Leidensweg, den der Sohn Gottes hat gehen müssen, um den Menschen mit Gott zu versöhnen, nicht ganz ohne Eindruck bleiben, so erstickte doch der Hang zur Welt und zur Sünde bald wieder das aufsprießende Samenkorn.

Da redete Gott auf andere Art mit ihm. Eines Morgens verunglückte er im Betrieb. Man brachte ihn ins Krankenhaus. Dort besuchte ich ihn und gab mir alle Mühe, ihm klarzumachen, wie ernst es um ihn stehe, und daß Gott in solcher Weise mit ihm handle, um endlich sein Gewissen aufzuwecken und ihm den erschreckenden Ernst der Ewigkeit vorzustellen. Er hörte mich an, aber ein Entgegenkommen fanden meine Worte nicht. Nach einigen Wochen genas er und kehrte in den Betrieb zurück. Alles blieb, wie es gewesen war. Eine Änderung in seinem Leben trat auch jetzt nicht ein.

Ein Jahr später wurde er auf der Straße überfahren. Schwer verletzt schaffte man ihn wiederum ins Krankenhaus. Der Arzt zweifelte an seinem Aufkommen. Diesmal schickte er selbst einen Boten und bat um meinen Besuch. Während unserer Unterredung forderte er mich auf, für ihn zu beten. Es stand in

der Tat sehr ernst um ihn, und angesichts dieser Tatsache bat ich ihn dringend, doch jetzt nicht mehr aufzuschieben, sondern unverzüglich seine Zuflucht zu Jesu zu nehmen. Er erklärte, wenn er jetzt noch einmal wieder gesund werde, solle es anders mit ihm werden. Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten, als ich den Mann so jämmerlich vor mir liegen sah, der so oft die Gnadenbotschaft vernommen hatte, aber die Welt nicht hatte lassen können. Am Schluß meines Besuchs machte ich ihn noch besonders darauf aufmerksam, daß Gott zwei- und dreimal zu dem Menschen rede, aber daß derjenige, welcher, „oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet“, am Ende keine Rettung mehr zu erwarten habe. Er bat mich darauf, ihn jede Woche wenigstens einmal zu besuchen, was ich ihm gern zusagte und auch tat.

Auch von diesem Unglücksfall genas er wieder, wenn auch langsamer als das erste Mal. Nach mehreren Monaten konnte er wieder im Betrieb tätig sein.

Ich beobachtete ihn auch fernerhin und ging ihm nach, wo ich nur konnte, und im Anfang schien es mir, als habe der Herr etwas bei ihm erreicht. Aber schon nach einigen Wochen war jeder tiefere Eindruck wieder verwischt. Er setzte sein früheres Leben fort, und alles Mahnen und Warnen war umsonst.

Wieder verging ein Jahr. Wir hatten mit anderen Gläubigen eine Abendversammlung. Es war noch ziemlich früh, und man hatte noch nicht begonnen. Da kam ein Bekannter herein, begrüßte mich und sagte:

„Eben ist jemand in der Fabrik verunglückt. Er ist aber schon auf dem Wege zum Krankenhaus gestorben.“

Mir kam sogleich der Gedanke: Sollte nicht er der Verunglückte sein, mit dem Gott schon zweimal so ernst geredet hatte? Ich wußte, daß er an diesem Abend noch im Betrieb war. Auf meine Frage erfuhr ich, daß es ein älterer Mann sei, der auch schon im vergangenen Jahr einen schweren Unfall erlitten habe. Ich forschte weiter, und bald war jeder Zweifel behoben. Es war mein Bekannter. Er hatte einen schrecklichen Tod gehabt — war totgedrückt worden. Buchstäblich hatte sich das Bibelwort an dem Unglücklichen erfüllt:

„Ein Mann, der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung.“ (Spr. 29, 1.)

Als ich eines Tages, so berichtet ein Schreiber aus den Vereinigten Staaten, die Straßenbahn in Buffalo benutzte, gab ich dem Schaffner, wie ich es gewöhnlich tat, einen Traktat. Er nahm ihn, meinte aber lachend:

„Sie geben mir jeden Tag diese christlichen Blätter. Scheinen mich wohl für einen ganz bösen Kerl zu halten. Aber so gut, wie Ihre Traktätchen mich machen können, bin ich schon so.“

Daraufhin zeigte ich ihm meine Taschenbibel und fragte:

„Kennen Sie dieses Buch nicht? Es sagt uns, daß „das Herz arglistig ist, mehr als alles, und daß es verderbt ist“. (Jer. 17, 9.) Damit ist sowohl Ihr als auch mein Herz gemeint. Das Urteil lautet nicht gerade sehr günstig, finden Sie nicht auch?“

„Nun“, meinte er ein wenig betroffen, „das Buch mag ja recht haben. Aber ich bin noch jung,

habe also Zeit genug, um über diese Dinge nachzudenken."

"Jung sind Sie", stimmte ich zu, "aber gibt Ihnen das irgendwelche Gewißheit, daß Sie noch Zeit genug zum Nachdenken haben? Wenn Sie auf den Friedhof gehen und sich die Gräber betrachten, so werden Sie dort Gräber von allen Größen finden, was beweist, daß wir nicht über unsere Lebenszeit zu bestimmen haben. Darf ich Ihnen ein Geschichtchen aus dem Leben erzählen? Ein kleines Mädchen fragte seine Mutter, wie alt man sein müsse, um zu sterben. Die verständige Mutter gab ihrer Kleinen eine lange Schnur und forderte sie auf, auf den Kirchhof zu gehen, die Gräber zu messen und bei jedem Grab einen Knoten in die Schnur zu machen. Die Kleine tat, wie die Mutter ihr gesagt hatte, kehrte aber schon bald zurück, die Schnur voller Knoten. „Sieh, Mutter, es gibt Gräber von allen Größen, ganz große und ganz, ganz kleine.“ „Da siehst du, mein Kind, wie alt die Leute sind, wenn sie sterben. Es sterben alte und junge. Der Tod macht nicht einmal vor ganz kleinen Kindern halt.“"

Der junge Mann lachte wieder.

"Nun, so schlimm wird's wohl nicht sein", sagte er. "Ich denke doch, ich habe Zeit genug."

Als ich den Wagen verließ, rief ich ihm noch zu:

"Die Zeit ist kurz. Lassen Sie es sich gesagt sein! Der Tod kann sehr schnell kommen. Aber wenn Sie sich zu Jesu wenden, der auch für Sie gestorben ist, brauchen Sie weder Tod noch Grab zu fürchten."

Der junge Mann bekleidete seinen Posten erst sechs oder sieben Wochen. Ich hatte ihm manches Schriftchen gegeben und, da die Strecke im allgemei-

nen wenig befahren wurde, öfters Gelegenheit gehabt, ein ernstes Wort mit ihm zu reden.

Am nächsten Morgen benutzte ich die Straßenbahn wieder. Zu meiner Verwunderung fand ich einen anderen Schaffner. Auf Befragen erzählte mir der Mann, sein Kamerad lebe nicht mehr. Er habe am dienstfreien Nachmittag des vorigen Tages eine Vergnügungsfahrt gemacht, sei beim Hinüberspringen von einem Wagen zum anderen ausgeglitten und überfahren worden. Seine Verletzungen seien so schwer gewesen, daß er bereits nach ein paar Stunden gestorben sei.

Wie mir zumute wurde bei dieser erschreckenden Nachricht, kann nur der verstehen, der selbst ähnliches erlebt hat. Zu meiner großen Erleichterung durfte ich aber noch im Laufe des Tages erfahren, daß der junge Mann nicht hoffnungslos dahingegangen war. In Seiner Langmut hatte Gott sich ihm noch vor seinem Tode zu erkennen gegeben als den Gott-Heiland. In letzter Stunde hatte er Christum angenommen und dabei sogleich den Wunsch geäußert, daß der Herr, der ihm so manches Schriftchen gegeben habe, zu wissen bekomme, daß er nicht ohne seinen Heiland gestorben sei. Ich erfuhr diese Dinge, als ich am gleichen Tage die Wohnung des Verunglückten aufsuchte. Neben der Leiche stehend, dachte ich darüber nach, wie verhängnisvoll es doch ist zu denken: Es hat noch Zeit! Ein warnenderes Beispiel als die Geschichte dieses jungen Mannes könnte ich mir kaum denken. „Ich denke, ich habe Zeit genug“, hatte er mir noch am Morgen des Tages gesagt, an dem er des Abends kalt und starr auf der Bahre lag.

Das Wort: Es hat noch Zeit! ist eine besonders gefährliche Lüge Satans, des Lügners und Mörders von Anfang. Mit diesem Wort hat er schon unzählige Scharen so lang eingeschläfert, bis es für ewig zu spät war. Gott spricht ganz anders. Sein Wort sagt: Heute! Schon dem David war dieses Wort „Heute“ gegeben worden. Es heißt im 95. Psalm: „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“ Der Schreiber des Hebräerbriefes führt dieses Wort wieder und wieder in eindringlichster Form an, indem er die Ermahnung an die gläubigen Hebräer hinzufügt, „solang es heute heißt“, sich jeden Tag zu ermuntern, „daß niemand verhärtet werde durch Betrug der Sünde“. (Hebr. 3, 13.) Der unselige Mann, von dem der Schreiber der ersten unserer beiden Erzählungen berichtet, hatte sich verhärtet durch den Betrug der Sünde. Welt und Sünde zogen ihn immer wieder in ihren Bann. Und weil in seinem Fall Menschenworte nicht halfen, griff Gott selbst in einer Weise ein, von der man eine Wirkung hätte erwarten sollen. Als aber auch dann die Wirkung ausblieb und statt ihrer ein weiteres Aufschieben, weitere Verhärtung eintrat, kam die plötzliche Zerschmetterung. Weil der Unglückliche nicht hören, sich nicht warnen lassen wollte und die immer aufs neue angebotene Gnade Gottes mit Füßen trat, reichte er sich selbst in die Schar der für ewig Unseligen ein, an die der Hebräerbrief denkt, wenn er sagt: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“

Wie langmütig Gott anderseits ist, beweist unsere zweite Erzählung. Die Welt und ihre Vergnügungen liebte auch dieser junge Mann. Auch er war in die

gefährliche Schlinge Satans: „Es hat noch Zeit!“ geraten. Da trat Gott in Gericht und Gnade ein. Wohl fand auch dieser junge Mann in einer plötzlichen Zerschmetterung sein Ende, aber es war kein Ende ohne Heilung. Gottes Rufen fand, wenn auch in elfter Stunde, eine Antwort, und statt ins Verderben, in die ewige Finsternis, ging er ins Paradies, ging zu Jesu, seinem Heiland und Erlöser. Heil war ihm „heute“, am Tage der Gnade, noch zuteil geworden. Immerhin, wie ernst ist auch diese Begebenheit!

Mein Leser, laß dich warnen! Es gibt der Warnungen heute so viele, mehr denn je. Jeder Tag mit seinen Beispielen plötzlicher Zerschmetterung ist eine Warnung, die dem, der Ohren hat zu hören, zuruft: Eile, rette deine Seele! Du hast keine Zeit zu verlieren! Nur das „H e u t e“ gehört dir, nichts weiter. „Siehe, j e t z t ist die wohllangenehme Zeit, siehe, j e t z t ist der Tag des Heils!“ (2. Kor. 6, 2.) Gottes Wort könnte nicht klarer und einfacher reden. Möchte denn seine Sprache, ja, möchte dieses Wort dir klar machen, mit wem du es zu tun hast! Laß dich durch die Mahnungen deines Gewissens, die Bitten gläubiger Freunde und vor allem durch das Rufen und Einladen des Gottes, der heute noch gnädig und langmütig ist, zu der Buße leiten, die dem Heil vorangeht! Laß dich veranlassen, ohne Zögern „dem kommenden Zorn zu entfliehen“ und „Zuflucht zu nehmen zum Ergreifen der vor dir liegenden Hoffnung“! (Hebr. 6, 18.)

Fido

Eine deutsche Familie, die vor Jahren nach Nordamerika ausgewandert war und sich im Staate Texas angesiedelt hatte, besaß einen tüchtigen Wächter der kleinen Viehherde in ihrem großen, ebenso klugen wie treuen Hunde Fido. Fido war der Liebling der ganzen Familie. Obwohl er nicht reden, sondern nur bellen und winseln konnte, keine Vernunft besaß und auf vier Beinen ging, erwies er der Familie bessere Dienste, als mancher gute, vernunftbegabte Freund es hätte tun können. Wenn Fido bei der Herde weilte, brauchte sich kein Mensch um sie zu kümmern. Er wich nicht von seinem Posten, und die Herde war in treuer Hut.

Die äußeren Verhältnisse der Farmersleute waren sehr einfach. Besonders entbehrungsreich war für sie der Winter. Da lag oft monatelang der Schnee so tief, daß die Familie von allem Verkehr abgeschnitten war. In solchen Zeiten fehlte es manchmal an den notwendigsten Lebensmitteln. Auch Fido mußte darunter leiden. Er ging dann häufig auf die Jagd, und oft brachte er ein Häslein mit heim. War nun der Hase zu klein für alle, dann bedurfte es nur des Rufs: „Fido, zu klein! Hol' einen anderen!“ und der Hund rannte in den nahen Wald und kam gewöhnlich bald mit einem zweiten Hasen zurück.

Daß die Familie diese Dienste ihres treuen vierbeinigen Freundes dankbar zu schätzen wußte, bedarf keiner Versicherung. Sie vergaß aber auch nicht, dem Geber alles Guten, dessen „alles Götter des Waldes“ ist (Ps. 50, 10), für solch freundliche Hilfe zu dan-

ken, denn alle kannten den großen Gott des Himmels und der Erde als ihren liebenden Vater.

Einmal aber wurde Fido in ganz besonderer und zugleich merkwürdiger Weise von Gott gebraucht, um seiner Herrschaft aus einer großen Verlegenheit zu helfen.

Bei der Feldarbeit leistete eine kleine Maschine fast unersetzliche Dienste. Eines Tages nun zersprang ein Teil an dieser Maschine, und es war nicht möglich, Ersatz dafür zu bekommen, da die Maschine ein älteres System war, das nicht mehr angefertigt wurde. Zur Anschaffung einer neuen Maschine aber fehlten die Mittel. Die Schwierigkeit war groß und trieb die Farmersleute ins Gebet. Die Erhörung kam auf eine Weise, an die kein Mensch denken konnte.

Um die Wohnung unserer Freunde her lagen in weitem Umkreis mehrere Farmen, denen Fido hie und da einen Besuch abstattete. Nun herrschte damals in jenem Lande die törichte Gewohnheit, fremden Hunden, die sich auf einer Farm zeigten, einen alten Blechfessel oder einen ähnlichen wertlosen Gegenstand um den Hals zu binden und sie, mit solchem Zierat geschmückt, wegzujagen. In den Tagen nun, wo das Maschinenteil zersprungen war, kehrte Fido auch einmal von einem derartigen Ausflug zurück. Wie üblich hing ihm ein Stück Eisen am Halse. Man nahm es ihm ab. Wie aber erstaunte man, als sich bei genauerm Zusehen herausstellte, daß es gerade das Maschinenteil war, das man so bitter nötig hatte. Es paßte genau. Im Handumdrehen war jetzt die Maschine wieder in Ordnung und lief wie früher.

Leider ging der treue Hund einige Zeit später ein, weil er ein Stück vergiftetes Fleisch gefressen



. . . In den Tagen, wo das Maschinenteil zersprungen war, kehrte Fido von einem derartigen Ausflug zurück. Wie üblich, hing ihm ein Stück Eisen am Halse. Man nahm es ihm ab. Wie aber erstaunte man, als sich bei genauerem Zusehen herausstellte, daß es gerade das Maschinenteil war, das man so bitter nötig hatte. Es paßte genau. Im Handumdrehen war jetzt die Maschine wieder in Ordnung und lief wie früher . . .

hatte. Es war ein wirklicher Schmerz für die ganze Familie. Man trauerte um Fido wie um einen guten Freund und sprach noch lange Zeit von ihm und der Hilfe, die Gott so manchmal durch den Hund gesandt hatte.

Wie heißt es doch in einem Psalm?

„Lobet Jehova von der Erde her! wildes Geklügel und alles Vieh!“ (Vergl. Ps. 148, 7. 10.)

Hat nicht auch Fido in seiner Weise dazu geholfen, daß Gott Lob geopfert wurde?

„Wo ist, o Tod, dein Stachel?“

Auf einer Evangelisationsreise besuchte ich auf Wunsch eines gläubigen Bekannten dessen Bruder, einen Gastwirt, der so ernstlich krank war, daß man mit seinem baldigen Tode rechnen mußte.

Zusammen gingen wir zu dem Kranken. Er saß in seinem Lehnstuhl, körperlich schwach, geistig aber klar. Mein Begleiter machte mich mit dem Leidenden bekannt, ließ mich dann aber mit ihm allein.

Ich erkundigte mich zunächst nach seinem Alter. Er zählte dreiundsiebenzig Jahre.

„Was sagt der Arzt von Ihrem Zustand? Gibt er Ihnen Hoffnung auf Besserung?“

„Mir kann kein Arzt mehr helfen. Ich weiß, daß es zu Ende geht.“

„Zu Ende, Herr Meier? Das ist aber ernst. Darf ich denn fragen, wo es mit Ihnen hingeht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das wissen Sie nicht? Da würde aber Ihr Bruder August eine ganz andere Antwort geben.“

„Ja, das weiß ich wohl. Der kommt in den Himmel.“

„Aber, Herr Meier, wissen Sie denn auch, daß, wer nicht in den Himmel kommt, in die Hölle geht?“

„Ja, auch das weiß ich. Die Bibel sagt es.“

„Und das sagen Sie so ruhig, Herr Meier? Es ist doch ein ganz schrecklicher Gedanke, in die Hölle zu kommen. Denken Sie nur: Für ewig in der Qual sein!“

Er wurde unruhig und seufzte tief auf.

„Beten Sie denn nicht, Herr Meier?“

„Ach, hätte ich es nur früher getan! Wie manche Schrift ist mir gegeben worden! Wie oft hat mein Bruder August mit mir geredet, und andere haben es getan! War auch schon in mancher Evangeliumsversammlung. Jetzt bin ich alt, das Leben ist dahin, und ich bin so unglücklich. O sagen Sie mir doch, wie ich errettet werden kann!“

„Das will ich gern tun. Deshalb bin ich ja gekommen, und ich darf Ihnen sagen, daß Ihr Bruder August in dieser Stunde für uns beide betet, für mich, daß Gott mir die rechten Worte gebe, und für Sie, daß Er Ihnen helfe, sie zu Ihrem Heil aufzunehmen. Aber nun beantworten Sie mir zunächst noch eine Frage, Herr Meier. Sie sind doch ein Sünder?!“

„Ja, ein ganz großer.“

„Haben manchmal gelogen?“

„Ja, viel und oft.“

„Auch geflucht?“

„Ja, oft genug.“

„Waren sicher auch manchmal betrunken?“

„Ja, auch das.“

„Ja, Herr Meier, dann haben Sie freilich Gott

oft betrübt und beleidigt, und Gott muß Sie wegen Ihrer Sünden ins Gericht bringen, denn Er ist ein heiliger und gerechter Gott. Aber der Herr Jesus, Gottes Sohn, ist gekommen, um den Sündern Gnade anzubieten. Und wer nun seine Schuld reumütig bekennt und das Sühnungswerk annimmt, das der Sohn Gottes für uns vollbracht hat, der ist frei von dem göttlichen Gericht, denn J e s u s hat sein Gericht getragen. So hat Ihr Bruder August Vergebung all seiner Sünden und Frieden mit Gott gefunden. So ist es mir ergangen, und so wird es auch Ihnen ergehen, wenn Sie den gleichen Weg gehen, den Weg zum Kreuz von Golgatha.“

Da ich sah, daß er meinen Worten aufmerksam lauschte, wies ich ihn noch besonders darauf hin, daß er, alt, schwach und dem Tode nahe, wie er war, unverzüglich unserem Beispiel folgen und keinen Tag aufschieben möge, zu Jesu zu gehen.

Ich muß gestehen, daß ich selten den Wert einer Menschenseele so tief gefühlt habe, wie bei dieser Gelegenheit. An dem Ort, wo der alte Gastwirt seit vielen Jahren wohnte, gab es kaum ein Haus, in welchem nicht ein Gläubiger war. Dennoch hatte Satan es verstanden, diese eine Seele mit viel List von dem großen Heil fernzuhalten.

Während wir uns unterhielten, trat die Frau des Kranken ins Zimmer. Ich teilte ihr etwas von dem mit, was ich ihrem Mann gesagt hatte, aber es schien keinen Eindruck auf sie zu machen.

Mittlerweile war es Zeit für mich geworden zu gehen. Bevor ich mich verabschiedete, nahm ich dem Kranken das Versprechen ab, nach meinem Fortgang dem Herrn Jesus zu sagen, welch ein großer Sünder

er sei, ein Mensch, der ein Leben der Lüge, des Gluckchens und des Trinkens hinter sich habe. Darauf kniete ich nieder — die Frau folgte meinem Beispiel, während er, da er nicht mehr knieen konnte, still die Hände faltete — und rief zum Herrn, daß Er sich über den alten Mann erbarmen und ihm die Augen ganz öffnen möge über seinen verlorenen Zustand, anderseits aber auch über die Größe und Vollkommenheit des Werkes von Golgatha.

Als wir uns von den Knien erhoben, trat sein Bruder August wieder ins Zimmer. In seiner Gegenwart dankte der Kranke mir herzlich dafür, daß ich ihm den Weg zum Himmel so klar gezeigt habe, und versprach mir in die Hand, meinem Rat zu folgen und noch am gleichen Tage so zu dem Herrn Jesus zu beten, wie ich es ihm gesagt hatte.

Dieses Versprechen hat der Kranke, den ich selbst nicht wiedergesehen habe, treu gehalten. Als sein Bruder, der nach meinem Weggang für einige Tage verreisen mußte, nach seiner Rückkehr wieder zu ihm kam, war sein Herz noch voll von dem, was er gehört hatte. Zwar hatte er den erbetenen Frieden noch nicht gefunden, aber es erging ihm wie dem Psalmisten, wenn er sagt: „Ich tat dir kund meine Sünde und habe meine Ungerechtigkeit nicht zugedeckt. Ich sagte: Ich will Jehova meine Übertretungen bekennen.“ (Ps. 32, 5.) Als der Bruder am nächsten Tage wieder zu ihm kam, wurde er mit den Worten empfangen:

„Meine Brust! O meine Brust!“

„Wie, hast du Brustschmerzen?“ fragte August.

„Nein, nein, aber die Unruhe, die Unruhe! Was soll ich nur machen?“

Der göttliche Pflug zog tiefe Furchen. Gottes Geist wirkte. Und obwohl August den Bruder immer wieder auf das vollbrachte Werk Christi hinwies, währte die Sündennot doch volle zehn Tage. Den eigenen Leuten war die Unruhe des Kranken ein Rätsel, für das sie keine Erklärung fanden. War denn der Vater nicht immer ein ordentlicher Mensch gewesen? Ihm konnte doch niemand etwas besonders Böses nachsagen. Ach, der natürliche Mensch ahnt ja nicht, wie es einer Seele zumute ist, wenn sie in das Licht Gottes kommt!

Am zehnten Tage empfing der Kranke seinen Bruder mit den überraschenden Worten:

„Der Herr Jesus ist für dich, aber auch für mich gestorben!“

August wollte seinen Ohren nicht trauen. Aber es bedurfte nicht vieler Worte, um ihn zu überzeugen, daß der Kranke wirklich zur rechten Tür eingegangen war. Er legte in den nächsten Tagen vor zwei erwachsenen Söhnen ein freudiges Bekenntnis von dem empfangenen Heil ab. Sie waren aus der Ferne gekommen, um den sterbenden Vater noch einmal zu sehen. Alle Unruhe war verschwunden. Keine Klage kam mehr über seine Lippen, nur Loben und Danken und freudiges Bekenntnis.

Die Kräfte des Kranken nahmen jetzt rasch ab. Wenige Wochen später entschlief er. Die letzten Worte, die er noch deutlich zu seinem Bruder sprach, lauteten:

„Wo ist, o Tod, dein Stachel? Wo ist, o Tod, dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch unseren Herrn Jesus Christus!“ (1. Kor. 15, 55. 57.)

Der größte Arzt

Willi G. aus L. wurde am Abend des 17. August 1897, während er in der Erziehungsanstalt, in der er aufwuchs, bei einem Gewitter das Fenster schloß, von einem Blitzschlag getroffen. Sein rechtes Auge verlor infolgedessen die Sehkraft. Der sofort hinzugezogene Augenarzt erklärte nicht nur, eine Heilung sei ausgeschlossen, sondern sprach auch die Befürchtung aus, daß der Knabe auf dem anderen Auge ebenfalls erblinden werde.

Wie er befürchtet hatte, so kam es. Im Oktober des gleichen Jahres rief Willi eines Morgens laut weinend:

„Nun bin ich ganz blind!“

Man brachte ihn zu dem Direktor, einem gläubigen Manne. Alle hatten das innigste Mitleid mit dem armen Jungen. Kaum daß einer der Jungen an diesem Morgen gefrühstückt hätte. Man hörte viel Schluchzen. Nach der Andacht sagte der Direktor:

„Heute morgen fällt der Unterricht aus...“

Die nächste Stunde brachte man mit Gebet für Willi zu. Zuvor aber wurde an seine Eltern telegraphiert, was ihrem Sohn begegnet sei.

Als die Eltern die Nachricht empfangen, breitete die Mutter, wie einst Hiskia, den Brief vor Gott aus, und ihr Herz wurde ganz still.

Während man in der Schule für Willi betete, saß er selbst mit dem Töchterchen des Direktors im Garten unter einer Eiche. Da sagte die kleine Marie zu ihm:

„Ich wollte, du könntest die schönen Eicheln sehen, die vom Baum herunterfallen.“

Willi stand von der Bank auf und fühlte auf der Erde nach den Eichel. Plötzlich rief er laut:

„Ich kann wieder sehen!“

„Was kannst du sehen?“ fragte Mariechen.

„Da liegt ja eine Eichel!“ rief er und hob sie auf.

Schnell lief Mariechen hinauf in ihres Vaters Studierzimmer. Sie fand ihn auf den Knien.

„Vater, Mutter!“ rief sie, „Willi kann wieder sehen.“

In demselben Augenblick trat auch Willi ins Zimmer und sagte:

„Hier bin ich. Ich kann wieder ganz gut sehen.“

Nun wurde sofort ein zweites Telegramm an seine Eltern gesandt, das die Worte enthielt:

„Willi kann auf beiden Augen sehen.“

In der Anstalt herrschte größte Freude. Der Augenarzt, ein bedeutender Spezialist und Universitäts-Professor, untersuchte die Augen genau, ließ sich alles erzählen und sagte dann:

„Mein Junge, du wirst jetzt besser und schärfer sehen können als früher.“

Später sammelte er alle seine Studenten, etwa zweihundert an der Zahl, um sich, stellte ihnen den geheilten Knaben vor, erklärte ihnen den Fall und fügte dann hinzu:

„Ich hatte zu dem Vater gesagt, keinerlei menschliche Geschicklichkeit werde dem Sohne helfen können, und ich müsse befürchten, der Knabe werde gänzlich erblinden.“

Darauf stand der Anstalts-Direktor, der mitgekommen war, auf und sagte:

„Herr Professor, als Sie damals erklärten, daß

keine menschliche Geschicklichkeit helfen könne, da wußte ich einen anderen Arzt. Ihm haben wir unsere Not gebracht, und Er hat unser Flehen erhört."

Da neigte der Professor das Haupt und sagte:

„Ja, der Sohn Gottes ist der größte Arzt des Leibes und der Seele. Das hat Er auch in diesem Falle bewiesen.“

Dieses Zeugnis des Professors machte einen tiefen Eindruck auf die Studenten.

So viel ich weiß, lebt Willi heute noch. Nach seiner wunderbaren Heilung war es sein Wunsch, ein Prediger des Evangeliums zu werden, um dadurch, daß er andere zu dem großen Arzt des Leibes und der Seele führte, dem Herrn seine Dankbarkeit zu beweisen.

Selig, ja, selig

Selig, ja, selig ist der zu nennen,
 Desß Hilfe der Gott Jakobs ist,
 Welcher vom Glauben sich nicht läßt trennen,
 Und hofft getrost auf Jesum Christ.
 Wer diesen Herrn zum Beistand hat,
 Findet am besten Rat und Tat.
 Halleluja!

Sollt' Er was reden, und doch nicht halten?
 Sollt' Er was sagen, und nicht tun?
 Kann auch der Wahrheit Kraft veralten?
 Kann auch Sein wallend Herze ruhn?
 O nein, Sein Wort steht felsenfest,
 Wohl dem, der sich auf Ihn verläßt!
 Halleluja!

Gott ist Liebe

Vor vielen Jahren besuchte ein Mann, der seine ganze Kraft und Zeit in den Dienst des Herrn gestellt hatte, das englische Dorf Dalmellington in der Grafschaft Northamptonshire. Auf den Straßen und in den Häusern verkündigte er das Evangelium und wies die Bewohner auf den Ernst ihrer Lage hin. Welchen Erfolg seine Bemühungen hatten, weiß ich nicht. Ich glaube aber nicht, daß er groß war. Jedenfalls hielt der Evangelist es für angebracht, die Dorfbewohner an das, was er ihnen oft genug gesagt hatte, auf irgend eine nachdrückliche Weise zu erinnern. Das tat er, indem er in der Nacht vor seiner Abreise auf das steinerne Geländer der mitten im Dorfe liegenden Brücke in großen, roten Buchstaben die Worte malen ließ:

G o t t i s t L i e b e .

Als die Dorfbewohner am folgenden Morgen diese Aufschrift an ihrer Brücke lasen, war die Aufregung groß. Die allgemeine Meinung ging dahin, sie müsse entfernt werden. Einige schlugen vor, sie wegzuschleuern, andere, die gründlicher vorgehen wollten, beantragten, das Geländer neu zu verputzen; ein Wirt versprach sogar demjenigen eine „gute Flasche“, der die Aufschrift mit Teer überstreichen würde. Aber niemand legte Hand an, um einen dieser Vorschläge auszuführen. Und so blieb die Botschaft „Gott ist Liebe“ stehen und wurde jahrelang von Einheimischen und Auswärtigen — es kamen auch manche Wanderer durch das Dorf — gelesen.

Endlich raffte der Gemeinderat sich zu einer entscheidenden Tat auf. In einer Sitzung wurde der Antrag eingebracht, die Argernis erregende Brückenaufschrift doch endlich zu entfernen, und sie wurde daraufhin mit Farbe überstrichen. Aber mit der Deckfähigkeit dieser Farbe mußte es wohl nicht weit her sein. Die Bewohner von Dalmellington entdeckten zu ihrem Ärger, daß unter der Einwirkung von Sonnenschein und Regen die alten roten Buchstaben allmählich wieder zum Vorschein kamen. Wieder war deutlich zu lesen: „Gott ist Liebe“. Da beschloß der Gemeinderat, eine steinerne Platte über der Aufschrift anzubringen, um so die Buchstaben ein für allemal zu verdecken. So geschah es denn auch, und seitdem haben die Bewohner von Dalmellington keine Ursache mehr, sich über die Tatsache zu ärgern, daß **G o t t**
L i e b e i s t.

Als der Bote des Herrn über die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes zu ihnen redete, sagten sie, sie wünschten von Seiner Liebe zu hören und nicht von Seinem Zorn. Als ihnen dann aber die Botschaft von Gottes Liebe Tag für Tag vor Augen gestellt wurde, ärgerten sie sich darüber und machten es wie die Welt, die vor neunzehnhundert Jahren die wunderbare Gabe Gottes, Seinen eingeborenen, geliebten Sohn, verworfen hat. Tatsache ist, daß der Mensch weder an Gottes Liebe noch an Seinen Zorn erinnert werden will. Es ist ihm unbequem und lästig, überhaupt mit Gott zu tun zu haben, denn Gott ist heilig, und der Mensch ist ein Sünder. Er möchte ohne Gott glücklich sein und den Neigungen seines unbüßfertigen Herzens leben. Aber das ist gefährlich. Denn wer der Liebe Gottes nicht heute sein Herz öffnen

will, wird vielleicht schon morgen, einmal aber ganz gewiß Seinen Zorn schmecken müssen, und es steht geschrieben: „Furchtbar ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“.

Gott ist Liebe.

Diese Liebe ist eine herrliche Wirklichkeit, keine Lehre. Sie ist Kraft und Leben, eine Tat. Sie hat sich in ihrer ganzen Größe am Kreuz erwiesen, wo Gottes Sohn für Seine Feinde starb. Diese Liebe ist ohnegleichen. Wenn jemand für einen Freund, oder für einen gütigen Menschen, von dem er viele Wohltaten erfahren hat, sein Leben einsetzt, so ist das etwas Großes und wird von den Menschen mit Recht hoch gerühmt. So etwas ist im Laufe der Zeit auch schon öfter vorgekommen. Aber daß Gott den Sohn Seiner Liebe gab, um für gottfeindliche, gottlose und hassenswerte Menschen zu sterben, das steht einzig da. Es ist eben göttlich. Auf diese Weise hat Gott gezeigt, wie Er liebt. Und von dieser Liebe wollten die Leute von Dalmellington nichts wissen.

Vielleicht hat auch der Leser schon über diese Liebe gespottet. Aber, mein Freund, dann laß sie dir noch einmal vorstellen! Schon mehr als ein Spötter hat in seinem späteren Leben sich beschämt unter Gottes Liebe gebeugt. Das ist ja das Große an ihr, daß sie immer aufs neue dem Menschen entgegentritt, trotz seines Widerstandes und seiner Schmähungen. Allerdings, einmal geht Gottes Langmut zu Ende. Und wenn der Mensch die ihm gebotene Gnadenzeit unbezogen verstreichen läßt, so wird er zu seinem ewigen Schrecken erfahren müssen, daß Gott auch Licht ist, und daß Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit ebenso vollkommen sind wie Seine Liebe. Das Gericht an

dem u n b u ß f e r t i g e n Sünder wird in seiner Größe und Majestät der Liebe Gottes an dem b u ß f e r t i g e n entsprechen.

Paß in Ordnung!

Vor zwei Jahren lebte in einem Dorfe des Schweizer Jura ein junger Mann. Er war verheiratet und Vater eines Kindes. Für seinen kleinen Handel, aber vielleicht noch mehr aus Liebhaberei, hatte er sich ein Motorrad angeschafft. Er war ein leidenschaftlicher Fahrer, einer von den Leuten, die nicht zufrieden sind, wenn sie es nicht auf 70, 80 oder gar 100 Kilometer in der Stunde bringen.

Eines Tages, es war im Sommer 1927, machte er wieder eine seiner bekannten Rennfahrten nach einem Dorf, wo er etwas zu tun hatte. Er kam beizeiten an und erledigte sein Geschäft. Anstatt dann aber bald zurückzufahren, hielt er sich länger auf, als nötig war, und als er sich endlich zur Heimkehr anschickte, begann es bereits zu dunkeln. Um nicht in der finsternen Nacht fahren zu müssen, schlug er ein noch schnelleres Tempo an, als er es bei Tage getan hatte. So kam es, daß er bei einer starken Wegkrümmung einem entgegenkommenden Motorrad nicht richtig ausweichen konnte. Wenn es auch keinen regelrechten Zusammenstoß gab, streifte doch das eine Rad das andere, und er wurde mit Gewalt zur Erde geschleudert. Nur mühsam gelang es ihm, sich zu erheben und sein Rad wieder in Gang zu bringen. Er hatte zwar äußerlich keine besonderen Verletzungen erlitten, aber er merkte, daß er nicht ohne inneren Schaden

davongekommen war. Mit großer Kraftanstrengung und unter wachsenden Schmerzen erreichte er seine Wohnung. Der Arzt, den seine Leute sofort kommen ließen, beurteilte den Fall sehr ernst und ließ den Verunglückten zur weiteren Beobachtung in seine Klinik bringen. Er hatte sich nicht getäuscht. Acht Tage nach dem Unfall gab der innerlich Schwerverletzte seinen Geist auf.

Der Arme hatte in der Woche bis zu seinem Tode viel zu leiden. Es war am sechsten Tage nach dem unglücklichen Sturz, als ich in dem Dorfe hörte, der Zustand habe sich so verschlimmert, daß N. wohl nur noch einige Stunden zu leben habe.

Ich hatte den jungen Mann von Jugend auf gut gekannt und fühlte mich innerlich gedrängt, ihn zu besuchen. Es war auch wohl keine Zeit mehr zu verlieren. Ich befehl mich dem Herrn für den ernststen Gang und begab mich dann zur Klinik. Es war schon ziemlich spät am Abend, und ich mußte lang warten. Da der Verunglückte eigentlich zu schwach war, um den Besuch eines Fremden zu empfangen, schien man wenig geneigt zu sein, mir den Zugang ins Krankenzimmer zu gestatten. Wieder wandte ich mich zum Herrn mit der herzlichen Bitte, mir den Weg zu dem Sterbenden zu bahnen und den Feind der Seelen nicht triumphieren zu lassen. Und Gott hörte. Man führte mich ins Krankenzimmer. Fünf oder sechs Personen waren zugegen: der Arzt, sein Personal und Verwandte. Die Schwäche des armen Mannes war so groß, daß man mir nur drei Minuten gab, um zu ihm zu reden. Die Minuten waren also in der Tat kostbar. Ich beugte mich ganz nahe zu ihm herab und flüsterte ihm ins Ohr:

„Weißt du, mein lieber N., daß du einen Paß nötig hast, um in den Himmel zu gehen, und daß dieser Paß Jesus ist, von dem geschrieben steht, daß Sein Blut uns von aller Sünde reinigt?“ Diesen wenigen Worten fügte ich noch ein ganz kurzes Gebet hinzu, einem Stoßseufzer vergleichbar, wie auch wohl Nehemia gebetet haben mag, bevor er dem König Artastasta, seinem Herrn, auf dessen Frage Antwort gab. (Vergl. Neh. 2, 4.) Dann verließ ich das Zimmer.

Dies geschah am Freitagabend. Am Sonntagmorgen vernahm ich, daß N. bereits diese Erde verlassen habe, aber — mit seinem Paß in Ordnung! Der Herr hatte meine wenigen Worte an seiner Seele gesegnet. In ganz außergewöhnlicher Weise war sein Gewissen dadurch berührt worden. Wieder einmal hatte der Eine, der größer ist als Satan und der den Feind der Seelen am Kreuze besiegt hat, sich als der Stärkere erwiesen. Er hatte geantwortet auf „die Stimme des Armen, der zu Ihm schrie“, und Gott hatte ihm seine Schuld auf Grund des für Sünder geopfertem teuren Lebens Seines Sohnes vergeben. Der Vater und die Schwester, die nicht aus der Gegenwart des Sterbenden wichen, hatten mit tiefer Bewunderung die Veränderung wahrgenommen, die mit ihrem Sohn und Bruder vorging. Ähnliches hatten sie nie vordem erlebt. Wieder und wieder hatte er geflüstert:

„Glaubt ihr mir nicht? Wißt ihr nicht, daß ich meinen Paß in Ordnung habe?“

Wir haben dem Herrn mit anderen Gläubigen für diese große Rettung gedankt. Einem großen Sünder hatte der gnädige und barmherzige Gott einen großen Heiland gegeben.

Ein halbes Jahr später ist auch die junge Gattin des so unerwartet Heimgegangenen, welcher der Schmerz um den Dahingeshiedenen am Lebensmark zehrte — eine hinzutretende unheilbare Krankheit tat das übrige — zum Herrn gegangen. Die Tage der Prüfung hatten sie dahin gebracht, zu erkennen, was die Welt ist — ihr Glück nur Schein. Indem sie sich zu dem Herrn des Lebens wandte, war auch ihr das ewige Leben geschenkt worden.

So dürfen wir in bezug auf diese beiden, deren Schicksal die Welt beklagenswert nennen mag, mit dem Psalmisten dankbaren Herzens ausrufen:

„Der Herr hat Großes an ihnen getan: Des sind wir fröhlich!“

Die erste Lüge

Albert war der einzige Sohn einer gläubigen Witwe. Seinen Vater hatte er nie gekannt. Mit umso innigerer Liebe hing er an der Mutter, deren ganze Freude er war. Es war Frau Waldeck's Bestreben gewesen, ihr einziges Kind von früh auf in den Wegen und Geboten des Herrn zu erziehen, und Albert hatte gelernt, sich dem Worte Gottes zu unterwerfen. Schon in jungen Jahren hatte er Jesum als seinen Heiland angenommen.

Die Zeit kam, wo Albert, wie andere junge Leute, sich selbst seinen Lebensunterhalt verdienen mußte. Die Mittel, die nach des Vaters Bestimmung zu seiner Ausbildung verwandt werden sollten, waren nahezu erschöpft, und es war nur natürlich, daß Albert nicht wünschte, seiner Mutter länger als nötig zur Last zu fallen.

Die gewünschte passende Stelle fand sich aber nicht so leicht. Albert mußte erfahren, daß die Welt voll junger Leute war, die gleich ihm ins Leben hinaustraten. Mehrmals glaubte er, den rechten Platz gefunden zu haben, aber stets kamen andere ihm zuvor. Auf diese Weise verging ein Jahr, ohne daß er seinem Ziel näher gekommen wäre, während die Notwendigkeit, zu verdienen, immer dringender wurde. Frau Waldbruck tröstete ihren Sohn, den die vielen Enttäuschungen nicht wenig niederdrückten, indem sie ihn auf Gott hinwies und daran erinnerte, daß Er verheißen habe, denen, die Ihn lieben, kein Gutes vorzuenthalten.

Eines Tages empfing Albert den Besuch eines guten Freundes, der um seinen Wunsch wußte und sich auch schon nach Kräften bemüht hatte, ihm zu dem ersehnten Ziel zu verhelfen. Walters Vater, der Rechtsanwalt war, hatte erfahren, daß einer seiner Klienten, Baron von Elmer, einen Privat-Sekretär suche, und Albert daraufhin für diesen Posten so warm empfohlen, daß Herr von Elmer schrieb, er wolle es mit dem jungen Mann versuchen, vorausgesetzt daß er Protestant und nicht über zwanzig Jahre alt sei. Voller Freude war Walter mit dieser Nachricht zu seinem Freunde geeilt, und man kann sich denken, wie dankbar Albert dafür war, daß Gott, wie er meinte, endlich seine Gebete erhört habe, und er nun imstande sein werde, für sich selbst zu sorgen. Als er aber des Barons Brief las, umwölkte sich seine Stirn, und enttäuscht rief er:

„Ich bin ja zu alt! Vor einigen Tagen bin ich einundzwanzig geworden.“

„Das macht doch nichts“, erwiderte Walter.

„Was haben denn die paar Tage zu sagen? Und Herr von Elmer weiß es ja nicht.“

„Aber ich weiß es.“

„Unsinn, du wirst eine solche Gelegenheit doch nicht wegen einer derartigen Kleinigkeit fahren lassen!? Herr von Elmer ist ein Mann von großem Einfluß, und sein Sekretär kann es zu etwas bringen.“

„Das weiß ich, und es tut mir deshalb doppelt leid, daß ich für den Posten nicht in Frage komme.“

„Ach was! Herr von Elmer wird schon nicht nach deinem Geburtschein fragen, und solche Nebensächlichkeiten sind überhaupt des Erwähnens nicht wert. Man würde in der Welt ja garnicht vorwärtskommen, wenn man über Gewissensbedenken dieser Art stolpern wollte.“

„Dann ist es besser, nicht vorwärtszukommen“, entgegnete Albert ernst. „Es ist wichtiger, ein Gewissen ohne Anstoß zu haben, als es in der Welt zu etwas zu bringen.“

„Aber um solcher Lappalie willen?! Es wäre etwas anderes, wenn du dich als Protestantenausgäbest, ohne es zu sein. Doch dies — ich versteh' dich wirklich nicht, Albert. Es wäre doch ein so großer Verlust für dich, wenn du auf die Stelle verzichten müßtest.“

„Mag sein. Doch es wäre ein noch größerer Verlust für mich, wenn ich sie mir durch eine Lüge erkaufen wollte“, entgegnete Albert. „Diese Sünde würde sich wie eine finstere Wolke zwischen meine Seele und Gott lagern. Ich habe einmal in meinem Leben gelogen; aber mit Gottes Hilfe werde ich es nie wieder tun, und mag es sich um eine noch so geringfügige Sache handeln.“

„Du gelogen, der du das gute Gewissen selber bist? Wie ist das denn zugegangen?“

„Ich erinnere mich der Einzelheiten noch so genau, als wäre es erst vorige Woche gewesen. Damals habe ich einen ernstesten Denkfzettel erhalten, der mir ein für allemal das Lügen verleidet hat. Doch die Geschichte ist ein wenig lang. Das Zuhören könnte dich ermüden.“

„Was denkst du? Ich bin ganz gespannt. Wer weiß? vielleicht überzeugt mich dein Erlebnis, daß du auch diesmal recht hast, wo du dir deine Aussichten so glattweg zerstören willst.“ Die Stimme des Sprechers hatte einen leichtspöttischen Beiflang, was sein Freund aber nicht beachtete.

„Gut, höre also!“ versetzte er.

„Das erste, das ich mich erinnere, im Leben gesehen zu haben, ist das Gesicht meiner lieben Mutter, das zweite war eine altmodische, braune Porzellan-Kanne mit wunderbaren weißen Reiterfiguren, die eine Jagd darstellten. Diese Kanne, die meine Mutter hoch in Ehren hielt, weil sie ein altes Familienstück war, stand beständig auf einem kleinen runden Tisch in meinem Spielzimmer, und ich stand oft davor und bewunderte die schmucken Reiter mit ihren Hunden. Doch anfassen durfte ich die Kanne nicht. Und wenn Brigitte, unser Mädchen, mir hin und wieder erlaubte, mir selbst meine Milch daraus auszugießen, geschah es nicht ohne die Warnung: „Nimm dich in acht und zerbrich Mamas Kanne nicht!“

Ich war ungefähr fünf Jahre alt. Topsy, ein kleiner schwarzer Pinscher, war mein beständiger Spielfkamerad. An einem Nachmittag spielten wir zusammen mit einem Ball im Kinderzimmer. Plötzlich



gab es ein Gepolter. O weh! Der schöne weiße Griff der Kanne lag in zwei Stücken auf dem Tisch, und die Kanne selbst mit abgesprungenem Rand auf dem Fußboden. Der Ball hatte sein Ziel verfehlt und die Kanne getroffen. Topsy, als er meinen Schreck gewahrte, setzte sich schwanzwedelnd zu meinen Füßen und sah mir ins Gesicht, als wolle er fragen: „Wer hat für diesen Schaden aufzukommen?“

Brigitte, die das Gepolter gehört hatte, stürzte sogleich ins Zimmer und rief zornig:

„So, da hast du also glücklich Mamas schöne Kanne zerbrochen! Ich dachte mir schon, daß du mit deinem dummen Ball noch Unheil anrichten würdest. Warte nur, ich werde dafür sorgen, daß er ins Feuer kommt.“

Sie suchte den Ball zu erhaschen, aber ich griff ihn schnell, hielt ihn fest und rief:

„Ich habe die Kanne nicht zerbrochen. Topsy hat es getan.“

Dabei fühlte ich aber, wie mir das Blut in die Wangen schoß, und ich konnte Brigitte nicht in die Augen sehen.

„Du böser, ungezogener Junge!“ rief das Mädchen in hellem Zorn, „nun willst du auch noch lügen? Komm sofort mit zur Mutter. Wollen mal hören, was sie zu der Geschichte sagen wird.“ Damit faßte sie mich am Arm.

„Ich will nicht zu Mama“, sagte ich, mich losreißend. Aber Brigitte war stärker als ich und schleppte mich ins Wohnzimmer.

Meine Mutter blickte sehr erstaunt auf, als ich wie ein kleiner Strafgefangener schluchzend vor sie gebracht wurde.

„Was ist denn los, Berti?“ fragte sie mich.

„Er ist ein böser, ungezogener Junge, Frau Waldbrock“, antwortete Brigitte für mich. „Er hat die schöne Milchkanne mit seinem dummen Ball zerbrochen und hat mich dazu noch belogen und die Schuld auf Topsy geschoben.“

„Es ist auch Topsy gewesen; und du bist ungezogen und böse, weil du sagst, ich hätte es getan, und weil du den Ball verbrennen willst“, schluchzte ich.

„Berti, Berti!“ wies meine Mutter mich zurecht, während Brigitte die Hände zusammenschlug und ausrief:

„Nein, so was ist mir noch nicht vorgekommen!“

„Es ist gut, Brigitte“, sagte meine Mutter. „Lassen Sie mich jetzt mit Berti allein.“

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, nahm sie mich auf den Schoß, küßte mich und sagte zärtlich:

„Nun, mein Liebling, erzähle mir alles, was vorgefallen ist.“

Ach, wie gern hätte ich das getan! Aber nachdem ich einmal die Unwahrheit gesagt hatte, besaß ich nicht mehr den Mut, die Wahrheit zu bekennen. Dazu fürchtete ich Brigittes Drohung. Sicher würde sie Mama überreden, den Ball zu verbrennen, sobald herauskam, wie der Schaden entstanden war. Anstatt also meine Schuld zu bekennen, erzählte ich eine glaubwürdig klingende Geschichte, nach der Topsy auf den Tisch gesprungen war, als ich mit ihm Ball spielte, und dabei die Kanne heruntergerissen hatte.

„Es ist sehr, sehr schade, daß die schöne Kanne zerbrochen ist“, sagte meine Mutter — und ich merkte, wie leid es ihr tat —; „doch daran ist nun nichts

mehr zu ändern, und ich sehe keinen Grund, dich zu tadeln, außer dafür daß du gegen Brigitte so unartig gewesen bist.“

„Keinen Grund mich zu tadeln?!“ dachte ich, mich innerlich tief schämend, und schluchzte lauter als vorher.

„Still, Berti! Deine Tränen machen den Schaden nicht wieder gut! Du brauchst deshalb nicht so zu weinen.“

„Sie sagte, sie wollte den Ball verbrennen“, schluchzte ich in dem Gefühl, daß mein Kummer verdächtig sei, wenn ich keine andere Veranlassung dazu hatte.

„Deinen Ball verbrennen für Topsy's Schuld? Nein, das wäre nicht recht. Aber hat auch wirklich Topsy die Kanne zerbrochen?“

„Ja, Mama.“

„Dann höre auch auf zu weinen! Wir können den armen kleinen Topsy nicht bestrafen, denn er wußte nicht, was er tat. Oder sollen wir ihm heute sein Abendbrot entziehen?“

„O nein, Mama.“

Wie gemein es war, die Schuld auf Topsy abzuwälzen, war mir bis zu diesem Augenblick nicht zum Bewußtsein gekommen, und ich fühlte, daß, wenn er wirklich bestraft werden sollte, ich die Wahrheit unter allen Umständen bekennen müsse. Aber ich wußte auch, daß meine gute Mama, die höchst selten und ungern strafte, nur scherzte.

Mit einem Kuß wurde ich entlassen. Meinen Ball in der Hand, lief ich in den Garten. Doch ich glaube, ich wäre in diesem Augenblick glücklicher gewesen, wenn Mutter ihn mir fortgenommen hätte.

Ich wußte, daß es Sünde war zu lügen, und meine Schuld lag mir, wenigstens für den Augenblick, schwer auf dem Gewissen. Immerhin war meine Freude darüber, im Besitz des schönen Balles bleiben zu dürfen, größer als der Schmerz über die Verunreinigung meines Gewissens. So rannte ich mit Topsy durch den Garten, tummelte mich beim Ballspiel mit ihm im Grase herum und vergaß über all dem Spaß bald, daß ich gelogen hatte.

Allmählich aber wurde ich des Spielens überdrüssig. Die Sonne neigte sich zum Untergang, und ein grauer Nebelschleier zog sich über den Himmel. Die großen Eibenbäume des Gartens begannen sich in ein düsteres, gespensterhaftes Halbdunkel zu hüllen, und ein seltsames Gefühl von Verlassenheit beschlich mich. Es schien mir, als seien Topsy und ich nur noch allein auf der Welt. Alles war wie ausgestorben um mich her. Ich wünschte, Brigitte möchte kommen und mich zu Bett bringen. Doch es wurde dunkler und dunkler, und sie kam nicht. Topsy, dem es in meiner Gesellschaft jetzt langweilig wurde, machte sich davon. Ich fing an, mich zu fürchten und ging ins Haus. An der Tür aber fiel mir ein, daß ich meinen Ball besser nicht mit hineinnähme. Brigitte, die sehr energisch war, wäre imstande gewesen, ihn trotz der gegenteiligen Ansicht meiner Mutter zu verbrennen. Im Gebüsch war ein altes Vogelnest. Dort konnte ich ihn sicher verbergen. Als ich an den Busch trat, flog freischend ein Vogel daraus hervor. Der arme, durch mich so unsanft aufgestörte, kleine Vogel erschreckte mich so, daß ich heftig zu zittern begann. Ich ließ den Ball ins Nest fallen und rannte dem Hause zu. Wie feige macht doch ein schlechtes Gewissen!

Brigitte war weder in der Küche noch im Kinderzimmer. Ich war jetzt nicht mehr bange vor ihr, seit mein Ball in Sicherheit war, und es verlangte mich, zu Bett gebracht zu werden. So ging ich zum Wohnzimmer. Die Tür stand ein wenig offen. Gerade als ich kam, hörte ich meine Mutter sagen:

„Sie müssen im Irrtum sein, Brigitte. Es würde mir das Herz brechen, wenn ich denken müßte, daß Bertl mich so belogen hätte!“

„Diesmal hat er bestimmt gelogen, Frau Waldbrock. Es tut mir leid, darauf bestehen zu müssen“, sagte das Mädchen fest.

Ich wartete nicht länger, um mehr zu hören, sondern schlich wie ein Verbrecher davon, ging leise die Treppe hinauf in mein Schlafzimmer, zog mich so schnell, als es mir ohne Hilfe möglich war, aus und kroch tief unter die Bettdecke. Aber ich konnte nicht einschlafen. Ich erwartete, daß jemand nach mir sehen würde. Aber es dauerte an diesem Abend merkwürdig lange, bis Brigitte kam.

„Ach, da bist du?“ sagte sie. „Ich habe dich überall gesucht. Warum hast du nicht gewartet, bis ich dich ins Bett tat?“

„Ich kann ohne dich zu Bett gehen“, erwiderte ich, mich auf die andere Seite drehend.

„Ja, das glaube ich. Jungens, die alt genug sind, um so häßlich lügen zu können, sind auch alt genug, um sich selbst auszuziehen. Aber gebetet hast du heute abend gewiß nicht?“

„Ich bete mit Mama, wenn sie kommt.“

„Mama wird heute abend nicht zu dir kommen. Sie ist plötzlich krank geworden“, sagte Brigitte, und ihre Stimme klang etwas milder.

Ich war wie gelähmt vor Schreck. Ich dachte nicht anders, als daß ich wirklich meiner Mutter das Herz gebrochen habe, und sie nun sterben werde.

„O Brigitte, kann es nie wieder ganz gemacht werden?“ fragte ich schluchzend.

„Gewiß, ich habe die Stücke aufgehoben. Die Kanne ist ja nicht ganz zerbrochen. Aber du hättest deswegen nicht lügen sollen.“

„Ich meine garnicht die Kanne, ich meine Mamas Herz.“

„O weh, das Kind spricht im Fieber!“ rief Brigitte, während ich mich weinend im Bett aufrichtete. „Leg dich schön wieder hin. Bitte Gott, dir zu vergeben und deine liebe Mutter wieder gesund zu machen, und dann schlafe ruhig ein!“ Damit deckte sie mich sorgsam zu und ging hinaus.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Immer sah ich Mamas Gesicht totenblaß vor mir. Ich setzte mich wieder und wieder im Bett aufrecht und lauschte, ob ich nicht irgend ein Geräusch aus ihrem Zimmer, das an das meinige stieß, hören könne, aber obgleich ich meine Ohren sehr anstrengte und den Atem anhielt, vernahm ich nichts — es blieb ganz still. Ich werde die Angst dieser Stunden nie vergessen. Beten konnte ich nicht, und obgleich ich meine Augen schließlich kaum mehr offen halten konnte, wagte ich doch nicht einzuschlafen, aus Furcht, ich möchte da erwachen, wo die Lügner ihr schreckliches Teil finden.

Ganz früh am Morgen kam der Arzt. Ich hörte ihn auf der Treppe zu Brigitte sagen: „Einige Tage lang können wir nichts sagen. Wir müssen abwarten.“ Dann kam Brigitte in mein Zimmer, und ich forschte ängstlich, wie es Mama gehe.

„Sie ist sehr krank. Schlaf' wieder ein!“ erwiderte sie freundlich, aber sehr ernst.

Lange vor der gewöhnlichen Zeit stand ich auf und zog mich an, in der Absicht, sogleich zu meiner Mutter zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten. Aber Brigitte wollte es nicht zulassen. Der Arzt hatte äußerste Ruhe angeordnet.

Bald schon kam er wieder. Ich wartete unten, bis ich glaubte, er sei gegangen, und lief dann hinauf in Mamas Zimmer. Doch der Arzt war noch nicht fort. Gerade als ich die Tür öffnen wollte, trat er heraus.

„Du darfst hier nicht herein, kleiner Mann“, sagte er. „Deine Mama darf nicht gestört werden.“

Seine Stimme klang freundlich, aber auch er sah sehr ernst aus, und ich fürchtete, er werde nicht imstande sein, Mamas Herz wieder ganzzumachen. Ob Brigitte ihm wohl gesagt haben mochte, daß ich es zerbrochen hatte?

„Armes Kind“, sagte der Arzt, als er in mein betrübtetes Gesicht sah und die Tränen bemerkte, die ich nicht länger zurückhalten konnte, „weine nicht, sondern bitte Gott, daß Er deine liebe Mutter gesund mache.“

O hätte ich nur beten können! Aber das wagte ich garnicht, denn ich war der Überzeugung, Gott sei zu sehr erzürnt über mich, um auf meine Worte zu achten.

Den ganzen Tag schlich ich wie ein Träumender umher. Niemand hatte Zeit für mich. Brigitte war viel zu sehr mit meiner Mutter Pflege beschäftigt, um heute irgendwelche Notiz von mir zu nehmen.

Am Abend kam der Arzt wieder. Ich stand auf

der Treppe, als er fortging. Er legte mir die Hand auf den Kopf, sah mich freundlich an und fragte: „Warum läufst du nicht in den Garten und spielst, mein Junge? Deine Mama wird dich nicht wiedererkennen, wenn sie aufsteht, und du schaust so trübselig drein.“

Sein Blick war aber nicht so hoffnungsvoll, wie seine Worte klangen, und sie vermochten mich nicht zu trösten. Traurig ging ich die Treppe hinauf und wartete, bis Brigitte aus Mutters Zimmer kommen würde. Ich wollte dann schnell einen Blick hineinwerfen. Es dauerte lange, bis sie kam, aber ich wartete geduldig. Endlich ging die Tür auf, und ich konnte meine Mutter sehen. Sie lag da mit weit offenen, glänzenden Augen und hochroten Wangen, ganz anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Und doch erschreckte mich ihr Anblick.

Sie sah mich, aber schien mich nicht zu kennen.

„Berti hat mich nie belogen. Berti würde mich gewiß nicht belügen“, sagte sie mit seltsam klingender Stimme, wie ich sie nicht an ihr gewöhnt war.

In diesem Augenblick kehrte Brigitte zurück und schloß die Tür, sodaß ich nichts mehr sehen konnte; aber die Worte meiner Mutter verfolgten mich, und ich hatte ein Gefühl, als müsse mein eigenes Herz brechen.

Mein Ball lag noch draußen in dem Vogelnest, in das ich ihn am Abend vorher gelegt hatte. Ich hätte jetzt nicht mit ihm spielen noch ihn ansehen mögen. War es mir bisher in meinem Elend ein Trost gewesen, ihn in Sicherheit zu wissen, so hatte ich jetzt das Gefühl, daß ich ihn haßte, weil er die Ursache war, daß ich meiner Mutter Herz durch eine

Lüge gebrochen hatte, und es wurde mir zur Gewißheit, daß ich den Ball verbrennen mußte. So lief ich in den Garten, holte ihn aus seinem Versteck, warf ihn in den Küchenherd und sah zu, wie die Flammen ihn verzehrten. Als der Ball verbrannt war, und ich nichts mehr von ihm sehen konnte als ein Stückchen zusammengeschrumpftes Leder, setzte ich mich hin und weinte, weil mein schöner Ball fort war, aber trotzdem fühlte ich mich glücklicher als seit dem Augenblick, da ich die Lüge ausgesprochen hatte. Ich hatte das Gefühl, als sei der erste Schritt auf dem Wege der Wiedergutmachung erfolgt. Nun fürchtete ich mich auch nicht länger, Gott um Vergebung zu bitten und Ihn anzuflehen, meiner Mutter zerbrochenes Herz wieder ganzzumachen.

Gott hörte auf meine Bitte. Meine Mutter genas, wenn auch langsam. Nach einer Woche wurde mir erlaubt, zu ihr zu gehen, unter der Bedingung, ganz still zu sein. Natürlich versprach ich das. Doch sobald ich meine teure Mama sah, sprang ich auf ihr Bett und vergaß ganz, was ich versprochen hatte.

„Mein lieber, kleiner Berti“, sagte sie, mich an sich ziehend, „wie wirst du deine Mama vermißt haben!“

„O Mama, ist dein Herz wieder ganz?“ rief ich und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Was ganz, Liebling?“

„Dein Herz. Du sagtest doch, es würde brechen, wenn ich eine Lüge sagte, und ich habe es getan. Nicht Topsy hat die Kanne zerbrochen, sondern ich mit meinem Ball. Die ganze Woche wollte ich es dir sagen, aber sie wollten mich nicht zu dir lassen. Ich dachte, dein Herz könne nie wieder ganz werden.“

„Mein armer kleiner Junge, warum hast du denn die Unwahrheit gesagt?“ fragte die Kranke in traurigem Ton.

„Brigitte sagte, du würdest meinen Ball verbrennen, und da fürchtete ich mich und sagte, Topsy habe es getan. Aber nun habe ich ihn selbst verbrannt, und es ist gut so. Nur der arme kleine Topsy fühlte sich so einsam ohne unser Spielzeug. Ich habe ein paar alte Strümpfe zusammengerollt, um damit mit ihm zu spielen. Es wäre doch nicht recht gewesen, ihn darunter leiden zu lassen, daß ich gelogen habe, nicht wahr, Mama?“

„Gewiß nicht, Liebling.“

Und dann schloß sie die Augen und sah so weiß aus. Ich glaubte, sie würde sterben. Doch nach einer Weile öffnete sie die Augen wieder, und ich sah, daß sie voll Tränen standen.

„Mein armer kleiner Junge“, sagte sie noch einmal, mich zärtlich an sich drückend, „es würde wirklich mein Herz brechen, wenn du etwas Böses tätest und nicht traurig darüber wärest. Daß du aber deinen Ball selbst verbrannt hast, beweist mir, daß du die Lüge bereust. Hast du nun auch den Herrn Jesus gebeten, dir zu vergeben?“

„Ja, Mama, gleich hinterher. Zuerst war ich immer zu bange, es zu tun.“

„Sollen wir Ihn denn jetzt zusammen bitten, daß Er dich bewahrt, je wieder eine Unwahrheit zu sagen?“

„Ja“, sagte ich und kniete an ihrem Bett nieder.

Nie werde ich vergessen, wie ernst meine teure Mutter in dieser Stunde für mich gebetet hat, daß ich für mein ganzes ferneres Leben die Wahrheit

lieben und nie um eines Haares Breite von ihr abweichen möge.“

Walter hatte aufmerksam und mit steigender Teilnahme der Erzählung gelauscht.

„Ja“, sagte er, als sein Freund schwieg, „recht hast du schon, obgleich ich um deinetwillen wünschte, es wäre anders.“

„Sag' das nicht“, erwiderte Albert. „Das Bewußtsein, zu handeln, wie es Gott gefällt, ist besser als Silber und Gold. Er wird mich nicht verlassen und gewiß bald einen Ausweg zeigen. Sage deinem Vater recht herzlichen Dank von mir und erkläre ihm den Grund, weshalb seine freundliche Bemühung mir nichts nützen kann.“

Recht enttäuscht ging Walter nach Hause und erzählte seinem Vater, weshalb Albert die Stelle nicht annehmen könne. Auch Herr Eggert meinte, Albert sei zu gewissenhaft, doch konnte er nicht umhin, den jungen Mann deshalb umso mehr zu achten. Er schrieb an Herrn von Elmer, bedauerte, daß Albert leider zu alt für die Sekretärstelle sei, und erzählte ihm, wie er sich geweigert habe, die Wahrheit zu umgehen und sein Alter zu verheimlichen, obgleich es sich nur um wenige Tage handle.

Am nächsten Tage empfing er von Herrn von Elmer folgenden Brief: „Lieber Eggert! In meinem Schreiben an Sie betreffs der Sekretärstelle ist mir ein dummer Fehler unterlaufen. Wenn ich schrieb: nicht ü b e r zwanzig, so meinte ich: nicht u n t e r zwanzig. Doch wäre es auch anders gewesen, so hätte ich wohl für diesmal meinen Sinn hinsichtlich Ihres edeldenkenden jungen Freundes geändert. Wollen Sie

ihm, bitte, sagen, er möge sich so bald wie möglich bei mir vorstellen, damit wir über die Angelegenheit weiter beraten können. Je eher er bei mir eintreten kann, umso besser. Ihr ergebener v. Elmer.“

Ich brauche meinen Lesern nicht zu erzählen, wie erfreut und dankbar Albert war, als er diese gute Nachricht empfing. Er brachte es zu einer hochangesehenen Stellung. Jedermann achtete und ehrte ihn um seiner Talente, mehr aber noch um seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe willen, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete. Sein Freund Walter Eggert spottete nie wieder über seine Gewissensbedenken. Vielmehr machte Alberts Verhalten, zu dem Gott sich so sichtlich bekannte, einen tiefen Eindruck auf ihn, und er lernte nicht nur, daß Ehrlichkeit die beste Empfehlung ist, sondern auch daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist, und daß diejenigen, die Gott ehren, von Ihm geehrt werden.

Können wir nicht alle, ob jung oder alt, aus dieser einfachen Erzählung etwas lernen? Daß Lügen Sünde ist, die Gott richten muß, wissen wir. Aber ist die Gefahr nicht groß, es im täglichen Leben, vor allem auch im Geschäftsleben, mit der unbedingten Wahrheit nicht allzu genau zu nehmen?

„Siehe, das Lamm Gottes!“

In den Straßen Jerusalems, jener Stadt, die von Gott viele Jahrhunderte zuvor zum Sitz Seines Königs erwählt worden war, hat sich eine gewaltige Volksmenge zusammengerottet und fordert tobend das Leben eines von dem Hohen Rat Ange-

klagten, eines wunderbaren Mannes, der stumm bleibt allen Verdächtigungen gegenüber und nicht ein Wort spricht, um sich zu rechtfertigen und dadurch Sein Leben zu retten.

„Kreuzige, kreuzige Ihn!“ klingt das Geschrei der Massen.

Wer ist es, der so still und ruhig dasteht angesichts der fürchterlichen Forderung des aufgeregten Pöbels? der kurz vorher, wie der zuverlässigste Bericht, Gottes Wort, uns mitteilt, in würdigem Schweigen vor Landpfleger, Priestern und selbst dem König Herodes gestanden hat?

Es ist Jesus, mächtiger als ein Prophet, größer und gewaltiger in Seiner Lehre als irgend ein Lehrer und Schriftgelehrter in Israel. Es ist der eingeborene Sohn Gottes, der vom Himmel kam, Fleisch und Blut annahm und unter Menschen wohnte, der sich in jeder Weise als Sohn Gottes erwies, indem Er Tote durch Sein Wort lebendig machte, Kranken Gesundheit und Freude schenkte, Blinden das Augenlicht, Tauben das Gehör gab, Armen die frohe Botschaft von Gottes Liebe brachte, mit einem Wort, der durch Wort und Werk offenbarte, wer Er war — Derselbe, über dem sich der Himmel auftrat, und zu dem Gott mit vernehmlicher Stimme sprach: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden“ (Luk. 3, 22), auf den dann der Heilige Geist herabstieg, um auf Ihm zu bleiben.

Pilatus, der Landpfleger, hatte nach eingehender Untersuchung des Falles erklärt, daß sowohl er als auch Herodes keine Schuld an diesem Menschen gefunden hätten. Das Weib des Pilatus hatte ihren Gatten dringend gebeten, nichts mit „jenem Gerech-

ten“ zu tun zu haben (Matth. 27, 19); „denn“, sagte sie, „viel habe ich heute im Traum gelitten um Seinetwillen“.

Und jetzt zerren sie den für unschuldig und gerecht Erklärten durch die Straßen Jerusalems nach Golgatha, und dort nageln sie Ihn an Händen und Füßen an das Kreuz, während an zwei anderen Galgen, rechts und links von Ihm, zwei Räuber gekreuzigt werden. (Joh. 19.)

Kann es denn Wirklichkeit sein? Ist es möglich, daß die Barmherzigkeit Gottes, Sein geliebter Sohn, dort zwischen zwei Verbrechern an den Schandpfahl, an das Fluchholz genagelt wird? Ja, lieber Leser, es ist Wirklichkeit, erschütternde Wirklichkeit. Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes, der Herr der Herrlichkeit und der Fürst des Lebens, der Schöpfer von Himmel und Erde, ist an das Kreuz von Golgatha gehängt worden! Er, der vollkommen rein, fleckenlos, heilig war, Er, an Dem der heilige Gott Sein ganzes Wohlgefallen hatte, ist dort wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet worden!

Aber warum denn? Warum? Lieber, unbefehrter Leser, betrachte Ihn dort! Sieh Ihn an, der sich erniedrigt hat bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuze. Betrachte Ihn! Denn nicht um Seinetwillen hat Er diesen Platz eingenommen, sondern um deinetwillen. Als das Lamm Gottes hat Er dort am Kreuze gehangen. Für deine Übertretungen ist Er dort verwundet, für deine Missetaten zerschlagen worden! (Jes. 53, 5.) Ja, als Gottes Lamm hat Er dort „einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten“. (1. Petr. 3, 18.) Warum? „Auf daß Er uns — auf daß Er dich — zu Gott führe!“

Weißt du nicht, der du in einem Lande lebst, das sich nach diesem Manne „christlich“ nennt, daß das Werk zur Erlösung deiner Seele vollführt ist? „Es ist vollbracht!“ lautete Sein letzter Schrei. Damit war das Werk zur Abschaffung der Sünde, jenem unüberbrückbaren Hindernis zwischen Gott und Menschen, zur Verherrlichung Gottes und zum ewigen Heil des Menschen für immer geschehen.

Man nahm Ihn vom Kreuze herab und legte Ihn in eine neue Gruft. Aber am dritten Tage stand Er auf von den Toten, und vierzig Tage später ging Er, aus der Mitte Seiner Jünger heraus, in den Himmel, wo Er jetzt auf dem Throne Gottes sitzt.

Hast du, der du dich „Christ“ nennst — noch einmal laß mich fragen — diesen wunderbaren Tatsachen geglaubt? Wenn nicht, so bist du kein Christ, bist noch in deinen Sünden, fern von Gott und Seinem Christus, und dein Weg führt zur Verdammnis. Denn für jeden, der dieses Heil verachtet oder auch nur vernachlässigt, hat Gott kein anderes Gnadenmittel mehr. Jesus ist der einzige Weg zu Seinem Vaterherzen. „So sei es euch nun kund“, predigte einst in der Synagoge zu Antiochien der große Apostel Paulus den Juden, „daß durch diesen euch Vergebung der Sünden verkündigt wird; und von allem, wovon ihr im Gesetz Moses' nicht gerechtfertigt werden konntet, wird in diesem jeder Gläubende gerechtfertigt.“ (Apsstgsh. 13, 38. 39.)

Die gleiche Mitteilung wird heute an jedermann gerichtet, ob Jude, Heide oder Namenchrist. Es heißt auch heute wie damals:

„Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“

„Wenn eure Sünden Blutrot sind . . .“

Ser gläubige Pfarrer W. hatte in seiner Gemeinde einen sehr bösen Mann, namens G., dessen Einfluß umso verderblicher war, als er eine amtliche Stellung bekleidete. Herr W. bat ihn einmal zu sich, hielt ihm sein lasterhaftes Leben vor und ermahnte ihn ernstlich zur Buße. Darüber ergrimmte G. so sehr, daß er sich vornahm, den Pfarrer bei nächster Gelegenheit zu ermorden, und als er bald darauf erfuhr, daß jener in ein nahegelegenes Dorf gegangen war, um einen Freund zu besuchen, ging er ihm gegen Abend mit einer scharf geladenen Flinte auf halbem Wege entgegen, um ihn aus sicherem Versteck heraus niederzuschießen. Stunde um Stunde aber wartete er vergeblich. Der Verhaftete kam nicht, und voll Verdruß, seine mörderische Absicht für diesmal vereitelt zu sehen, ging er endlich heim. Am folgenden Tage wurde er todkrank.

Herr W. war wohl am Abend nach Hause gegangen, hatte aber, durch das schöne Wetter veranlaßt, einen Fußpfad eingeschlagen, der durch ein reizendes Wiesental führte und ihn erst auf Umwegen nach Hause brachte. Gott hatte in Seiner Vorsehung über ihn gewacht.

Als der Pfarrer hörte, daß G. schwer erkrankt war, machte er sich auf die Bitte von dessen Angehörigen sogleich auf den Weg, um ihn zu besuchen. Aber kaum hatte der Kranke ihn erblickt, so wandte er ihm den Rücken. Es blieb Herrn W. nichts übrig, als sich wieder zu entfernen. Doch sagte er beim Hinaus-

gehen, er werde, wennschon der Kranke ihn auch nicht hören wolle, daheim für ihn beten.

In der Nacht wurde der Pfarrer zum zweitenmal gebeten, zu dem Kranken zu kommen, der ihn jetzt selbst zu sprechen wünsche. Sogleich ging er wieder zu ihm. Als er in die Stube trat, richtete G. sich auf, sah ihn angstvoll an und fragte, ob er ihm vergeben könne.

„Ja“, antwortete Herr W., „wenn Sie das, was Sie etwa an mir verfehlt haben, wirklich vor Gott bereuen.“

„Ich bereue meine Schuld von ganzem Herzen“, fleuchte der Kranke, „fürchte aber, daß sie zu groß ist, als daß sie mir vergeben werden könnte.“

Liebevoll bemühte sich Herr W. daraufhin, dem Kranken alle Zweifel zu nehmen und ihn von der sich über alle bußfertigen Sünder erbarmenden Liebe Gottes zu überzeugen. Da bekannte ihm der Kranke denn die schreckliche Feindschaft, die er gegen ihn im Herzen getragen habe, sowie den Vorsatz, ihn umzubringen.

Freundlich streckte ihm Herr W. die Hand hin und versicherte den Kranken seiner völligen Vergebung. Seine Worte machten auf G. einen solchen Eindruck, daß er vor Gott zusammenbrach. Er schrie um Gnade und flehte, daß seine vielen und schrecklichen Sünden ihm um Christi willen vergeben werden möchten.

So starb er. Tiefbewegt ging Herr W. heim, das Vertrauen im Herzen, daß dieser große Sünder in der letzten Stunde seines Lebens wie ein Brandfackel aus dem Feuer gerettet worden war.

Ein Geburtstagmorgen und seine Geschichte

Es war ein schöner, sonniger Junimorgen, und schön war der Blick aus den weitgeöffneten Fenstern des Hauses auf die schwellenden grünen Matten, den stillen blauen See und den prachtvollen alten Forst mit seinen knorrigen Eichen und den schlanken hohen Buchen. Aber nichts war so schön und lieblich wie das kleine Mädchen, das an diesem Morgen in munteren Sprüngen in ihrer Mutter Ankleidezimmer hüpfte, es selbst ein Sonnenstrahl mit seinen goldenen Locken und den leuchtenden Augen. In ihrer Schürze trug die Kleine eine Anzahl Spielsachen. Sie hatte Geburtstag und war nun drei Jahre alt. Die Spielsachen hatte sie von ihren Geschwistern und dem Hausmädchen bekommen, und strahlend vor Freude zeigte sie sie der Mutter.

Sie packte die Sachen nacheinander aus und legte sie auf den Tisch. Dann plötzlich kniete sie an einem Stuhl nieder und betete:

„Herr Jesus, ich danke Dir für all die schönen Sachen, die Du mir heute morgen geschenkt hast. Ich danke Dir für meine Puppe, mein Arbeitskörbchen und für alle meine Sachen. Und dann, Herr Jesus, danke ich Dir, daß Du gestraft worden bist für mich. Amen.“

Dann stand sie auf, schaute die Mutter ernst an und sagte:

„Ich möchte immer daran denken, daß Er für mich gestraft worden ist, Mama.“

Ada war, wie gesagt, erst drei Jahre alt, und solche Worte aus dem Munde eines so jungen Kindes klingen fast unglaublich. Die Erklärung ist, daß Ada weit über ihre Jahre hinaus gereift war. Schon früher hatte sie manchmal von Jesu gesprochen, aber seit diesem Geburtstagmorgen tat sie es noch viel häufiger; sie sprach darüber mit jedermann, mit den Hausgenossen, mit den Kindern, mit denen sie spielte, und auch mit den Dorfbewohnern in deren Wohnungen. Zu ihrer Mutter sagte sie zuweilen:

„Ich gehe zu Jesu. Bald gehe ich zu Ihm. Du wirst mich überall im Hause suchen, wirst mich aber nirgend finden. Du wirst keine Ada mehr haben. Mußt deswegen aber nicht traurig sein, Mama, denn ich bin ja bei Jesu.“

Und so geschah es. Neun Monate nach jenem Geburtstagmorgen nahm der gute Hirt Sein Schäflein zu sich.

Es diente der trauernden Mutter zum Trost, die kurze Geschichte ihres Töchterchens zu Papier zu bringen, das, was sie gesprochen, und auch, wie der Herr sie gelehrt hatte, stets gehorsam und uneigennützig zu sein. Am meisten aber tröstete sie die Erinnerung an jenen schönen letzten Geburtstagmorgen und an das, was ihr Kind damals zu ihr gesagt hatte. Die kleine Geschichte wurde gedruckt, schließlich in mehrere fremde Sprachen übersetzt und machte so ihren Weg fast über die ganze Erde. Der Herr hatte Seine kleine Dienerin zu sich genommen,

aber Er wollte sie auch nach ihrem Tode noch benutzen, um durch sie zu der armen, dunklen Welt zu reden, aus der Er sie erlöst hatte.

Eines Tages trat auf einer Eisenbahnstation eine Dame auf Adas Mutter zu und sagte:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie anspreche. Ich kenne Sie als Adas Mutter. Sie werden sich freuen, zu hören, was ich Ihnen mitzuteilen habe.“

Dann erzählte die Fremde, sie besitze eine alte Freundin, die immer religiös, gut und gewissenhaft gelebt habe, aber nie glücklich gewesen sei. Nur mit Angst und Schrecken habe sie ans Sterben denken können. „Es ist so schrecklich“, hatte sie einmal gesagt, „zu wissen, daß man sterben muß, und nicht zu wissen, was danach kommt; denn wieviel Mühe man sich auch geben mag, sein Bestes zu tun, man kann doch nie zur Ruhe kommen. Gott muß die Sünde bestrafen, und es gibt so viele Sünden in meinem Leben! Ich bete immer wieder, Gott möge mir vergeben, aber es ist ein furchtbarer Gedanke, einmal vor Seinem Richterstuhl stehen zu müssen.“

Schließlich hatte die alte Frau die Geschichte von dem Geburtstagmorgen zu lesen bekommen, und seitdem waren alle ihre Befürchtungen und Zweifel wie weggeweht.

„Jetzt weiß ich“, sagte sie, „daß Jesus um meinetwillen gestraft worden ist, und während ich früher voll Todesfurcht war, kann ich jetzt mit vollkommener Ruhe an die Sterbestunde denken.“

Bald kamen weitere Nachrichten von Seelen, die durch die Worte des Kindes Frieden und Freude gefunden hatten. Erwachsenen wie Kindern, Sterbenden und in der Blüte des Lebens stehenden Menschen-

Kindern wurde die einfache Geschichte jenes Geburtstagsmorgens ein Wegweiser aus der Finsternis zum Licht. Leute aus den untersten Schichten der Bevölkerung, wie solche aus den Reihen der Angesehenen und Reichen gelangten durch das Lesen des Büchleins zur Erkenntnis, daß nur in Jesu Befreiung aus Sündennot und ewige Glückseligkeit zu finden ist.

Einmal kam eine solche Nachricht aus fernem Lande, und zwar aus einem fürstlichen Hause, in welchem ein noch junger Mann nach schweren, leidensvollen Jahren an einer schrecklichen Krankheit gestorben war. Von diesem reichen und doch so bedauernswerten Manne schrieb jemand: „Die Worte der kleinen Ada sind für Prinz — — eine Himmlsbotschaft geworden. Sie haben ihm vollkommenen Frieden gebracht. Er entschlief mit den Worten: „Ich werde ewig glücklich sein bei Jesu, der für mich gestorben ist“.

Ein anderer, dem die einfache Geschichte auch teuer geworden war, machte ein Gedicht über die Worte des Kindes an jenem Geburtstagsmorgen. Es waren einfache, aber eindrucksvolle Verse; jeder endete mit der Zeile:

„Jesus ward gestraft für mich.“

Etwa zwanzig Jahre nach dem Geburtstag lernte ein kleiner Knabe dieses Gedicht auswendig. Seine Mutter, die den Herrn Jesus kannte und liebte, hatte es ihm zu lernen aufgegeben. Von den Familienangehörigen glaubten mehrere an den Herrn, aber einer, der der Mutter besonders teuer war, stand auf einem anderen Standpunkt. Das Wort vom Kreuz war ihm eine Torheit. Es war ihr in der gleichen

Stadt lebender Bruder. Mehr als einmal hatte er gesagt, daß er sich um derartigen „Unsinn“ niemals kümmern werde. Es erging ihm, wie so vielen klugen Leuten, die die Dinge dieses Lebens wohl nüchtern und klar zu beurteilen wissen, die aber, weil man ihrer Ansicht nach über das zukünftige Leben nichts Sicheres wissen kann, es für töricht und mit dem gesunden Menschenverstand unvereinbar halten, über solche Dinge nachzugrübeln.

Durch eine leichte Erkrankung wurde dieser Mann gezwungen, für einige Tage das Zimmer zu hüten. Eines Morgens, es war ein Sonntag, sandte die Mutter ihren Jungen zu ihm, um sich nach dem Befinden des Oheims zu erkundigen. Dieser lag auf dem Sofa, und als der Kleine seine Bestellung ausgerichtet hatte, sagte er:

„Du könntest ein wenig bei mir bleiben und mir die Zeit vertreiben helfen. Kannst Du mir nicht mal ein Gedicht aufsagen?“

Der Nefte hatte kurz vorher das Gedicht von der kleinen Alda auswendig gelernt, und da er es sehr schön fand, sagte er es her. Der Oheim hörte aufmerksam zu.

Plötzlich unterbrach er ihn mit den Worten: „Was sagst du da? Jesus ward gestraft für mich?“

„Ja wohl“, versetzte der Junge und wiederholte die Worte.

„Was soll das denn bedeuten?“ fragte der Oheim weiter. „Weshalb hat Alda das gesagt?“

„Weil es wirklich so geschehen ist“, lautete die bestimmte Antwort. „Jesus ist um unsertwillen gestraft worden.“

„Woher weiß man das denn?“ forschte der

Dheim weiter. Es war, als ob ihm mit einemmal ein Licht aufgegangen wäre.

„Es steht in der Bibel“, erwiderte der Kleine. „Das hat Mutter mir schon oft gesagt.“

„In der Bibel? Das kann ich nicht glauben“, meinte der Mann, der viele Jahre nur spottend von dem Buch geredet hatte, das er kaum kannte. „Geh jetzt nach Hause und sage deiner Mutter, ich lasse sie bitten, zu mir zu kommen, aber sie möchte ihre Bibel mitbringen.“

Der Nefte gehorchte. Schon bald kam er mit seiner Mutter zurück.

„Ist es wahr, daß in der Bibel steht, Jesus wäre für uns gestraft worden?“ fragte der Bruder. „Ich kann es nicht glauben.“

Ohne ein Wort auf die Frage zu erwidern, öffnete die Schwester ihre Bibel, in der sie gut Bescheid wußte, und las:

„Welcher selbst unsere Sünden an Seinem Leibe auf dem Holze getragen hat, auf daß wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben, durch dessen Striemen ihr heil geworden seid. Denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe.“ (1. Petr. 2, 24; 3, 18.) „Christus ist einmal geopfert worden, um vieler Sünden zu tragen.“ (Hebr. 9, 28.) „Den, der Sünde nicht kannte, hat Gott für uns zur Sünde gemacht.“ (2. Kor. 5, 21.) „Christus ist gestorben für unsere Sünden.“ (1. Kor. 15, 3.) „Christus hat uns losgekauft von dem Fluche des Gesetzes, indem Er ein Fluch für uns geworden ist.“ (Gal. 3, 13.) „Fürwahr, Er hat unsere Leiden getragen, und unsere

Schmerzen hat Er auf sich geladen. Und wir, wir hielten Ihn für bestraft, von Gott geschlagen und niedergebeugt; doch um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden. Wir alle irrten umher wie Schafe, wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg; und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“ (Jes. 53, 4—6.)

Mit größter Aufmerksamkeit hatte der Mann dem Vorgelesenen gelauscht. Was dabei in seinem Innern vorging, wer könnte es sagen? Längere Zeit sprach er kein Wort, und auch die Schwester sagte nichts. Sie fühlte: Hier redete Gottes Geist selbst. Plötzlich hob der Bruder den Kopf, sah seine Schwester an und sagte:

„Wenn das alles so ist, dann bin ich gerettet!“

„Es ist alles so“, versetzte die Schwester tiefbewegt, „und wenn du es von Herzen glaubst, dann bist du errettet.“

Der Bruder schüttelte den Kopf.

„Ist denn so etwas überhaupt denkbar?“ rief er dann. „Warum hat mir niemand je zuvor davon gesagt? Ja, Er ist auch um meinetwillen gestraft worden. Und wenn das der Fall ist, so ist Gott befriedigt.“

Von diesem Augenblick an war der Ungläubige, der bisher nur seinen Verstand hatte gelten lassen wollen, ein neuer Mensch. Er war vom Tode zum Leben übergegangen. Man mag darüber erstaunt sein, warum er nicht zunächst untersucht hat, ob die Bibel auch wirklich wahr ist. Man fragt sich unwillkürlich:

Wie konnte ein Mann, der jahrelang behauptet hatte, er glaube nicht an die Bibel, mit einemmal ihre Worte in sein Herz aufnehmen ohne jeden Zweifel und ohne jede Frage, ja, bis an sein Ende völlig überzeugt bleiben, daß diese Worte gewiß und wahrhaftig sind? Wie kam es, daß er nach keinem Beweise fragte, daß Gott wirklich jene wunderbaren Dinge gesagt hat?

Aber wie ist es mit einem Blinden, dessen Augen plötzlich für das Tageslicht geöffnet werden? Bedarf er noch eines Beweises dafür, daß die Sonne am Himmel steht? Oder mit einem Tauben, der plötzlich das Gehör erlangt hat? Muß ihm noch bewiesen werden, daß Menschen und Tiere Stimmen haben? Ebenso ist es, wenn Gott zu dem Herzen und Gewissen eines Menschen redet. Für den, welcher Seine Stimme wirklich vernommen hat, bedarf es keines weiteren Beweises mehr, daß es Gottes Stimme war, die er hörte. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch“, sprach der Herr Jesus einst zu den Jüden, „daß die Stunde kommt und jetzt ist, da die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und die sie gehört haben, werden leben.“ Diese Stimme wird einst in die Gräber dringen und in einem Nu die Toten in Christo auferwecken. Und die gleiche Stimme hatte hier zu dem Herzen und Gewissen des Mannes gesprochen, der so lang geistlich tot gewesen war, tot in Vergehungen und Sünden. Er hatte diese Stimme vernommen, und das ewige Leben war sein Teil geworden.

Von dieser Stunde an war der stolze Ungläubige ein demütiger, glücklicher Jünger Jesu. Sein Leben war ein ständiger Beweis von der großen und herrlichen Aenderung, welche die Stimme Christi in

ihm bewirkt hatte. Gleich dem kleinen Mädchen, dessen Geschichte der Anlaß zu seiner Befehrung gewesen war, redete er zu seiner ganzen Umgebung von dem Heiland, der für ihn starb.

„Alda ist meine Führerin zu Christo gewesen“, sagte er zu seiner Schwester, nicht lang, nachdem er Jesum gefunden hatte. „Ich möchte gern mehr von ihr wissen. Sage mir doch, bitte, alles, was du weißt.“

Seine Schwester gab ihm daraufhin das bekannte Hestchen. Er las es wieder und wieder und trug es stets bei sich.

Vier Jahre später wurde er sehr krank. Es ging zum Sterben.

„Ich gehe jetzt zu Ihm, der für mich starb“, sagte er kurz vor seinem Tode zu seiner Schwester. „Das kleine Mädchen ist es gewesen, das mir den Weg gezeigt hat. Gib mir das Hestchen in die Hand! Ich möchte es festhalten, wenn ich sterbe, denn es war Alda, die mich zu Jesu geführt hat.“

Und mit dem Büchlein in der Hand entschlief er.

Begnädigt

Schon als Kind ging ich böse Wege. Meine Jugend bildete eine Kette von Unarten und schlechten Streichen, durch die ich meinen Eltern viel Kummer bereitete. Alles Zureden, Prügel oder andere Strafen fruchteten nichts. Als Jüngling kam ich ans Trinken und war schon zu einer Zeit ein Gewohnheitstrinker, zu der andere junge Leute erst ins Leben hinaustreten. Mein Betragen

war so traurig, und ich übte einen so schlechten Einfluß auf meine Geschwister aus, daß meinen Eltern schließlich nichts übrig blieb, als mir das Haus zu verbieten. Beide, auch mein Vater, vergossen bittere Tränen. Mein Leben brach ihnen das Herz. Mich aber ließ das alles kalt und gefühllos. Ich war schlimmer als der verlorene Sohn im Gleichnis. Meine Freiheit benutzte ich erst recht dazu, nach meinem Sinne zu leben. Ich sank tiefer und tiefer. Manchmal kam mir zwar zum Bewußtsein, mit welch starken Fesseln ich gebunden war, und dann konnte ich wohl über mein elendes Leben weinen, doch da war keine Kraft, um mit ihm zu brechen. Ich sah deutlich, daß ich zugrunde gehen mußte. Mein Zustand war fürchterlich.

Da kam die Nachricht, daß meine Mutter gestorben sei. Sie griff mich mächtig an, bewirkte aber keine Veränderung in meinem Leben. Ich sah die weinenden Augen und bittenden Hände beständig vor mir, und der Gedanke, daß mein Sündenleben der Mutter den frühen Tod bereitet habe, brannte auf meinem Gewissen. Aber es blieb ohne entscheidende Folgen.

Auch äußerlich ging es mir schlecht, sodaß mir — es war nicht lange nach dem Tode meiner Mutter — nichts übrig blieb, als mich um Hilfe an meinen Vater zu wenden. Er nahm mich, obgleich ich so tief gesunken war, freundlich auf. Als ich aber von meinen früheren Wegen nicht ließ, mußte ich wieder fort.

Um diese Zeit wurde einer meiner Kameraden, mit dem ich kurz zuvor ein Gespräch über unser gottloses Leben gehabt hatte, — es war uns beiden klar,

daß es auf die Dauer so nicht weitergehen konnte — bekehrt. Das machte Eindruck auf mich. Auch in meinem Innern erwachte etwas wie aufrichtige Reue. Ich erkannte mich als einen elenden Menschen. Wer konnte mich retten? Daß Gott auf mich wartete, und daß in Ihm Kraft war, mich aus der schrecklichen Sklaverei der Sünde zu erlösen, hätte ich wissen können, es war mir aber verloren gegangen. Nach außen verbarg ich meine wirklichen Gefühle unter dem Mantel völliger Gleichgültigkeit und spottete bei anderen über meines Kameraden Bekehrung. Ihm selbst aber ging ich sorgfältig aus dem Wege. Umso eifriger suchte er mich. Kurz vor den Karnevalstagen hatten wir eine Begegnung. Er erinnerte mich an unser Gespräch über unser gottloses Leben, aber ich wollte nichts davon hören und machte ihn vor anderen Kameraden lächerlich. Es war mein letzter Widerstand. Bald wurde ich von einer so unwiderstehlichen Reue über meine Schlechtigkeit erfaßt, daß ich sie nur mit dem Wort, das ich später im Neuen Testament las, zu erklären vermag: „Der Wind weht, wo er will“. Gottes überschwengliche Gnade ging mir nach und fand mich. Es war mitten am Tage. Da stand plötzlich mein ganzes Leben vor meinen Augen, und ich hatte ein Gefühl, als wäre ich in die Hölle hinabgestoßen worden. In Wirklichkeit konnte es dort nicht schlimmer sein.

In großer Seelennot verbrachte ich den Tag. Meine Kameraden merkten, daß etwas in mir vorging, und trieben ihren Spott mit mir. Einer holte einen Eimer Wasser herbei, da ich eine kalte Dusche nötig hätte. An diesem Tage wurde mir zum ewigen Segen, was ich in meiner Jugend von meinen El-

tern gehört hatte. Sie hatten damals manchmal von dem Heiland der Sünder zu mir gesprochen, der erlösen könne. Ihm warf ich mich jetzt als ein ohnmächtiger Sünder, tief elend und in wahrer Reue, in die Arme. Ich hatte verdient, tausendmal verdient, verstoßen zu werden. Aber, Sein Name sei in Ewigkeit gepriesen! ich wurde — **begnadigt**. Er schenkte mir Vergebung und Frieden. Mit einemmale ward es mir klar: Um J e s u willen hatte Gott mich gesucht. Er nahm mich an, weil Jesus an meiner Stelle die Strafe für alle meine Sünden getragen hatte. Welch eine Freude da in mein Herz einzog, kann ich nicht beschreiben. Ich konnte nicht anders als einem meiner Bekannten freudig zurufen:

„Ich habe Frieden gefunden durch das Blut des Kreuzes. Der Herr Jesus hat alle meine Sünden ausgetilgt.“

Freude, unaussprechliche Freude erfüllte mich, und Freude war im Himmel über einen Sünder, der sich zu Gott bekehrt hatte. Aber auch auf Erden erbehten Herzen in seliger Freude über das Wunderbare, das sich zugetragen hatte. Das war das Herz des treuen Kameraden, über den ich gespottet hatte, und das Herz meines Vaters, der es kaum fassen konnte, als ihm die Botschaft von meiner Bekehrung überbracht wurde. Voll Staunen über das, was die Gnade Gottes an seinem Kinde getan hatte, rief er mit dem alten Simeon im Tempel aus:

„Nun, Herr, entlässest du deinen Knecht in Frieden! Mein Sohn lebt!“

Er sollte jedoch noch Zeuge davon werden, wie derselbe Gott, der mich aus Gnaden errettet hatte, mich auch in den Versuchungen und Gefahren dieser

bösen Welt zu bewahren vermochte. Wir durften noch eine Zeitlang gemeinsam mit dem Herrn wandeln, dessen Name gepriesen sei in Ewigkeit! Ja, Ihm allein gebührt alles Lob. Er hat den Tiefgesunkenen „aus dem Rote erhöht, um ihn sitzen zu lassen bei den Edlen“. (Vergl. 1. Sam. 2, 8.)

Ein Rückblick

In vergangene Zeiten möchte ich meine Leser einen Blick tun lassen, Zeiten, die man heute manchmal, wohl im Gedanken an den Gegensatz zu dem jetzigen ruhelosen, verworrenen Zeitlauf, „die gute alte Zeit“ nennt, die aber in Wirklichkeit hart und grausam war. Weshalb dieser Rückblick, wird sich beim Lesen herausstellen.

Züngst kam mir ein altes Bild zu Gesicht, das einen Vorgang darstellt, wie er in jenen Zeiten wohl öfters beobachtet werden mochte, weniger in deutschen als in romanischen Ländern. Der Leser findet eine Wiedergabe umstehend. Die armen, aneinander geketteten Menschen befinden sich auf dem Wege zu den Galeeren, Kriegsfahrzeugen, die gerudert wurden und vor allem im Mittelländischen Meer im Gebrauch waren. Zum Rudern wurden in der Hauptsache Verbrecher oder, z. B. von den Türken, Sklaven benutzt. Ihr Los war schrecklich. Was uns aber noch heute mit Schauern an die Galeeren zurückdenken läßt, ist der Umstand, daß unter den armen Galeerenflaven gar viele waren, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie Gottes Wort lasen und Gott mehr gehorchten als den Menschen.

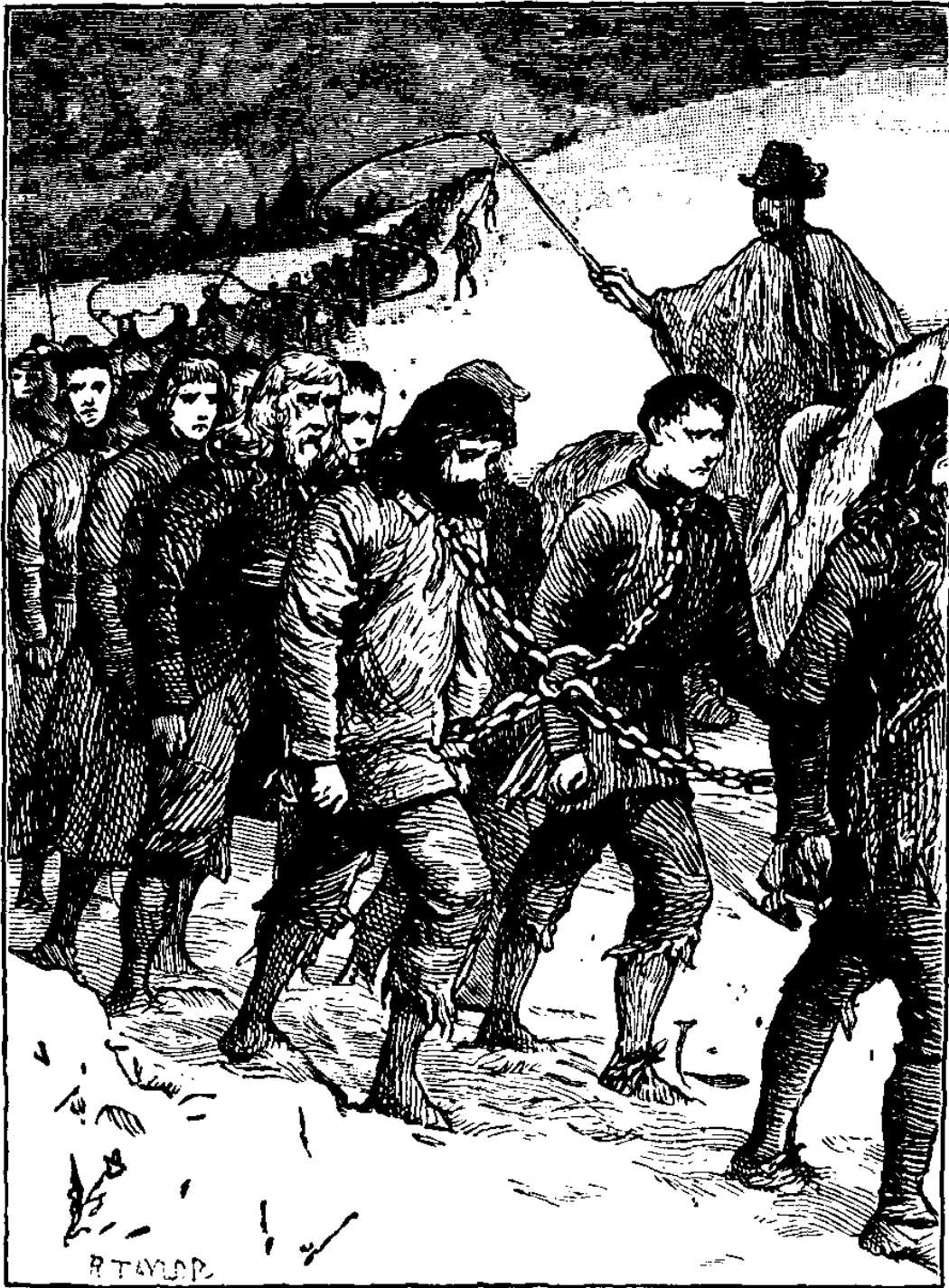
Wie schwer und voll Mühsal schon der Weg zu den Galeeren war, zeigt erschütternd unser Bild. Einer, der auch diese Reise mitgemacht hat, schreibt darüber:

„Man fettete uns paarweise aneinander mit einer dicken Eisenkette, die etwa drei Fuß lang war, und an der sich in der Mitte ein Ring befand. Dann stellte man uns zu einem langen Zuge auf, ein Paar hinter dem anderen, und ließ eine lange, dicke Kette durch die Ringe laufen. Auf diese Weise wurden wir alle aneinander gefettet.“

So zogen diese armen, Kettenbeladenen Menschen dahin, manche mit blutigen oder gar zerbrochenen Gliedmaßen. Viele von ihnen erlöste schon unterwegs der Tod von weiteren Quälereien.

Erschreckend ist, was unser Gewährsmann über die Halteplätze berichtet.

„Wir kamen in eine große Höhle, oder besser einen geräumigen Keller, ganz von dicken Eichenbalken quer durchzogen, die in Abständen von je drei Fuß in die Wände eingelassen waren. An diesen Eichenbalken hingen, immer zwei Fuß voneinander entfernt, eiserne Ketten, jede anderthalb Fuß lang. An ihrem Ende befand sich ein eisernes Halsband. Nachdem wir in dieser Höhle eingetroffen waren, mußten wir uns halb hinlegen, sodaß unsere Köpfe auf den Balken ruhten. Dann wurde das eiserne Band um unseren Hals gelegt und mit harten Hammerschlägen vernietet. Da die Ketten zwei Fuß voneinander entfernt, während die Balken vierzig Fuß lang sind, können zwanzig Männer daran gefettet werden. Der Keller, in den wir kamen, konnte an fünfhundert Mann aufnehmen.“



... „Man kettete uns paarweise aneinander mit einer dicken Eisenkette, an der sich in der Mitte ein Ring befand. Dann stellte man uns zu einem langen Zuge auf, ein Paar hinter dem anderen, und ließ eine lange, dicke Kette durch die Ringe laufen. Auf diese Weise wurden wir alle aneinander gekettet.“ ...

„Es gibt nichts Schrecklicheres, als die armen Angeketteten also hangen zu sehen. Sie können sich nicht auf der Erde ausstrecken. Dazu ist der Balken zu hoch. Sie können aber auch nicht sitzen oder aufrecht stehen. Dazu ist der Balken zu niedrig. Sie müssen halb sitzen, halb liegen. Die drei Tage und drei Nächte, die wir in dieser grausamen Stellung in der dunklen Höhle schmachteten, haben unsere Körper und alle unsere Glieder derart gerädert, daß wir es unmöglich länger hätten aushalten können, besonders nicht unsere armen alten Männer. Immer und immer wieder hörte man sie stöhnen, sie müßten sterben, da sie die gräßliche Qual nicht länger zu ertragen vermöchten.“

Für diejenigen, welche diese schreckliche Reise überstanden, begann ein Leben, oder besser ein Sterben in nie endender Quälerei. Die Galeerensklaven waren Tag und Nacht an Ruderbänke angekettet. Aufseher mit schweren Peitschen sorgten dafür, daß keiner im Rudern nachließ. Mancher Gläubige, dessen Körper kräftig genug war, um die grausame Behandlung auszuhalten, hat Jahre auf der Ruderbank zugebracht, von Männern umgeben, deren Sprache aus Flüchen und Schwören bestand, von der Hitze gedörret und von der Kälte erstarrt, bei Regen und bei Schnee, notdürftig gekleidet und färglich genährt.

Wie viele Seufzer von jenen Galeeren zu Dem aufgestiegen sind, der die Tränen der Seinigen, die um Seinetwillen leiden, sieht und ihre Bitten zu Herzen nimmt, weiß Er allein. Wir dürfen aber überzeugt sein, ja, wir wissen, daß die Bitten nicht unerhört verhallt sind. Wenn jene Gläubigen auszu-

harren vermochten bis zum Tode, so hat Er Kraft und Mut dazu verliehen.

Ein anderes Bild.

In diesen Tagen wurde zu Lüttringhausen, einem alten Städtchen im Bergischen Lande, der 400jährige Todestag des Märtyrers Adolf Clarenbach festlich begangen. Man hat diesem Mann in Lüttringhausen ein Denkmal gesetzt, und da er in seinem jungen Leben treu für seinen Herrn und Heiland gezeugt hat bis zu seinem frühen Märtyrertode, dürfte ein Wort der Erinnerung an ihn wohl am Platze sein.

Über Clarenbachs Leben mehr als einige kurze Angaben zu machen, verbietet der Raum dieser Blätter. Um das Jahr 1500 auf dem Buscherhof in der Nähe von Lüttringhausen geboren, studierte er nach dem Besuch der Schule in Lennep und später in Münster Philologie in Köln und wurde Magister (Lehrer). Wo und wie er zu der Erkenntnis gekommen ist, daß nur der Glaube an Jesum Christum, den gekreuzigten und auferstandenen Gottes- und Menschensohn, Rechtfertigung von aller Schuld und ewiges Leben gibt, weiß ich nicht. Es scheint, daß er nach dem Aufenthalt in Köln zuerst um 1523 in Münster mutig mit seiner Ansicht hervortrat, daß allein die Heilige Schrift für den Gläubigen maßgebend ist, und daß viele der kirchlichen Regeln und Gebräuche Menschenwerk sind. Später gab er seine Lehrtätigkeit ganz auf und verkündigte nur noch das Evangelium. Seitdem erfuhr er Feindseligkeiten und Verfolgungen auf alle Weise. In Köln, wo er einem vor Gericht geladenen Kaplan, der ketzerischer Ansichten angeklagt war, mutig beistand, wurde er ge-

fangen gesetzt. Man gab sich viel Mühe, ihn zum Widerruf zu bewegen, aber umsonst. So kam es, daß man ihn schließlich zum Tode verurteilte. Am 28. September 1529 wurde er mit Peter Flisteden, einem noch jüngeren Manne, zu Melaten bei Köln als Ketzer verbrannt.

Flisteden starb zuerst, und zwar wurde er erdrosselt und dann verbrannt, während Clarenbach lebend den Scheiterhaufen besteigen mußte. Ergreifend ist zu vernehmen, wie mutig der neunundzwanzigjährige Glaubenszeuge den letzten schweren Weg zur Richtstätte ging, aber auch, wie freundlich der Herr Seinen Jünger auf diesem Gang tröstete und stärkte. Während nämlich ein fanatischer Mönch ihn unablässig verfolgte mit Aufforderungen zum Widerruf und sich zum Schluß in häßlichen Wutausbrüchen verlor, wandte sich plötzlich ein anderer, ein Augustinermönch, an Clarenbach mit den Worten: „Lieber Adolf, nehmt zu Herzen, was der Herr sagt Joh. 11: „Ego sum resurrectio et vita; qui credit in me, etiamsi mortuus fuerit, vivet; et omnis, qui vivit et credit in me, non morietur in aeternum“, auf deutsch: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist; und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit“. Hier mischte sich der fanatische Mönch ein mit den Worten: „Schweigt still, es wird Euch übel aufgenommen“, aber mutig gab der Augustiner zurück: „Was übel aufgenommen? Es sind nicht meine Worte. Der Herr Christus hat sie gesprochen. Warum sollte ich sie denn nicht auch sprechen?“ Auf Clarenbachs Bitte wiederholte der Augustiner darauf den bekannten

Ausspruch des Herrn, und dadurch wunderbar getröstet, rief Clarenbach:

„Habt Dank, daß Ihr mir das Evangelium Christi verkündigt habt! Grüßt mir alle Brüder in dem Herrn Christus!“

Hernach, als der Verurteilte in aller Ruhe sich selbst der Kleider entledigte, wandte er sich an den die Aufsicht führenden hohen Gerichtsbeamten mit den Worten:

„Ihr wollt mich töten, Herr. Ich möchte aber doch gern wissen, warum ich sterben soll. Nicht um meinetwillen, sondern um der umherstehenden Leute willen, daß sie doch zu erzählen wissen, weshalb man mich verbrannt hat. Denn wiewohl ich ein Sünder bin, weiß ich doch, daß ich diesen Tod nicht verdient habe. Lieber Herr, daß ihr mich mit diesem Feuer zu erschrecken vermeinet, das macht mich gar nicht irre, denn ich weiß, daß ihr mir nicht ein Haar von meinem Haupte krümmen könnt, es werde euch denn von Gott zugelassen. Und wenn ihr mich schon getötet habt, so werdet ihr dennoch euren Willen nicht haben, ich aber werde das ewige Leben haben. So erschreckt mich auch dieser Tod gar nicht. Denn ich weiß, daß Christus den Tod, Teufel, Hölle und alles was darin ist überwunden hat. So will ich auch Christum bitten, daß Er mein Herz wolle stärken, daß ich von ganzem Herzen denjenigen verzeihen kann, die mir diesen Tod antun. Ich will aber von Herzen gern sterben.“

Was sollte der Gerichtsherr auf diese Worte antworten? Er schwieg. Clarenbach ging darauf, nur noch mit seinem Hemd bekleidet, auf die Strohhütte zu, die der feurige Wagen werden sollte, welcher die

befreite Seele nach oben trug, hob die Augen gen Himmel und sprach fröhlich:

„O Herr, hiernach hat mich lange verlangt!“

Das Stroh wurde nun angezündet und dem Verurteilten, wie es üblich war, ein Pulversäckchen um den Hals gehängt, um die Leiden abzukürzen. Da tat Adolf sein letztes Bekenntnis:

„Das glaub' ich, dabei will ich bleiben, leben und sterben.“

Das Feuer brauste empor. Als es sehr groß war, schrie Adolf mit heller Stimme:

„O Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Dann fing das Pulver Feuer und erstickte ihn, daß er nichts mehr reden konnte und im Feuer den Geist aufgab.

So starb Adolf Clarenbach, der erste Märtyrer am Niederrhein.*)

Was haben diese Erinnerungen aus vergangenen Zeiten uns heute zu sagen? Gar mancherlei.

Welch einen inneren Reichtum müssen doch jene Männer besessen haben, daß sie glücklichen Herzens den Weg zu den Galeeren gehen oder, wie Adolf Clarenbach, mutig und getrost den Scheiterhaufen besteigen konnten! Da war in Wahrheit Kraft und Leben. Jene Männer konnten, wenn auch mit Einschränkung, von sich sagen, was der große Apostel aus dem Gefängnis an die Philipper schrieb: „Ich achte alles für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um dessentwillen

*) Nach H. Klugkist-Hesse: „Frühlicht am Rhein“. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neufkirchen bei Mös.

ich alles eingebüßt habe und es für Dreck achte“. (Phil. 3, 8.) Denn auch von ihnen haben manche viel hingegeben und ein glänzendes Leben gegen ein Leben der Mühsal, Not und Verfolgung eingetauscht.

Lieber unbefehrter Leser, glaube es mir, Jesus ist es wert, daß man um Seinetwillen die Welt mit all ihren Reichtümern dahingibt. Irdischer Ruhm, irdische Bequemlichkeit, irdische Vergnügungen und Reichtümer — für den natürlichen Menschen so begehrenswert — finden sich in Seiner Nachfolge nicht. Aber ist nicht die Ruhe der Seele, der Friede des Herzens, die Freude im Heiligen Geiste, sowie endlich die Erwartung einer Ewigkeit voll Glück und seligen Schauens mehr wert als der Rausch irdischer Freuden und Ehrungen, die so vergänglich und trügerisch sind? Was machte Adolf Clarenbach angesichts des Feuertodes überströmend glücklich? Einzig und allein die Erinnerung an Den, welchen er kennen gelernt hatte als „die Auferstehung und das Leben“, der ihm durch Sein Sühnungswerk ewiges Leben erworben hatte, das keine feindliche Macht auf Erden und im Himmel ihm je wieder rauben konnte.

Mit dem inneren Reichtum, den jene Gläubigen besaßen, ging aber noch etwas anderes gepaart, und das war die Kraft des Heiligen Geistes, die in ihren Worten und Werken in Erscheinung trat. Nicht nur stand das, was sie aufgegeben hatten, in keinem Verhältnis zu den empfangenen Gütern, Gottes Geist wirkte auch lebendig in ihnen, sodaß die Leiden, Verfolgungen und die Schrecken des Todes alles Beängstigende für sie verloren. Wie Stephanus, der erste christliche Glaubenszeuge, in der Kraft des Heiligen Geistes für seine Feinde beten konnte: „Herr, rechne

ihnen diese Sünde nicht zu“, wie er in dieser Kraft, voll Heiligen Geistes, die Himmel geöffnet sah; wie Paulus in der gleichen Kraft aus dem Gefängnis heraus seinen Brüdern zuzurufen vermochte: „Freuet euch in dem Herrn allezeit! wiederum will ich sagen: Freuet euch!“ so konnte Clarenbach angesichts des Scheiterhaufens nicht nur bezeugen, daß „dieser Tod ihn gar nicht erschrecke“, sondern sogar rufen: „O Herr, hiernach hat mich lange verlangt!“

Jene Männer standen einsam und verlassen da angesichts der Schar der Feinde. Aber fürwahr, sie waren nicht allein. Einer stand ihnen bei und wirkte in ihnen, daß sie über alle Feinde triumphierten.

So ist die Erinnerung an jene vergangenen Zeiten und Männer Mahnung und Ermunterung zugleich. Dem Ungläubigen sagt sie: Erkenne das Vortrefflichere in Christo Jesu und tausche beizeiten die ewigen Güter für die zeitlichen ein. Dem Gläubigen aber ist sie ein Siegel auf das, was er empfangen hat, indem ihm dadurch aufs neue zum Bewußtsein gebracht wird, welch einen Reichtum und welch eine Kraft er in Christo empfangen hat. Weiter aber soll der Gläubige sich mahnen lassen, und zwar mahnen zu einer treuen Nachfolge seines Herrn, indem er, statt dieser Welt gleichförmig zu sein, wie es in unseren Tagen leider so sehr der Fall ist, den Glauben jener Männer nachahmt. Auch kann ein Rückblick in die Vergangenheit für uns alle insofern nützlich sein, als er uns vor Augen führt, wie gut wir es in unserer Zeit und unserem Lande haben. Mögen die äußeren, geschäftlichen und anderen Schwierigkeiten auch groß sein, wir haben doch als Christen bis zur Stunde ein „ruhiges und stilles Leben“ führen dürfen. Jeder

kann in Frieden seine Bibel lesen, kann sich mit anderen an diesem Wort erbauen und erfreuen und in jeder Weise seiner Überzeugung leben. Was hätten jene Männer, die im übrigen die Schwierigkeiten des Lebens erfahren mußten wie auch wir, um solches Vorrecht gegeben?

„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser . . .“

Vor vielen Jahren begegneten sich in Amerika zwei Reiter an einem Bach, an dem beide ihre Pferde tränkten. Während die Pferde beim Trinken die Köpfe zusammensteckten, sagte der ältere Herr zu dem ihm unbekannten jüngeren:

„Ich hoffe, Sie haben den Herrn Jesus lieb. Wenn nicht, so möchte ich Ihnen denselben als den besten Freund empfehlen. Suchen Sie Ihn von ganzem Herzen.“

Mehr Worte wurden nicht gewechselt. Die beiden Herren ritten in entgegengesetzter Richtung davon.

Der jüngere Mann hieß Champion. Er war der Abgott seiner Familie, war der einzige Sohn und letzte Träger des Familiennamens und verfügte schon damals über große Reichtümer. Er konnte die ihm an jenem Bach gesagten Worte nicht wieder loswerden und bekehrte sich von ganzem Herzen zu Jesu. Gottes Liebe erfüllte ihn so, daß er beschloß, seine glänzende Laufbahn aufzugeben und Missionar zu werden. Als sein zukünftiges Arbeitsfeld erwählte er sich Afrika, weil dieses Land damals das meist umnachtete und vernachlässigte Missionsgebiet der Welt war. Der

Vater aber wollte von dem Entschluß seines Sohnes nichts wissen und erklärte sich bereit, zwanzig Missionare zu unterhalten, wenn er selber nur daheim bleiben wolle.

„Nein“, war des Sohnes ruhige Antwort, „mein Heiland hat größeren Reichtum, die Herrlichkeit des Himmels, verlassen und hat sich selbst für mich hingegeben. Ich kann nicht anders als bei meiner Absicht bleiben.“

So zog er nach entsprechender Ausbildung als Missionar nach Afrika hinaus. Er mochte dort etwa fünf Jahre lang gearbeitet haben, als ihm ein oft empfundener Herzenswunsch erfüllt wurde. Er erfuhr nämlich, wer der Mann war, der ihn einst zum Heiland geführt hatte. Aus der Heimat wurde ihm ein Buch gesandt mit dem Titel: „Erinnerungen an J. Brainerd Taylor“. Als er es öffnete, fiel sein Auge auf das Bild des Mannes, der ihn einst gebeten hatte, Jesum zu suchen. Brainerd Taylor war ein Mann, der jede Gelegenheit wahrnahm, Seelen zum Heiland zu führen.

* * *

An dem steinernen Geländer einer Brücke, die über einen schmalen, aber tiefen und reißenden Fluß führte, lehnte an einem sonnigen Sommermorgen ein Mann. Der Ausdruck seines Gesichts zeigte deutlich, daß er unglücklich war. Wenn er in das sprudelnde, leuchtende Wasser hinuntersah, drangen schwere Seufzer aus seiner Brust.

Eine vorübergehende Dame bemerkte den traurigen Blick des Mannes, und bereit, wo sie nur konnte, Seelen auf Jesum hinzuweisen, blieb sie auf

der Brücke stehen. Ihr Auge schweifte über die liebliche Gegend, und leise, doch laut genug, daß der Mann es hören konnte, sagte sie:

„Hier ist es wirklich schön! Aber es gibt einen Strom des lebendigen Wassers, klar wie Kristall, der geht von dem Throne Gottes und des Lammes aus.“ Und sich zu dem so unglücklich aussehenden Mann wendend, fügte sie hinzu:

„Wissen Sie etwas von diesem Strom?“

Freundlich schaute sie ihn an, wartete aber nicht auf die Antwort. Sie hatte ein Samenkorn gesät und überließ dem Herrn das Gedeihen.

Jahre vergingen.

Eines Tages befand sich dieselbe Dame im Gesellschaftszimmer einer Freundin. Als sie für einige Augenblicke allein, getrennt von den anderen Gästen, dasaß, trat plötzlich ein Herr auf sie zu, rückte einen Stuhl an ihre Seite und sagte:

„Es gibt einen lauterer Strom des lebendigen Wassers, klar wie Kristall, der geht von dem Throne Gottes und des Lammes aus.“

Überrascht schaute sie auf, denn obgleich diese Worte sie an die vor langer Zeit stattgefundene Begebenheit erinnerten, konnte sie in dem glücklichen Gesicht neben sich doch nicht den Fremden von der Brücke wiedererkennen.

„Erinnern Sie sich, an jenem Sommertag diese Worte auf der Brücke zu E. gesprochen zu haben?“ fragte der Herr. Als sie die Frage freudig bejahte, fuhr er fort:

„Jetzt weiß ich etwas von der Herrlichkeit jenes Stromes. Ihre Worte trafen mich und hielten mich von meinem schrecklichen Vorhaben ab. Anstatt die

Schönheit des Flusses zu bewundern, hatte ich nämlich überlegt, ob ich mich nicht ins Wasser stürzen sollte, um meinem Elend zu entrinnen. Ihre Worte jedoch hielten mich ab, meine Absicht auszuführen. Gott sei Dank! ich habe aus dem Strom des Lebens getrunken und bin heute erfüllt von einer Freude und einer Glückseligkeit, von der ich früher keine Ahnung hatte. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie damals jene Worte zu mir gesprochen haben.“

Eine Kuh für eine Bibel

Ein gläubiger Mann, der seit Jahren in Rußland das Evangelium verkündigt, erzählt folgende Begebenheit:

„Bei uns in Rußland hat die Bibel großen Wert. Viele Gläubige sind bereit, für dieses Buch einen hohen Preis zu zahlen. Hat man Geld, so sucht man zu allererst eine Bibel anzuschaffen. Als Beweis meiner Behauptung möchte ich berichten, was sich vor nicht langer Zeit in einem Dorf zugetragen hat. Dort hatten sich ein Mann und seine Frau zu Gott bekehrt, und sie beschloßen, eine Bibel zu kaufen, mochte sie kosten, was sie wollte.

Da mußten unsere Freunde denn zunächst erfahren, daß es gar nicht so einfach war, eine Bibel zu bekommen. In den Händen der zahlreichen Evangeliumsschriften am Ort befanden sich zusammen nur sechs Bibeln, und von den glücklichen Besitzern war niemand bereit, für noch so viel Geld seine Bibel abzugeben. Nach einiger Zeit erfuhr das Ehepaar, in einem anderen, ziemlich weit entfernten Dorf wohne

ein Müller, der eine Bibel besitze. Gleich am anderen Morgen spannte der Bauer seine Kuh vor den Wagen — es war das einzige Zugtier, das er besaß — lud vier Sack Korn auf und fuhr zu dem Müller.

Der Müller war ein echtes Weltkind, einer von denen, die, wie der Herr sagt, „klüger sind als die Söhne des Lichts“. Er hatte schnell heraus, wieviel dem fremden Gast an dem Besitz einer Bibel lag, und er beschloß als guter Kaufmann, sich das Verlangen unseres Bruders nach dem göttlichen Buche zunutze zu machen.

„Ja, Freund“, sagte er bedächtig, „dies Buch zu bekommen, hat mich viel Mühe und ein schönes Stück Geld gekostet. Ich habe dafür eine weite und kostspielige Reise machen und dazu noch einen unerhört hohen Preis zahlen müssen. Nein, die Bibel geb' ich nicht ab.“

Unser Bruder wurde ganz traurig. Er bot dem Müller seinen ganzen Kornvorrat als Bezahlung an, aber der Mann blieb unerbittlich. Nach langem Hin und Her schien ihm endlich ein Ausweg zu kommen.

„Gehört die Kuh Euch, die Ihr da vor dem Wagen habt?“ fragte er plötzlich.

„Ja“, versetzte der andere etwas unruhig, „die Kuh ist mein Eigentum.“

„Nun, wenn Ihr die Bibel so gern haben wollt, will ich Euch den Gefallen tun und sie verkaufen. Gebt mir die Kuh, und ich gebe Euch die Bibel.“

Bei dieser schamlosen Forderung wurde unser Bruder bleich vor Schreck. Wie konnte er seine einzige Kuh abgeben, die ihm Milch und Butter für seine vier kleinen Kinder lieferte, und die er auch so nötig für die Feldarbeit brauchte?

„Nein“, erwiderte er, „das kann ich nicht, schon wegen meiner vier Kinder nicht.“

„Wie Ihr wollt“, versetzte der hartherzige Mann achselzuckend. „Ich dachte, ich hätte Euch mit meinem Anerbieten einen Gefallen getan.“

Betrübt fuhr unser Bäuerlein mit seinen vier Sack Korn wieder nach Hause zurück und erzählte seiner Frau, wie es ihm bei dem hartherzigen Müller ergangen war, und sie trauerte mit ihm.

Ein heftiger Kampf entbrannte mit diesem Tage in den Herzen der beiden rechtschaffenen Leuten. Sie hätten so gern die Bibel gehabt, aber sie konnten doch auch die Ruh nicht entbehren. Mehrere Tage vergingen, ohne daß sie zur inneren Ruhe gekommen wären. Eines Morgens sagte der Mann zu seiner Frau:

„Nun sag' doch nur, Frau, was wir tun sollen!“

Die Frau fing an zu weinen. Schließlich sagte sie:

„Ich glaube, wir müssen die Ruh abgeben.“

„Ja, das glaube ich auch“, erwiderte der Mann.

„Der Herr kann uns zu einer anderen Ruh verhelfen.“

Am nächsten Tage brachte der wackere Mann dem Müller die Ruh und empfing dafür die so sehr begehrte Bibel.

„Seht, Freunde“, endigte der Evangelist seine rührende Geschichte, „so teuer ist uns in Rußland Gottes Wort.“

Und wir, was haben wir übrig für Gott und Sein kostbares Wort?

**„Es ist gut für mich,
daß ich gedemütigt ward.“**

Langsam senkten sich die Schatten der Nacht auf die Heidelandschaft und das Dörfchen G. herab, das am Ufer eines Fließchens lieblich zwischen blumigen Wiesen und sanft ansteigenden Hügeln lag. Am Ausgang des Dorfes standen drei Häuschen, die sich von den übrigen dadurch unterschieden, daß sie etwas größer waren und einen behaglicheren Eindruck machten als die einfachen Dorfhäuser. Im ersten wohnte der Arzt, im zweiten der Schullehrer und im dritten eine Familie, deren Haupt bei den Dorfbewohnern allgemein unter dem Namen „der Maler“ bekannt war. Herr Steinmann hatte sich erst vor kurzem mit Frau und Kind in dem stillen G. niedergelassen. Mit Rücksicht auf die schwache Gesundheit seiner Gattin hatte er das stille Dorf mit seiner kräftigen, gesunden Landluft der nahegelegenen Stadt, in der er Zeichen- und Malunterricht erteilte, als Wohnort vorgezogen. Leider aber hatte es nicht den Anschein, als ob die Landluft der seit Jahren kränkenden Frau die Gesundheit wiedergeben sollte. Vielmehr schienen ihre Kräfte, wenn auch langsam, so doch stetig abzunehmen, zum großen Schmerz ihres einzigen Töchterchens, das mit zärtlicher Liebe an der Mutter hing.

Der Abend war heute früher als gewöhnlich her-

eingebrochen, denn es war neblig und der Himmel von einem bleifarbenen Grau. Im Wohnzimmer des Steinmannschen Hauses brannte ein behagliches Feuer. Margot war eben aus der Schule gekommen und kniete neben der Mutter Stuhl. Sie bemühte sich, ihr die Handarbeit, mit der die Mutter beschäftigt war, zu entziehen und sie zum Ausruhen zu bewegen.

„Du siehst so blaß und müde aus, Mütterchen. Laß die Arbeit jetzt ruhen, wenigstens bis Vater heimkommt“, bat das Kind. „Dieses angespannte Arbeiten ist wirklich zu viel für dich.“

„Liebes Kind“, erwiderte die Mutter, „die Arbeit muß heute abend fertig werden. Laß mich darum ruhig weiter arbeiten, so gut ich kann. Am besten nimmst auch du dein Strickzeug und setzt dich zu mir, dann können wir plaudern, oder du singst mir etwas vor. Das wird uns die Zeit angenehm verkürzen, bis Vater kommt.“

Margot befolgte schweigend den Rat der Mutter und begann zu stricken. Aber eine ganze Weile saß sie da mit gebeugtem Haupt und ohne ein Wort zu sprechen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit malte sich in den jugendlichen Zügen. Die Mutter blickte einigemal fragend ihr Töchterchen an.

„Du bist so still, Liebling“, begann sie endlich. „Warum sagst du kein Wort? Drückt dich etwas?“

Auch jetzt erfolgte nicht sogleich eine Antwort, aber Frau Steinmann bemerkte die Tränen, die eine nach der anderen auf ihres Kindes Arbeit fielen. Plötzlich warf Margot das Strickzeug hin, kniete neben der Mutter nieder und barg ihr Gesicht in deren Schoß.

„Es fällt mir so schwer“, schluchzte sie, „zu glauben, daß Gott gütig und barmherzig ist, wenn ich dich so krank und hinfällig sehe.“

„Aber, mein liebes Kind“, erwiderte die Mutter, dem Mädchen liebevoll das blonde Haar streichelnd, „du vergißt, daß der vollkommen gute und gnädige Gott viel weiser und zartfühlender in Seiner Liebe ist, als irdische Eltern es je sein können, und daß, wenn Er Prüfungen und Enttäuschungen sendet, Er sie nur über uns kommen läßt, weil sie nötig für uns sind. Denn sieh einmal, während wir nur die Gegenwart beurteilen können, schaut und kennt Gott unsere Zukunft bis in alle Ewigkeit. Gewiß ist es nicht in allen Umständen leicht, daran festzuhalten, daß Gott *L i e b e* ist. Doch ist gerade dies das Wesen wahren Glaubens, und nichts macht auch in Wahrheit das Herz glücklicher. Wie traurig und leidvoll ist doch das glücklichste menschliche Leben ohne die Kenntnis dieser Vaterliebe. Und wie wunderbar werden anderseits da alle Bürden und Sorgen erleichtert, wo ein Herz stets auf die Liebe und Gnade des Herrn rechnet!“

Margots Tränen versiegten, während sie der geliebten Stimme lauschte. Die guten mütterlichen Worte fielen in ein Herz, das von ihrer Wahrheit umso tiefer überzeugt war, als sie wußte, daß der Mutter Lippen nur das sprachen, was beständig in ihrem Leben zu sehen war: Angst, Leiden und Nöte vermochten der geduldigen Christin, die gelernt hatte, auf die unveränderliche Liebe eines himmlischen Vaters zu bauen und sich auf Seine göttlichen Zusicherungen zu stützen, keine Klagen zu entringen. Margot war erst dreizehn Jahre alt, aber das stille Glaubensleben der Mutter und ihre aus der Heiligen

Schrift schöpfenden Belehrungen hatten ihre Wirkung auf das Gemüt des Kindes nicht verfehlt. Getröstet kehrte sie auch jetzt an ihren Platz zurück, und, ihre Arbeit wieder aufnehmend, begann sie eins ihrer Lieder zu singen, denen die Mutter nie müde wurde zu lauschen.

Als der Vater bald darauf ins Haus trat, fing er noch gerade den Klang der Worte auf:

„Wohl weiß ich nicht,
Wie dort im Licht
Das Haus ist, da ich wohne.
Doch weiß ich wohl: Mir ist bereit
Die Herrlichkeit,
Die Palme und die Krone.“

Eine Wolke legte sich auf seine Stirn, und unzufrieden blickte er auf die kleine Sängerin.

„Wirklich, Margot, du könntest dir etwas Geschmackvolleres zum Singen aussuchen“, bemerkte er nähertretend. „Warum hast du es denn so eilig, diese Welt zu verlassen? Zudem können diese Himmelslieder deine Mutter, die der Erheiterung und Aufmunterung bedarf, nur traurig stimmen. Es lebt eine krankhafte Phantasie in euch beiden, die obendrein des Märrischen nicht entbehrt. Also wähle dir in Zukunft etwas Passenderes! — Und jetzt möchte ich zu Abend essen.“

Frau Steinmann erwiderte im Augenblick nichts auf die Worte ihres Mannes. Als aber Margot nach dem Essen aufstand und ihr den Gutenachtkuß gab, hielt sie sie einen Augenblick fest und sagte zu ihrem Gatten:

„Ehe Margot geht, laß mich dir sagen, lieber Werner, daß sie auf meinen besonderen Wunsch hin

das Lied sang, das dir so wenig gefiel. Es ist seit langem mein Lieblingslied, denn, lieber Mann, antritt mich traurig zu stimmen, bewirkt es gerade das Gegenteil. Es füllt mein Herz mit freudigen Gedanken und hilft mir, meine Schmerzen zu vergessen."

"Gut, dann werde ich nichts mehr dagegen sagen", erwiderte Herr Steinmann. "Ich wünsche nur, dich so glücklich wie möglich zu sehen. Immerhin scheint es mir unweise, des Kindes Kopf mit melancholischen Ideen zu füllen. Gute Nacht, Margot", setzte er herzlicher hinzu, als sein Töchterlein jetzt ihre Arme um ihn schlang. "Schlaf gut und werde mir nur nicht schwarzseherisch oder trübsinnig."

"Gute Nacht, lieber Vater!" klang es freundlich zurück.

Zwei Jahre waren vergangen. Sie hatten keine wesentliche Veränderung für die kleine Familie gebracht, außer daß Frau Steinmann mehr und mehr fühlte, daß ihr Leben auf Erden bald seinen Abschluß finden würde. Abgesehen von der Sorge, daß ihr Töchterchen nach ihrem Abscheiden die ihr noch so nötige mütterliche Pflege entbehren müsse, hatte der Gedanke, daß sie die irdische Behausung bald mit der himmlischen vertauschen sollte, nur Beglückendes für sie. Sie hatte lange auf diesen Augenblick gewartet, und das kindlich gläubige Vertrauen, das sie während ihres ganzen Lebens gehabt hatte, verließ sie auch jetzt nicht. Mit seliger Freude und einem Herzen voll Frieden sah sie dem Kommenden entgegen. Sehr zum Trost gereichte ihr der Umstand, daß ihr Kind sich inzwischen von ganzem Herzen dem Herrn übergeben hatte, und daß Margot begann, der Mut-

ter „Glauben nachzuahmen“, indem sie ihre Sorgen auf den Herrn warf und aus Seiner Liebe Trost und Hoffnung schöpfte.

Seit einiger Zeit pflegten Steinmanns einen freundschaftlichen Verkehr mit ihren Nachbarn, Dr. Tapper und seiner Gattin und dem Schullehrer, Herrn Hein. Diese kamen oft, um den Abend mit ihnen zu verbringen. Herr Hein war in besonderer Weise mit dem Vater seiner Schülerin befreundet. Teils war es die Liebe zur Musik, teils Frau Steinmanns rührende Geduld und Margots Lächeln, was den einsamen Mann nach einem Tag der Mühe und Arbeit mehr anzog, als das stille Zimmer, wo Bücher und Zeitungen seine einzige Erholung waren. Länger schon hatte er beobachtet, wie die Kräfte der Kranken schnell abnahmen. Als er seine Sorge dem Arzt mitteilte, kam dieser ungerufen, um nach der Kranken zu sehen. Aus diesem einen Besuch wurden mit der Zeit regelmäßige Abendbesuche, denen sich auch Frau Tapper anschloß.

Alle Bemühungen der Liebe vermochten aber nicht, der kranken Frau die verlorenen Kräfte wiederzugeben, und der Tag kam, an dem auch Herr Steinmann nicht länger mit einer Besserung im Befinden seiner Gattin rechnete. Sie freute sich über diese Wahrnehmung und sprach nun öfter in seiner Gegenwart von der Lieblichkeit der Heimat, in die sie bald abgerufen werden sollte. Auch trat sie immer entschiedener dem Irrtum seiner Meinung entgegen, daß Margot zu jung sei, um die Liebe Gottes zu verstehen und Frieden und Glück in einem Leben des Gehorsams gegen den göttlichen Willen zu finden. Er widersprach ihr nicht mehr, und ehe die treue Gattin und

Mutter heimgerufen wurde, hatte sie nicht nur die Gewißheit, daß ihr Kind ihr einst in die Herrlichkeit folgen, sondern auch, daß ihr Gatte durch Gottes Gnade den Weg zum Leben finden werde.

Nach der Mutter Tode war das arme Mädchen längere Zeit untröstlich.

„Laßt sie in Ruhe, bis sie sich in ihrem Schmerz von selbst zurechtfindet“, sagte der gute Doktor Lapper, als aller Zuspruch Margot nicht zu trösten vermochte. „Sie kannte außer ihrer Mutter keine Menschenseele, der sie sich rückhaltlos anvertrauen konnte, und nun fühlt sie sich naturgemäß vereinsamt. Nur die Hand, die die Wunde geschlagen hat, vermag auch zu heilen. Der gnädige Gott wird das arme Kind nicht ohne Trost lassen.“

Der Doktor hatte recht. Allmählich kehrte die Farbe in Margots Wangen und das Lächeln auf ihre Lippen zurück.

Jetzt, wo sie daheim durch die kranke Mutter keine Verpflichtungen mehr hatte, widmete sie sich fleißiger und hingebender ihren Schulstudien, und Herr Hein gewahrte mit Freuden, wie eifrig sie bei der Arbeit war. Die durch die anstrengende Pflege der Mutter verlorene Zeit hatte sie bald eingeholt, denn zu ihrem Lerneifer gesellte sich eine gute, rasche Auffassungsgabe. Ihr Vater bat sie jetzt auch öfter, ihm an den Abenden etwas vorzulesen. Sie folgte diesem Wunsch gern. Denn wenn der Vater auch geistlichen Lesestoff immer noch ablehnte, so wählte er doch zum Vorlesen nur gute Bücher, die auch für Margot nützlich waren. Zudem freute sie sich, dem Vater auf diese Weise dienen zu dürfen.

Eines Tages, als Margot aus der Schule kam,

fand sie den Vater zu einer ungewöhnlichen Stunde daheim. Er saß im Sessel am Ofen und hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt.

Seit dem Tode der Mutter hatte Margot keine Bemerkung über göttliche Dinge von dem Vater gehört. Er spottete nicht mehr über ihren kindlichen Glauben, versuchte auch nicht, wie früher, ihn ihr zu nehmen, aber er sagte auch nichts, was auf eine wirkliche Sinnesänderung schließen ließ. Nur meinte Margot, in den letzten Wochen insoweit eine Veränderung in ihres Vaters Wesen beobachtet zu haben, als ein sorgenvoller Ausdruck, der sich mehr und mehr vertiefte, auf seinem Gesicht lag und ihr deutlich sagte, daß er etwas habe, das ihn je länger je mehr niederdrückte.

Als sie ihn heute so in gebeugter Stellung vor dem Feuer sitzen sah, überkam sie ein banges Gefühl, daß sie neuen Sorgen und Schwierigkeiten entgegengehen möchte. Leise trat sie an seine Seite und versuchte festzustellen, ob er vielleicht schlafe. Aber da wandte der Vater den Kopf, und Margot sah, daß Tränen in seinen Augen schimmerten. Liebreich schlang sie ihren Arm um seinen Hals und sagte, ihn freundlich anblickend:

„Du hast Kummer, Papa. Laß mich ihn mit dir teilen! Ich habe seit langem bemerkt, daß etwas dich unglücklich macht. Bitte, verbirg es nicht länger vor mir. Sieh, du und ich sind allein übriggeblieben“, fuhr sie dann zärtlicher fort, „und — da sollte es keine Geheimnisse zwischen uns geben.“

„Margot, mein kleiner Tröster“, erwiderte der Vater, seines Kindes Hand in die seinige nehmend, „ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll. Du hast ge-



. . . . Eines Tages, als Margot aus der Schule kam, fand sie den Vater zu einer ungewöhnlichen Stunde daheim. Er saß im Sessel am Ofen und hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Leise trat sie an seine Seite und versuchte festzustellen, ob er vielleicht schlafe. Aber da wandte der Vater den Kopf

rade genug zu tragen. Aber — über kurz oder lang mußt du die Wahrheit doch erfahren. Ist es dir noch nicht aufgefallen, wie oft ich meine Abende in letzter Zeit mit Nichtstun verbrachte und nur deinem Vorlesen zuhörte?“

Das junge Mädchen fuhr erschrocken in die Höhe. „Es handelt sich doch nicht um deine Augen, Papa?“

„Ja, mein Kind, langsam aber sicher verliere ich mein Augenlicht. Nicht mehr lange, und ich werde zum Zeichnen und Malen unfähig sein, und dann weiß ich nicht, wovon wir leben sollen.“

Das wußte freilich auch Margot nicht, und zuerst wollte es ihr recht bange werden. Dann aber klang es zuversichtlich in ihrem Herzen: „Ich will dich nicht versäumen, noch dich verlassen“, und in dieser ihr vom Herrn so freundlich geschenkten Kraft vermochte sie die sorgenvollen Gedanken auf die Zukunft zu verdrängen und den bekümmerten Vater zu trösten.

„Ich bin so froh, daß du es mir gesagt hast, Väterchen“, sagte sie; „ich kann dann doch mit dir tragen. Und sei mir auch nicht böse, wenn ich dir weiter sage, daß ich fest auf das Wort vertraue: Wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Mütterchen hat es mich gelehrt, und ich kann nicht anders, als mich fest auf Gottes Zusage verlassen. Ach, Vater, wenn doch auch du nur glauben könntest, daß Gott uns liebt, und daß es Sein Wunsch ist, uns wahrhaft glücklich zu machen! Dann würdest du einen großen Trost in dem Gedanken finden, daß auch diese neue Trübsal zu unserem Besten dienen muß. Das hat Mama immer gesagt, und das hat ihr auch alles Schwere leicht gemacht.“

„Deine Mutter war ein Engel, Margot, und stand einzig da“, erwiderte Herr Steinmann. „Wir werden ihr nie ähnlich werden, und doch bilde ich mir manchmal ein, sie sei noch bei mir, wenn ich sehe, wie mein kleines Mädchen sich selbst vergißt und alles tut, um ihren Vater zu erfreuen und zu trösten.“

„Ich wünschte nur, ich könnte dich besser trösten“, erwiderte Margot, sich die Tränen trocknend, welche ihr bei der Erinnerung an die liebe Entschlafene gekommen waren.

Noch lang saßen Vater und Kind an diesem Winterabend plaudernd zusammen. Sie unterhielten sich zum erstenmal über die heimgegangene Gattin und Mutter, die ihnen beiden so teuer gewesen war. Als Margot ihrem Vater Gute Nacht sagte, hatte ihr einfältiger Glaube an Gottes Güte und die Furchtlosigkeit, mit der sie, auf diese Güte gestützt, von der dunklen Zukunft sprach, viel von der Last, die auf ihm lag, weggenommen. Es war, als ob etwas von dem Frieden, der ihr eigenes Herz erfüllte, auf ihn übergegangen sei. Die kommende Prüfung erschien ihm nicht mehr so schrecklich wie vorher.

Ehe der arme Künstler sein Augenlicht ganz verlor, öffnete sich für Vater und Tochter eine andere Möglichkeit, ihren Unterhalt zu finden. Herr Hein, der, durch die ungewöhnliche Begabung seiner Schülerin veranlaßt, Margot schon länger einen vorbereitenden Unterricht hatte zuteil werden lassen, bot ihr eine Stelle als Hilfslehrerin an der Dorfschule an. Bei ihrem angeborenen Zeichentalent und den Unterweisungen, die sie in stillen Abendstunden von dem Vater empfing, gelang es ihr auch, bei einigen seiner jüngeren Schüler den Zeichenunterricht fortzusetzen.

So kam es, daß, als Herr Steinmann sich schließlich gezwungen sah, Stift und Pinsel aus der Hand zu legen, und als alles um ihn her vor seinen Augen in dunkle Nacht sank, in ihm eine Quelle sich aufstaut, die nur Lob und Dank auf seine Lippen rief gegen Den, der sich in seinem Elend so über ihn erbarmt und ihn mit einem solch teuren Kinde gesegnet hatte. Die Güte Gottes leitete diesen Mann in Wahrheit zur Buße. Es war das Empfinden dieser Güte einem Unwürdigen gegenüber, das hauptsächlich die errettende Veränderung bei Herrn Steinmann bewirkte. Die Worte und das Leben seiner Gattin, die, seit seine leiblichen Augen versagten, lebendiger und kraftvoller als je vor seinem inneren Auge standen, sowie der Einfluß Margots zogen ihn unwiderstehlich zu der Quelle, aus der beide geschöpft hatten; und auch er trank jetzt von dem lebendigen Wasser, „das jeden, der da trinkt, nicht dürsten läßt in Ewigkeit, ja, das in ihm eine Quelle Wassers wird, das ins ewige Leben quillt“. (Vergl. Joh. 4, 14.)

Von da ab war der kleine Haushalt ein uneingeschränkt glücklicher, denn gleich allen denen, die den Herrn lieben und auf Seine Güte harren, erfuhren Vater und Tochter die Wahrheit der göttlichen Verheißung: „Er wird nichts Gutes vorenthalten denen, die in Lauterkeit wandeln“.

Die Worte Gottes hatten fortan für Herrn Steinmann nichts Melancholisches mehr wie einstens, sondern waren ihm Trost und Freude. Er hatte gelernt, von Herzen mit dem Psalmisten zu sprechen: „Es ist gut für mich, daß ich gedemütigt ward, damit ich deine Satzungen lernte“. (Ps. 119, 71.)

Willst du ewig verloren gehen?

In unserer kleinen Stadt wurde an einigen Abenden das Evangelium verkündigt, und mit anderen war ich unterwegs, um für die Versammlungen einzuladen. Gerade stand ich vor einem großen Hause und fragte mich, ob es Zweck habe, der Besitzerin, einem alten Fräulein, eine Einladung zu bringen. Es war mehr als fraglich, ob die Dame mit ihrem starren Vorurteil brechen und sich herbeilassen würde, einmal anderswo als von der Kanzel einer Kirche herab Gottes Wort verkündigen zu hören. Aber die Neugier, die im Menschenleben eine so wesentliche Rolle spielt, mochte in diesem Falle vielleicht den Ausschlag geben, und wir hatten oft genug die Erfahrung gemacht, daß solche, die zu keinem anderen Zweck eine Evangelisations-Versammlung besucht hatten, als zu spotten, in ihr gelernt hatten zu beten.

Ja, mein Leser, wenn du wirklich wünschest, ewig verloren zu gehen, und wirklich beabsichtigst, in eine Verdammnis ohne Ende hinabzusinken, dann tust du gut, nie eine Evangeliums-Versammlung zu besuchen, ja, selbst zu vermeiden, ein Evangeliumsschriftchen zu lesen. Gottes Güte gegenüber dem feindseligen Sünder ist nämlich so groß, daß durch die Wirkung Seines Heiligen Geistes schon oft ein Satz, ja, selbst ein Wort von des Evangelisten Lippen zur Folge gehabt hat, daß Menschen, die nur ganz zufällig, wie sie sagen würden, in die Versammlung gekommen waren, sie mit einem Stachel im Gewissen verließen, den sie trotz aller Bemühungen nicht mehr loswurden. Und dann hat Er, der die

Wunde schlug, sie auch geheilt. Das ist ja die Weise der göttlichen Gnade, aus dem verstockten Sünder und Feinde Gottes einen erlösten Menschen, ein glückliches Kind Gottes zu machen. Wie mancher, dessen Natur „Feindschaft war gegen Gott“, und der „tot war in seinen Vergehungen und Sünden“, ist „durch die Gnade errettet“ und „mit Christo lebendig gemacht“ worden!

„Den A r m e n wird gute Botschaft verkündigt“, ist eine Verheißung aus Gottes Wort, deren Wahrheit ich im Laufe der Jahre immer mehr erkennen durfte. Sie klang mir auch im Herzen wider, als ich vor jenem großen Hause stand. Es ist nicht so schwer, an die Tür des Armen zu klopfen und hier mit einigen freundlichen Worten eine Einladung abzugeben, denn man weiß, daß Bedürfnisse irgendwelcher Art dort stets vorhanden sind. Mit dem Reichen dagegen ist es eine andere Sache. Er ist satt und kennt kaum etwas von unbefriedigten Bedürfnissen. Einen Anknüpfungspunkt zu finden, ist da weit schwieriger.

Durch den Zuspruch einer Bekannten ermutigt, beschloß ich indes, trotzdem den Versuch zu machen. Fräulein G. empfing mich höflich, wenn auch mit einer gewissen Steifheit, die sich fühlbar vermehrte, als ich den Grund meines Besuchs genannt hatte.

Es wurde mir schnell und deutlich klar, daß sie sich „aus derartigen Veranstaltungen nichts machte“. Sie war eine gewissenhafte Kirchenbesucherin und ging auch regelmäßig zum Abendmahl. Was brauchte sie da noch Evangeliums-Versammlungen? Zu solchem Zweck des Abends auszugehen und noch dazu an einem Wochentag, kam für sie nicht in Frage. Wenn sie an

den Sonntagen regelmäßig ihren Platz in der Kirche ausfüllte, so war sie der Überzeugung, daß sie damit ihren religiösen Pflichten genüge und für ihre Seele gebührend Sorge.

In unserer Unterhaltung kamen wir unter anderem auf eine junge Dame zu sprechen, die schwerkrank daniederlag. Jeden Tag konnte sie abgerufen werden. In der Hoffnung, durch eine entsprechende Bemerkung das Gespräch dahin zu bringen, daß Fräulein G. selbst vor die entscheidende Frage gestellt wurde: Wo wirst du die Ewigkeit zubringen? erlaubte ich mir zu fragen:

„Glauben Sie, daß Fräulein H. auf die ernste Reise vorbereitet ist?“

Ich werde nie den Blick vergessen, mit dem Fräulein G. mich ansah, als sie, jedem Wort einen besonderen Nachdruck verleihend, voll Ärger und Staunen ausrief:

„Vorbereitet? Aber ich bitte Sie! Sie ist doch die Tochter eines der höchsten Würdenträger unserer Kirche!“

„Verzeihen Sie, Fräulein G., wenn ich Ihnen widersprechen muß“, entgegnete ich. „Wessen Tochter die arme Sterbende ist, hat in diesem Falle nicht viel zu sagen. Jemand kann ein hohes, ja, das höchste Kirchenamt bekleiden und dabei doch ewig verloren gehen. Amt und Stellung geben keinem Menschen ein Anrecht an den Himmel.“

Die alte Dame sah mich ebenso fassungslos wie entrüstet an. So etwas hatte sie noch nie aus eines Menschen Mund vernommen, und sie wollte auch jetzt kein Wort weiter hören. Die Unterredung war zu Ende. Fräulein G. gehörte eben zu der großen Schar

jener „Christen“, auf die man das Wort des Propheten anwenden kann: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit entfernt von mir“.

Mein Leser, bist du dir klar, was allein dem Menschen ein Anrecht an den Himmel zu geben vermag? Es ist in diesen Hefen oft genug gesagt worden, und wir möchten es immer wieder bezeugen: Nur der Glaube an das kostbare Blut Jesu, das einst am Kreuzesstamm für sündige, schuldbeladene Sünder geflossen ist, kann dir und mir Zutritt zum Himmel verschaffen. Einen anderen Weg gibt es nicht. „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ Aber, mein Leser, eine andere Frage ist, ob du überhaupt errettet werden willst? Fräulein G. hatte keinerlei Gefühl darüber, daß ihr noch etwas fehlte, und daß sie errettet werden müsse. Woher kam das? Weil sie in ihren Augen nicht verloren war. Um errettet werden zu können, muß man zunächst verloren sein. Wovon will man sonst errettet werden? Und gerade da liegt die große Täuschung so unendlich vieler Menschen. Riesengroß ist die Zahl derer, die da meinen, weil sie getauft seien, die Kirche besuchten, ab und zu auch zum Abendmahl gingen, so könne es ihnen nicht fehlen. Bekleiden sie nun gar noch irgend ein kirchliches Amt, tun viel Gutes, halten Sonntagschule und dergleichen, dann ist nach ihrer Meinung erst recht alles in Ordnung.

Solltest du ähnlich denken, dann, mein Leser, möge Gott sich über dich erbarmen und diese Lügenzuflucht dir nehmen, ehe es für ewig zu spät ist! Möge Er dich verstehen lassen, daß du trotz aller

äußeren Vorzüge und guten Gewohnheiten vor Ihn ein armer, verlorener Sünder bist! Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren äußerlich sehr fromme Leute. Aber was sagte Er, der die Wahrheit ist? „Wenn nicht eure Gerechtigkeit vorzüglicher ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen.“

Jesus war ein Heiland für Sünder, nicht für Gerechte. „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße“, erklärte Er den religiösen Leuten, die darüber murrten, daß Er mit „Zöllnern und Sündern“ aß. Er war für die Kranken, nicht für die Gesunden gekommen. Wer also noch nicht herausgefunden hat, daß er gleich diesen Zöllnern und Sündern verloren ist und der Errettung bedarf, mit dessen Aussicht auf den Himmel ist es schlecht bestellt. Die, welche einst in ewiger Schönheit und Vollkommenheit den Himmel füllen werden, sind lauter Seelen, die auf Erden erkannt haben, daß sie verloren waren. Für die, welche sich auf ihr Tun stützen, ist im Himmel kein Raum.

Gott sei Dank! es braucht niemand verloren zu gehen, denn „der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten was verloren ist“, und alles was der Bußfertige zu tun hat ist, sein Vertrauen auf Ihn zu setzen. „Glaube an den Herrn Jesus Christus, und du wirst errettet werden.“ (Apostelg. 16, 31.)

„Denn durch die Gnade seid ihr errettet, mittelst des Glaubens, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme.“ (Eph. 2, 8. 9.)

Ein Sturm als Bote Gottes

In Sydney, einer der größten Städte Australiens, machte ich die Bekanntschaft eines gläubigen Kapitäns, der in seinem Leben oft hatte erfahren dürfen, daß Gott die ehrt, die Ihn ehren.

In jungen Jahren, als Kapitän Morgan zum erstenmal ein Schiff zu befehligen hatte, geschah es ungefähr zehn Tage, bevor er mit seinem Kreuzer zum Walfischfang hinaussegelte, daß er in eine Kapelle geriet, in der eine Evangeliumsversammlung stattfand. Dieser Umstand wurde für sein ganzes ferneres Leben entscheidend. Bis dahin ein Mensch, der es in einem sorg- und zügellosen Leben allen anderen vorausgetan hatte, bewirkte die göttliche Gnade plötzlich eine so völlige Veränderung in ihm, daß seine Leute ihn kaum wiedererkannten. Hatte er sonst nie einen Befehl gegeben, ohne ihn durch einen Fluch zu bekräftigen, so hörte man ihn jetzt nie mehr fluchen. Und derartig war der Einfluß seines veränderten Wesens und die Macht seines Beispiels, daß es in wenigen Monaten kein Mann der Besatzung mehr wagte, in seiner Gegenwart ungehörige Redensarten zu führen.

Als der junge Kapitän im Auftrag eines Sydneyer Großkaufmanns, der eine Reihe Schiffe im Walfischfang beschäftigte, auf der Fahrt in die fischreichen Gebiete des Stillen Ozeans eines Abends wie gewöhnlich in seiner Bibel las und an die zehn Gebote kam, erhob sich in seinem Innern die Frage: Tue ich recht, wenn ich auch am Sonntag die Boote zum Fang hinablasse? Die Worte der Schrift lau-

teten einfach und klar: „Sechs Tage sollst du arbeiten und all dein Werk tun; aber der siebente Tag ist Sabbath dem Jehova, deinem Gott: du sollst keinerlei Werk tun“. Er bedauerte, dieses Gebot nicht früher beachtet zu haben*), und beschloß, wenngleich es nicht ohne heftigen, inneren Kampf abging, dem göttlichen Befehl einfältig zu gehorchen. Eine Hauptschwierigkeit war dabei, daß auch seine Offiziere und die Schiffsmannschaft, die, wie er selbst, nicht in festem Gehalt standen, sondern je nach der Menge des gewonnenen Trans bezahlt wurden, in Mitleidenschaft gezogen wurden. Würden sie, falls er sie von der Sonntagsarbeit abhielt, sich nicht empören und meutern? Er hoffte zunächst, daß Gott ihnen am Sonntag keinen Walfisch begegnen lassen würde. Sollte es aber dennoch der Fall sein, dann wollte er seiner Überzeugung treu bleiben und den Ausgang Gott überlassen.

Nachdem sie die entsprechenden Gewässer erreicht hatten, vergingen Wochen, ohne daß sich ein Walfisch hätte blicken lassen. Endlich — es war Sonntagnachmittag, zwei Stunden vor Sonnenuntergang — erscholl der langersehnte Ruf von der Spitze des Mastbaumes: „Wal! Wal!“ und sogleich war alles in Bewegung. Schon wurden die Boote heruntergelassen, und für einen Augenblick zögerte der junge Kapitän. Die allgemeine Aufregung war ansteckend. Unwillkürlich war er mit den übrigen aufgesprungen, und seine Wangen röteten sich vor Eifer. Doch nur für

*) Wie wir sehen, verwechselte der junge Gläubige den Sabbath mit dem Sonntag, dem Tage des Herrn. Aber grundsätzlich handelte er richtig, und wir werden hören, wie Gott sich zu seinem Tun bekannte.

einen Augenblick. Als sei es in seine Ohren gesprochen, hörte er plötzlich klar und deutlich die Worte: „Gedenke des Sabbathtages, ihn zu heiligen!“ Und laut und vernehmlich tönte im gleichen Augenblick seine Stimme über das Deck in dem Befehl, daß kein Boot an diesem Tage das Schiff zu verlassen habe.

Die Szene, die hierauf folgte, das starre Stauen, welches, sobald man die Ursache zu dem seltsamen Befehl erfuhr, einen Sturm der Entrüstung, heftigen Widerspruch und allgemeinen Aufruhr auslöste, kann sich der Leser selbst ausmalen. Aber der Kapitän stand ruhig inmitten des Tumultes da, und sein mutiges, unerschrockenes Auftreten, sowie das Versprechen, daß er alle für den Verlust des heutigen Tages aus seiner eigenen Tasche entschädigen werde, brachte die Tobenden endlich zur Ruhe.

„Der Schiffsherr wird von diesem Verlust ebenso wenig erbaut sein wie wir“, brummte der Obersteuermann, der, durch das erhaltene Versprechen noch nicht befriedigt, dem Kapitän in die Kajüte folgte. „Dies wird das erste und letzte Schiff sein, das er Ihrem Befehl übergibt, Herr Kapitän, darauf können Sie sich verlassen, und ich muß Sie, auch im Namen der Mannschaft, bitten, uns die soeben getroffene Vereinbarung schriftlich zu bestätigen.“

Der Kapitän erwiderte hierauf freundlich, daß ein am Sonntag vollzogener Vertrag vor dem Gesetz keine Gültigkeit habe, versprach aber, dem Wunsche am folgenden Morgen nachzukommen. Seine Stimme klang traurig, als er so sprach, denn er fühlte nur zu deutlich die Wahrheit dessen, was sein Steuermann gesagt hatte: kein Eigentümer würde ihm künftig noch ein Schiff zur Führung übergeben.

Der Obersteuermann war ein rauher Seemann, der seinen Kapitän von Jugend auf gekannt hatte, und der mehr als irgend ein anderer darüber erstaunt war, daß der noch junge Mann sich gegen früher so völlig verändert hatte. Daß sein Vorgesetzter in seiner Überzeugung aufrichtig war, hatte er durch sein heutiges Handeln bewiesen, und er konnte den Beweggründen zu einem Vorgehen, das in Bezug auf äußeres Fortkommen fast einem Selbstmord gleichkam, seine Achtung nicht versagen. Etwas wie Beschämung regte sich in seinem Herzen, und er bat den Kapitän hinsichtlich dessen, was er über den drohenden Verlust gesagt hatte, um Verzeihung.

„Sehen Sie, Herr Kapitän“, fügte er entschuldigend hinzu, „ich habe eine Frau und fünf Kinder zu ernähren, und wenn Gott uns am Sonntag einen Walfisch schickt, glaube ich, daß es auch Sein Wille ist, daß wir am Sonntag Jagd auf ihn machen. Wenigstens ist das meine — —“

Der Sprecher verstummte mit einemmal. Er stand plötzlich wie an den Boden gewurzelt da, seine Augen starr auf einen Gegenstand nahe vor ihm gerichtet. Dem Kapitän war der Ausdruck tiefsten Erstaunens, ja, Erschreckens in den Zügen seines Obersteuermanns entgangen. Das Vorhergegangene hatte ihn doch gewaltig angegriffen, und ermüdet hatte er sich in einen Sessel geworfen. Er dachte über die Folgen nach, die der heutige Tag für ihn haben würde, und bemühte sich, in der Kraft des neugefundenen Lebens zu sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Er schien die Gegenwart des Obersteuermanns ganz vergessen zu haben und schaute gedankenverloren durch die offenen Fenster in die Abendsonne, die sich eben nach

einem brütendheißen Tag zum Untergang neigte. Da schreckte ihn der Ruf auf:

„Kapitän, Kapitän, schauen Sie doch her!“

Und der Obersteuermann wies auf den Gegenstand, der seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hielt. Morgan trat an seine Seite, und auch über seine Züge breitete sich ein Ausdruck des Entsetzens, mit tiefem Staunen vermischt, als er sah, wie der Zeiger des Barometers mit großer Schnelligkeit fiel. Im nächsten Augenblick stürzten beide Männer auf Deck, um die Mannschaft zusammenzurufen.

Es war ein Glück für die Leute, daß keiner von ihnen das Schiff verlassen hatte, und es war ein Glück für das Schiff, daß alle Hände zur Verfügung waren, denn in einer knappen halben Stunde brach ein Sturm los, der alle an Bord in einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod verwickelte und die äußerste Kraftanstrengung jedes einzelnen erforderte.

Drei Tage und drei Nächte jagten sie vor der Windsbraut dahin. Als der Sturm sich legte, mußten sie feststellen, daß sie sich einige hundert Meilen aus der Gegend entfernt hatten, die ursprünglich für einen erfolgreichen Fang ausersehen war. Zu ihrer freudigen Überraschung aber entdeckten sie bald, daß dieser Teil des Ozeans, den der Obersteuermann für den am wenigsten versprechenden erklärt hatte, in Wirklichkeit einer der fischreichsten war. Kaum hatte sich das Wetter einigermaßen aufgeklärt, als sie gewahrten, daß sie sich inmitten eines richtigen Walfisch-„Schwarms“ befanden, und zwei Tiere wurden sogleich erlegt. Als diese verarbeitet waren, wurden weitere Wale gesichtet und erbeutet. Sie waren so vom

Glück begünstigt, daß Kapitän Morgans Schiff, anstatt in zwei oder drei Jahren, (die Zeit, die gewöhnlich gebraucht wird, um ein Frachtschiff zu füllen) schon nach zehn Monaten nach Sydney zurückkehrte, wo sein Schiffseigentümer von dem seltenen Erfolg und der zeitigen Heimkehr so angenehm berührt war, daß er Morgan erklärte, er könne hinsichtlich des Sonntags tun und lassen, was ihm beliebt.

So hatte die Standhaftigkeit des jungen Kapitäns, anstatt ihn schmerzliche Verluste zu kosten, in Wirklichkeit den gegenteiligen Erfolg. Auch in Zukunft war niemand so erfolgreich im Walfischfang wie Kapitän Morgan, der seinen Schiffseigentümern in sechs Arbeitstagen mehr Tran einbrachte als andere in sieben. Nach wie vor hielt er treu an der Regel fest, den Sonntag als den Tag des Herrn zu heiligen, und der Segen des Herrn war mit ihm.

Welkende Blätter

Was ist's, welkenden Blätter,
Was flüstert ihr mir ins Ohr?
Es ist mir, als hört' ich das Echo
Von einem herrlichen Chor.

Ein Lied voll Hoffen und Sehnen —
Ist's Jubel oder ist's Schmerz?
Ein Hallelujah mit Tränen,
Das zittert mir durch mein Herz.

Was ist's? — Ich sollte wohl weinen,
Du müdes, welkes Blatt,
Wenn du zu meinen Füßen
Dich legst so todesmatt?

Warst einst so grün und duftig,
Ein glänzend Frühlingskind;
Bist nun so welk und dürre,
Verweht vom Herbsteswind.

Du sprichst vom Scheiden und Sterben,
Vom Sinken ins frühe Grab,
Von tausend Hoffnungsblüten,
Die welkend fielen ab.

Und doch — ich kann nicht weinen,
Dein Klaglied, leis und bang,
Es wird in meinem Herzen
Zu lauter Lobgesang.

Nur ahnend kann ich's verstehen,
Ich sinke betend hin,
Und fühl' es, daß ich unsterblich,
Daß ich vom Himmel bin.

Dies Land, wo alles welket,
Ist meine Heimat nicht.
Mir winkt ein ew'ges Erbe
In ungetrübtem Licht.

Das Flüstern der welkenden Blätter,
Das Sehnen in der Natur,
Das Weinen bei offenen Gräbern,
Das Seufzen der Kreatur,

Das Heimwehlied, das klinget
Im stillen, herbstlichen Tal,
Es sind nur die tiefen Akkorde
Vom ewigen Choral;

Vom Lied, das donnernd rauschet
Vor dem kristall'nen Meer,
Wenn heilige Freude bebet
Durch der Erlösten Heer:

O Preis und Dank und Ehre,
O Lob und Ruhm und Macht
Sei ewig, ewig, ewig
Gott und dem Lamm gebracht!

Dora Rappard.